

ALFRED E. FRAUENFELD

UND TRAGE KEINE REU'

Druffel Verlag

ALFRED E. FRAUENFELD

UND TRAGE KEINE REU'

Vom Wiener Gauleiter zum Generalkommissar der Krim

ERINNERUNGEN UND AUFZEICHNUNGEN

Druffel

Ein bewegtes Leben

In diesem faszinierenden Erinnerungsbuch erzählt der 1977 verstorbene ehemalige Gauleiter von Wien und spätere Generalkommissar der Krim aus seinem abenteuerlichen Leben; gespickt mit historisch interessanten Details und persönlichen Erlebnissen. Frauenfeld berichtet von seinem Aufstieg zum Gauleiter von Wien 1929. Jahre dramatischer politischer Auseinandersetzungen in der Donaumetropole folgten; immer wieder unterbrochen von heiter-besinnlichen Begebenheiten, wie man sie wohl nur in Wien erleben konnte und wie sie nur ein gebürtiger Wiener schildern kann.

Erstmals werden in diesem Buch wichtige Einzelheiten über das Betätigungsverbot der nationalsozialistischen Bewegung in Österreich und die anschließende Verhaftungswelle durch die Dollfuß-Starhemberg-Regierung mitgeteilt. Frauenfelds Zeugenbericht über Hintergründe und Ablauf des gescheiterten Putschversuches im Sommer 1934 ist eine notwendige Korrektur bislang gängiger Behauptungen.

In den dreißiger Jahren zum Geschäftsführenden Leiter der Reichstheaterkammer ernannt, vermittelt Frauenfeld aus jener Zeit lebendige Eindrücke über das kulturelle Wollen und das geistige Schaffen jener kurzen Friedenszeit, die er als die „goldenen dreißiger Jahre“ bezeichnet.

Der Zweite Weltkrieg findet ihn als Vertreter des Auswärtigen Amtes bei Armeestäben und als Generalkonsul an beinahe allen Fronten. Im Herbst 1941 zum Generalkommissar der Krim ernannt, berichtet Frauenfeld aus erster Hand über eines der folgenschwersten Kapitel der deutschen Führung in den besetzten Ostgebieten. Vergeblich versuchte er eine Änderung der damals vertretenen Politik herbeizuführen. Seine Vorschläge wurden erst aufgegriffen, als die sowjetischen Armeen bereits Budapest erobert hatten.

So ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Dritten Reiches, abgerundet und ergänzt von Erlebnissen aus 1000 Tagen Gefangenschaft bei den Amerikanern nach dem Zusammenbruch 1945.

DRUFFEL VERLAG

D-8031 LEONI AM STARNBERGER SEE

Alfred E. Frauenfeld

UND TRAGE KEINE REU'

Vom Wiener Gauleiter zum Generalkommissar der Krim
Erinnerungen und Aufzeichnungen

„Ich habs gewagt mit Sinnen
und trag des keine Reu'."

Ulrich von Hutten

ALFRED E. FRAUENFELD

UND TRAGE KEINE REU'

Vom Wiener Gauleiter zum Generalkommissar der Krim
Erinnerungen und Aufzeichnungen

DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

Umschlagentwurf: H. O. Pollähne, Braunschweig.

Fotos aus dem Besitz des Autors

Internationale Standard-Buchnummer

ISBN 3 8061 0890 0

1978

Gesamtherstellung: Landsberger Verlagsanstalt, Landsberg am Lech
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Gauleiter von Wien

Reichstheaterkammer

Kriegseinsatz

Generalkommissar der Krim

Fallen ist keine Schande

Vorwort des Verlages

Alfred E. Frauenfeld ist an der Schwelle zum 80. Lebensjahr am 10. Mai 1977 in Hamburg gestorben.

Geboren am 18. Mai 1898 in Wien, einer alteingesessenen Familie entstammend, noch Offizier des Ersten Weltkrieges, der bewußt in der Metropole den Zusammenbruch und das Auseinanderfallen der Donau-Monarchie 1918/1919 erlebte, sah und verspürte sehr deutlich die wirtschaftlichen und politischen Probleme der jungen Republik Österreich – ein Kind des Diktates von St. Germain.

1929 führte ihn der Weg zur österreichischen NSDAP und zu Hitler. Er wurde Gauleiter von Wien und konnte durch Tatkraft, Einfallsreichtum und persönlichen Mut innerhalb eines Jahrzehntes die österreichische Hauptstadt für die NSDAP gewinnen. Der Zulauf, den die NSDAP erhielt, beunruhigte auf die Dauer die Dollfuß-Starhemberg-Regierung so, daß sie praktisch die Partei verbot. Auch Alfred E. Frauenfeld kam ins Anhaltelager Wöllersdorf. Nach Freilassung und seiner Flucht nach Deutschland folgte zwangsläufig der Putsch gegen das Dollfuß-System, der jedoch zum Scheitern verurteilt war. Frauenfeld, den Hitler nicht nach Österreich zurückkehren ließ, wurde zum Geschäftsführenden Leiter der Reichstheaterkammer berufen. Den Anschluß Österreichs im März 1938 und Hitlers Einzug in Wien, erlebte Frauenfeld nur als Zaungast. Vergeblich hatte er gehofft, wieder seiner Vaterstadt dienen zu können. Parteiinterne Intrigen sorgten dafür, daß Frauenfeld nie wieder für und in Wien tätig werden durfte.

Zu den wichtigsten Ereignissen in Frauenfelds politischem Leben gehört zweifellos die Berufung zum Generalkommissar der Krim im September 1941; hier trat er mit einer Entschiedenheit für eine politische Lösung in den besetzten Ostgebieten ein, die im krassen Gegensatz zu jener Politik stand, die Gauleiter Koch als Reichskommissar in den besetzten Ostgebieten verfocht. Frauenfelds Denkschriften sind auch heute noch wichtige Zeugnisse dafür, daß innerhalb der deutschen Führung um eine andere Politik gegenüber den zunächst befreiten Völkern Rußlands gerungen wurde. Daß Frauenfelds Gedanken und Vorschläge nicht zum Druchbruch kamen, gehört zweifellos zu den Tragödien des Zweiten Weltkrieges.

Alfred E. Frauenfeld hatte als Leitsatz für seine Erinnerungen das Hutten-Wort: „Ich hab's gewagt mit Sinnen und trag des keine Reu" gewählt. Daraus ergab sich zwangsläufig der Titel für seine Aufzeichnungen.

Der nachdenkliche Leser findet in Frauenfelds Erinnerungen, die auf Tonband gesprochen wurden und von ihm selbst nicht mehr die letzte Form erhalten konnten, eine Bestätigung des von ihm gewählten Hutten-Wortes. Seine Erinnerungen sind aufrichtig und ehrlich, aber nicht unkritisch. Frauenfeld bekennt sich zu seinem ganzen Leben, nicht nur zu Leistungen und Erfolgen, sondern auch zu Fehlern und Mißerfolgen. So sind seine Aufzeichnungen und Erinnerungen nicht nur aufschlußreiche Rückblicke auf ein bewegtes Leben, sondern zugleich eine Quelle für die Geschichte jener Generation, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts den Traum vom Reich aller Deutschen auf nationaler und sozialer Ebene verwirklichen wollte.

Frauenfelds Erinnerungsbuch ist daher ein notwendiger Beitrag zum Verständnis der Kriegsgeneration, die heute noch und immer wieder diffamiert wird.

EINLEITUNG

Diese Aufzeichnungen sollen nicht nur jenen Überlebenden aus der Vergangenheit, die mehrere Jahrzehnte zurückliegt, vieles in Erinnerung rufen, sondern es soll noch eine weitergehende Wirkung damit erzielt werden, die oftmals bei solchen Aufzeichnungen unberücksichtigt bleibt. Man muß sich vor Augen halten, daß eine Generation oder sogar zwei Generationen nach uns, falls sie sich überhaupt mit diesen Vorgängen befassen, von diesen gar keine Vorstellung haben, was noch nicht das schlechteste ist, oder was schlecht ist, eine völlig verzerrte, weil in Schulen und durch einseitig gehässige Literatur ein ganz falsches Bild vermittelt worden ist.

Es ist daher manches zu sagen, was einem alten Menschen kaum des Erwähnens wert erscheint, aber einem jungen, der nächsten Generation angehörenden Menschen eine Welt zeigt, von der er kaum eine Vorstellung haben kann, weil er sie nicht nur nicht erlebte, sondern diese ihm als Zerrbild dargestellt wurde.

Gravierend scheint mir die Tatsache zu sein, daß die junge Generation lange nicht das Interesse und die Anteilnahme für die Vergangenheit, die Geschichte unseres Volkes hat, wie dies noch in meiner Zeit ganz selbstverständlich gewesen ist.

So ist es erschreckend festzustellen, daß man heute eine andere Sprache spricht, daß die heutige Jugend kaum noch „unsere" Schriftsteller, Dichter, Bühnenautoren und Künstler kennt, deren Wirken für uns von größter Wichtigkeit war, weil wir an ihnen unsere Weltanschauung bildeten, weil es ihre Werke waren, die uns zu begeistern vermochten und uns formten.

Wenn junge Menschen heute überhaupt keine Weltanschauung besitzen, was nicht selten vorkommt, dann übernehmen sie, von den Schulen verbildet, das, was ihnen geboten wird, ohne Kritik.

Erschreckend erscheint mir auch das geringe Interesse am guten Buch zu sein. Es ist verdrängt durch die „Regenbogenpresse", die Vielzahl der Illustrierten und Hefte, in schlechtem Deutsch geschrieben, die oberflächliche, uninteressante Dinge künstlich aufgebauscht verbreiten. Ihr Inhalt ist, gemessen an dem, was sich an ernsthaften Vorgängen um uns abspielt, an dem, was für unsere Zukunft und unser Überleben wichtig ist, völlig bedeutungslos.

Man überlege sich einmal, daß in der Zeit meiner Generation kaum ein halbes Dutzend derartiger Blätter existierte. Es gab die „Leipziger Illustrierte", die eine Sonderstellung einnahm mit ihrem hochwertigen Papier, Druck und Illustrationen. In Berlin, München, Frankfurt gab es eine wochenillustrierte Zeitung. Zu erwähnen ist noch die „Woche" als überregionales Blatt, und daneben erschien eine größere Anzahl von literarischen Blättern, die eine geringe Auflage hatten und eigentlich mehr Mitteilungsblätter für verschiedene Sekten politischer, weltanschaulicher oder religiöser Art waren.

Dagegen steht heute ein ungeheures Angebot an mehr als zwei Dutzend illustrierter Zeitungen. Neben ihrer seichten Kost versuchen sie immer wieder durch Interviews ernster und bedeutender Persönlichkeiten sowie Enthüllungen verschiedenster Art Einfluß zu nehmen auf das politische Geschehen und die Meinung der Masse ihrer Leserschaft. Es ist erkennbar, wie sich das Landschaftsbild im „Pressewald" vollständig verändert hat.

Wenn die jungen Menschen nun in einer so gänzlich veränderten Zeit aufgewachsen sind bzw. aufwachsen und mit der Vergangenheit konfrontiert werden, muß man zumindest den Versuch machen, nicht nur denen zuliebe zu schreiben, deren Verständnis und Empfinden ohnedies positiv für diese vergangene Zeit vorhanden sind, sondern vor allem für sie, um

ihnen wenigstens die geistige Haltung, die Einstellung der damaligen Generation klar zu machen.

In den Jahren nach dem 1. Weltkrieg galt in unseren Kreisen, also bei den um die Jahrhundertwende Geborenen, nur derjenige etwas, der sich an der Front bewährt hatte und der durch seinen Einsatz bewiesen hatte, daß er bereit ist Opfer zu bringen, denn Opfer wurden auch nun wieder gefordert. Wer sich damals zum Nationalsozialismus bekannte, riskierte viel. Nicht nur, daß beruflich Schaden entstehen konnte, daß er wirtschaftliche Schwierigkeiten bekam, sondern daß auch das Leben nicht sicher war.

Trotzdem, vielleicht auch gerade deshalb, bildeten sich verschworene Gemeinschaften, die ohne Rücksicht auf ihr persönliches Wohlergehen, oftmals ohne Rücksicht auf ihre Familien bereit waren, dem, was sie als für das Deutsche Volk und seine Zukunft als wichtig erkannten, ihre Arbeit, Freizeit und ganze Zeit widmeten.

Einer heutigen Jugend ist es nicht selten unverständlich, wie junge Menschen sich im 1. Weltkrieg zum Militärdienst und zur Front drängen konnten.

Uns ist es wiederum unverständlich, wie junge Menschen so völlig ohne Ideale, zu keiner Begeisterung fähig ein in unseren Augen bedauerliches und kümmerliches Leben führen müssen, ohne Höhen, Glanzpunkte und Tiefen. Sie müssen sich in billigster Weise abreagieren, als Zuschauer auf den Sportarenen, bei Pop-Festivals u. ä. Veranstaltungen.

DIE VORGESCHICHTE

Als ich am 18. Mai 1898 in Wien meinen ersten Schrei ausstieß, der wohl nur meiner Mutter wohlklingend erschien, waren keine Zeichen am Himmel. Und im Kreise der Familie stellte man lediglich fest, daß ich ein dickes Baby war. Das Prädikat, das schönste Kind weit und breit zu sein, erhielt erst sechs Jahre später der letzte in der Reihe unserer drei Brüder. Getauft wurde ich auf der Wieden, dem IV. Wiener Gemeindebezirk, in der Kirche zur Heiligen Elisabeth, die mein Großvater erbaut hatte. Damit begann schon frühzeitig die Verknüpfung zwischen mir und meiner Heimatstadt.

Ferner wäre zu berichten, daß man mir das Zungenband lösen mußte, da ich sonst nicht hätte sprechen können, was keineswegs auf spätere rhetorische Leistungen schließen ließ. Man erzählte mir später, daß der gleiche Vorgang bei Papageien notwendig ist, weil auch sie sonst nicht sprechen könnten.

Als ich etwa 11 Jahre alt war, stotterte ich und forderte damit den Spott meiner Alterskameraden heraus.

Mit 21 Jahren unternahm ich schließlich meine ersten rednerischen Versuche und hatte so starkes Lampenfieber, daß ich mir die wenigen Sätze vorher aufschreiben mußte, um sie dann ablesen zu können, weil ich sie in freier Rede nicht zustandegebracht hätte. Das hat sich allerdings dann bei einer Summe von mehr als 2500 Reden und Vorträgen mit einer Zuhörerzahl die zwischen 20 und 200000 lag, allmählich gegeben.

Die Erinnerung, sagt man, verklärt die Vergangenheit; aber auch ohne diese Verklärung kann ich mich nur an eine sorglose schöne Kindheit im Schoße der Familie erinnern.

Die Familie weit verzweigt, verwandt, verschwägert mit

Wiens alten Bürgershäusern, stellte durch vier Generationen – seit mein Urgroßvater aus Heidelberg nach Wien als Polier eingewandert war – ein halbes Dutzend Architekten und ein gutes Dutzend Künstler, vor allem die Weiblichkeit war in verschiedenen Sparten (im Schauspiel, in der Oper, in der Instrumentalmusik) daran beteiligt. Nur mein Vater schlug aus der Art, er war Richter, Oberlandesgerichtsrat und Hofrat.

Stolze Erinnerung: wenn ich als Bub an der Hand meines Vaters in Favoriten, dem X. Wiener Gemeindebezirk, der überwiegend von Tschechen bewohnt war, über die Favoriten- oder Laxenburger Straße ging, zog jeder Dritte vor ihm den Hut, und die Frauen und Weiber riefen „Kiß die Hand, Herr kaiserlicher Rat!" Man kann sagen, daß jeder Dritte vorbestraft war und meinen Vater daher kannte. Als Bezirksrichter sprach er Recht in einer alten, fast völlig verfallenen Schule, die man in ein Gerichtsgebäude umgewandelt hatte. Oft hatte er am Tag 25 bis 30 Bagatellfälle (wie der Fachausdruck lautete) zu erledigen, hauptsächlich war es das, was man den „Streit an der Bassena" nannte. Die Bassena war die auf dem Flur in den einzelnen Stockwerken befindliche Wasserleitung, an der sich die Frauen trafen und wo es dann zu jenen Konversationen kam, die ihren Abschluß häufig vor dem Bezirksrichter fanden.

Im übrigen hörten Richter die Bezeichnung Kaiserlicher Rat gar nicht gerne; denn so wohlklingend sie sich auch anhörte, war es kein sehr angesehener Titel. Er wurde an Kaufleute und Geschäftsleute für Wohltätigkeit verliehen, und man pflegte in Wien aufgrund der Zusammensetzung der hier angesprochenen Berufsstände zu sagen: Kaiserlicher Rat ist kein Titel, sondern eine Konfession.

Als ich heranwuchs, zeigte mir mein Vater bei unseren Spaziergängen die öffentlichen Gebäude und Paläste, die vom Großvater, den Onkeln und Großonkeln gebaut worden waren.

Auf diese Weise ergriff ich innerlich Besitz von meiner Vaterstadt. Es stand für mich fest, daß ich in die Fußstapfen meiner Vorfahren treten wollte, während mich die andere

Gruppierung, die Künstler, zwar interessierte, aber keine beruflichen Wünsche in mir weckten.

Als ich 16 Jahre alt war, begann der 1.Weltkrieg. Wir befanden uns in Schwertberg, einem kleinen Ort, in Oberösterreich auf Sommerfrische. Da es vor schaurigen Gerüchten, über Spione und Saboteure wimmelte, meldeten wir uns freiwillig und bekamen ein Werndelgewehr umgehängt; es war dies das alte österreichische Gewehr, bei dem jede Patrone einzeln in den Lauf geschoben werden mußte. Mit großer Begeisterung standen wir nachts an der Brücke über dem Flüßchen Aist Wache, um zu verhindern, daß irgendwelche böse Feinde sie in die Luft sprengten.

Es mag einer heutigen Jugend unverständlich erscheinen, aber nicht nur ich, sondern auch die Mehrheit meiner gleichaltrigen Kameraden kannten damals nur eine Sorge, daß der Krieg beendet sein könnte, ohne daß wir Gelegenheit gehabt hätten, uns daran zu beteiligen.

Eine freiwillige Meldung war bis 1916 gestoppt, da wir zuerst unsere Matura (Abitur) absolvieren mußten. Obzwar ich nicht glaube, daß ein Zusammenhang mit dem Kriegsausbruch besteht, möchte ich nicht verhehlen, daß wir uns schon vor 1914 einen Krieg gewünscht hatten, um die Hürde der Prüfung leichter nehmen zu können.

So saß ich im Mai 1916 zwischen großen Mengen Gewehren, die in unserer Realschule, die mein Großonkel erbaut hatte, gelagert waren, und schrieb meine Maturaarbeit, um dann unverzüglich einzurücken.

Wenn zweifellos auch die Erbmasse entscheidend ist für die Zukunft eines Menschen, so spielt auch die Umwelt eine nicht geringe Rolle, und ich glaube, daß es nicht ohne Einfluß auf mein späteres Leben war, daß sich als Spielplatz nahe unserer Wohnung der große Park befand, der zum Lustschloß des Prinzen Eugen, dem Belvedere, das Lukas von Hildebrandt erbaute, gehörte. Trotz der vielen Bauten, die ich auf der ganzen Welt gesehen habe, ist dieses Schloß für mich der schönste Profanbau des Abendlandes geblieben. – Neben dem Schloß-

park befand sich der Botanische Garten, den ich immer mit Stolz betrat, seit ich wußte, daß er vom Gründer und 1. Sekretär der Zoologisch-Botanischen Gesellschaft Österreichs angelegt worden ist, meinem Großonkel Georg Ritter von Frauenfeld, ein Gelehrter von außergewöhnlicher Bedeutung. Eine Umwelt, die mit ihrer Schönheit zur Entwicklung eines jungen Menschen zweifellos viel beitrug.

Mit den Kriegserlebnissen ist es so wie mit den schweren Krankheiten. Wenn man sie überlebt hat, ist man nachher stolz darauf und spricht auch ganz gerne von ihnen.

Ich erinnere mich an meine Extramontur. Da offiziell nur 2 cm hohe Kragen erlaubt waren, trug ich einen, der mindestens 10 oder 12 cm hoch war, so daß meine Mutter ihn heimlich zum Schneider gab um ihn zu kürzen, weil sie Angst hatte, ich könnte mir einen Halswirbel ausrenken.

Kaum war meine Ausbildung als Einjährig-Freiwilliger zum Offiziersanwärter beendet, meldete ich mich unter verschiedenen Vorspiegelungen an die Front, denn es war nicht ganz einfach, die Militärbürokratie zu veranlassen, jemandem als Einzelreisenden die Möglichkeit zu geben, an die Front zu gelangen.

Anscheinend war es leichter, von der Front in die Etappe zu kommen als von der Etappe an die Front. Schließlich aber hatte ich doch einen Einfall und erzählte einem älteren Standortkommandanten: Ich möchte an die Front, weil ich die Absicht hätte, mich aktivieren zu lassen.

Der alte Herr lobte meine Kriegslüsternheit, und ich konnte als Einzelreisender nun losmarschieren. Marschieren im wahrsten Sinn des Wortes, denn damals waren Beförderungsmittel rar. Ich hatte allerhand zu tragen, denn jeder Infanterist mußte damals neben seinem Gewehr noch 200 Patronen mitschleppen sowie seine eiserne Ration, deren Verzehren mit härtesten Strafen bedroht war. Dazu meine persönliche Habe, und während über mir die schweren Granaten feindwärts keuchten, keuchte ich auf einer Landstraße Galiziens bis ich den Frontabschnitt des k.u.k Feldjägerbataillons Nr. 21 fand

und mich bei der Kompanie, der ich zugeteilt war, meldete. Ich mußte dazu durch Laufgräben, die mannshoch in die schwarze Erde gebohrt waren, bis zu einem ebenfalls unter der Erde liegenden Unterstand. Dort kroch ich hinein, mußte meine Augen an die Dunkelheit gewöhnen, denn es brannten nur einige stinkende Karbidlampen, die mit Hilfe von Konservendosen und Patronenhülsen angefertigt worden waren. Es umgab mich dichter Qualm von dem feuchten Holz, das in einem improvisierten Kamin brannte, und dazu kam stinkender Tabakqualm. Für einen sein Leben lang als Nichtraucher Gebrandmarkten keine angenehme Kombination von Gerüchen. In diesem Unterstand hausten ca. 30 Männer, geführt von einem dem Mannschaftsstand entstammenden Zugführer, bei dem ich mich nunmehr meldete.

Ich hatte damals meinen längsten militärischen Titel mit dem noch Jahrzehnte später im Zweiten Weltkrieg im Kasino des Armeestabs der XVI. Armee durchreisende Generäle von dem Oberbefehlshaber Feldmarschall Busch erfreut wurden, indem er mich bat: „Herr Generalkonsul, sagen Sie doch dem General Ihren längsten militärischen Titel!“ Dann ratschte ich herunter „Einjährig-freiwilliger wirklicher Patrouillenführer Titular-Unterjäger Frauenfeld meldet sich gehorsamst!“

In kommunes Deutsch übersetzt heißt das: „Der Offiziersanwärter Frauenfeld im Range eines Unteroffiziers mit dem Wehrsold eines Gefreiten!“

Als ich mich so gemeldet hatte bei dem Zugführer, der also einen Rang höher als ich war und daher nicht wie ich zwei, sondern drei Zelluloid-Sterne am Kragen hatte, boxte sich ein kleines Männlein durch die herumstehenden Landser, die mich anglotzten, und sagte im unverkennbaren Wiener Dialekt: „Wia haßen Se?“ Ich wiederholte meinen Namen. Nächste Frage: „San Se vielleicht a Sohn von dem Landesgerichtsrat?“

Antwort: „Jawohl das ist mein Vater.“ „Oh, Ihnern Herrn Papa kenn i guat. Der hat mich schon öfter eingesperrt.“ Es war der Patrouillenführer Buchta, im Zivil Pflasterergehilfe. Das waren jene Leute, die die umweltfeindlichen Pflastersteine,

die aus Granitwürfeln bestanden, umzuwenden hatten, wenn sie von den Pferdhufen abgewetzt waren. Buchta trug mir aber diese Bekanntschaft mit meinem Vater in keiner Weise nach, und auch mit meinem Zugführer kam ich gut aus, obwohl er Beer hieß und sein Vetter einen berüchtigten Namen hatte. Was heute die Rocker sind, was in Paris die Apachen waren, in Berlin die Ringvereine, waren damals in Wien die Plattenbrüder, die sogenannte Platten, also Banden bildeten, und einer ihrer bekanntesten Anführer war ein Vetter meines Zugführers, und mein Vater hinwiederum war derjenige Strafrichter, dessen Spezialität es war, diese Platten einzulochen.

Diese Randfiguren der Gesellschaft waren keine schlechten Soldaten. Sie erwarben sich sogar von Zeit zu Zeit Tapferkeitsmedaillen und Unteroffiziersränge, die ihnen dann bei irgendeiner Gelegenheit, wo sie wiederum aus der Reihe tanzten, aberkannt wurden. Sie wurden degradiert, um sich dann mit dem Lauf der Zeit wieder hochzuarbeiten. Damals war es bei der k.u.k. Armee nicht gerade verlockend, in Konflikt zu kommen mit den Gesetzen, denn erst kurz bevor ich an die Front kam, war die Strafe des Anbindens abgeschafft worden. Da wurden einem Mann die Arme auf den Rücken gefesselt und dann wurde er daran hochgezogen an einem Seil, so daß er nur mit den Fußspitzen den Boden berührte, und wenn es dann hohe Kältegrade hatte und die Arme abzusterben begannen und der Betreffende von einer Ohnmacht befallen wurde, die ihm die Schmerzen leichter ertragen ließ, dann kam der Feldwebel und schüttete ihm einen Kübel Wasser ins Gesicht, damit er wieder zu sich kam.

Für einen Kulturmenschen eine barbarische Strafe. Anscheinend waren die Vertreter des Dutzend Nationen, die in der kaiserlich und königlichen österreich-ungarischen Monarchie dienten, von etwas robusterer Konstitution, denn diese Burschen renommierten noch damit, wer von ihnen öfter wegen irgendwelchen Missetaten zu der Strafe des stundenlangen Anbindens verurteilt worden war.

Rußland, Wolhynien, –30° Kälte, das Licht, das Flackern der

Leuchtkugeln im Schneetreiben, der Schrei der Wildgänse hoch in der Luft und das Keuchen der Granaten, die über uns hinzogen, paarten sich mit Erinnerung an die ersten Toten, die ich sah, und an die erste Kleiderlaus, die ich in einer Falte meines Hemdes fand und der später noch viele Tausende nachfolgten.

Meine Mutter hatte dem Söhnchen, damit es die Kälte besser erträgt, teuere Wäsche gekauft; seine zarte Haut sollte nicht durch die grobe Kommißwäsche zerkratzt werden.

Als ich nach einem dreiviertel Jahr als Fähnrich mit Tapferkeitsmedaille und Verwundetenabzeichen meinen ersten Heimaturlaub erhielt, stellt sie mir die Frage: „Wo hast du denn deine gute Wäsche?", worauf ich verständnislos antwortete: „Was soll ich denn damit getan haben, als sie schmutzig war, habe ich sie weggeworfen!"

Ich glaube nicht, daß ohne das Kriegserlebnis mein Lebensweg so verlaufen wäre, wie er verlaufen ist. Wenn ich auch nicht jedem verzärtelten Muttersöhnchen deshalb einen Weltkrieg wünschen kann, so wäre doch manche Härte gut, um aus der geschützten Umgebung der Familie und Bemutterung heraus den Absprung zu einem rechtzeitigen Eigenleben und Verantwortungsbewußtsein zu finden. Später kam ich auf den Kriegsschauplatz Italien und erlebte die X. Isonzo-Schlacht, in der Gluthitze der Sommersonne auf den Felsen der Hermada. Das alles genügte mir nicht. Ich meldete mich freiwillig zur k.u.k. Fliegertruppe, obwohl es damals noch keine Fallschirme gab und die Besatzungen aus mehreren tausend Meter Höhe aus in Brand geschossenen Flugzeugen heraussprangen, ohne eine Überlebenschance.

Ich wollte nicht Soldat bleiben, aber die Fliegerei interessierte mich. Daher beabsichtigte ich, mich aktivieren zu lassen. Zwischenzeitlich hatte ich geheiratet. Wir sprachen im Familienjargon von einer „Indischen Kinderehe". Ich war kaum 20, meine Frau kaum 17 Jahre alt.

Dann kam 1918 der Zusammenbruch. Was sich nun zutrug, war kein Einzelschicksal. Aus dem Krieg zurückgekehrt als Leutnant setzte ich mich wieder auf die Schulbank. Neben

den Studien an der Technischen Hochschule ließ ich mich aufdingen bei der uralten Haupthütte, die schon den Stephansdom erbaut hatte, und machte meinen Lehrbrief als Maurergehilfe.

Da das Baugewerbe völlig darniederlag – die Firmen meiner Angehörigen, die verstorben waren, befanden sich in fremden Händen –, mußte ich mich zu einem Berufswechsel entschließen. Ich wurde Bankbeamter mit einer Anstellung in der „Allgemeinen Österreichischen Bodenkreditanstalt". Es war das angesehenste Bankhaus Wiens, weil dort der Hochadel, die Habsburger und die Künstler der Oper und des Burgtheaters ihre finanziellen Geschäfte abwickelten.

Bankbeamter kann man nicht werden, weil man eine Berufung in sich fühlt, sondern weil man einen Beruf ausüben muß. Das, was ich für mich als Berufung empfand, begann nun in Form meiner schriftstellerischen Bemühungen.

Ich war der Frontkämpfervereinigung beigetreten. Ein Verband, der etwa mit dem Stahlhelm in Deutschland zu vergleichen ist. Ich beteiligte mich an zahllosen antimarxistischen Aufmärschen und in den einzelnen Ausschüssen. Als einer meiner Kameraden, der k.u.k. Hofphotograph war, von seinen Besuchen der in der Verbannung lebenden Familie des Kaiser Karl in der Schweiz und später in Holland mit Lichtbildern nach Hause kam, machte ich ihm die Texte für seine Vorträge. Ein Bild des Thronfolgers Otto als blondgelocktes Kind inspirierte mich zu meinem ersten Artikel und damit zu meiner ersten journalistischen Tätigkeit in einer Wochenzeitung der österreichischen Legitimisten. Wer Otto von Habsburg heute sieht, wird kaum glauben, daß er – dunkelhaarig und von südlichem Aussehen – einst ein strahlendes Kindergesicht mit einem Kopf voll blonder Locken besaß.

Damals benützte ich jede freie Minute, um zu lesen, vor allem naturwissenschaftliche Werke. Ich begann auf verschiedenen Gebieten zu schreiben.

Eines Tages hatte ich in der Wochenendausgabe der großen christlichen Zeitung „Reichspost" einen Artikel über die Bewohnbarkeit des Mars. Heute würde ich mich nicht getrauen,

einen Artikel darüber zu schreiben, in der Sorglosigkeit der Jugend jedoch war dieses Thema keine große Schwierigkeit für mich. Der Prophet gilt ja bekanntlich in seinem eigenen Land nichts, und so konnte es geschehen, daß meine Begeisterung einen Dämpfer erhielt, als mein Vater eines Tags nach Hause kam und erzählte, er wäre im Gericht von einem Kollegen angesprochen worden. Es entwickelte sich folgender Dialog: „Sagen Sie, Herr Kollega, dieser interessante astronomische Artikel in der Reichspost, ist der von einem Verwandten von Ihnen verfaßt?" Worauf mein Vater antwortete:„ Ja, es ist mein ältester Sohn." – Gegenfrage: „Ist Ihr Sohn Astronom?" Darauf erwiderte mein Vater: „Nein, Hochstapler ist der Lausbub!"

Nun führte ich zwei Leben. Neben meiner Tätigkeit auf der Bank benutzte ich jede freie Stunde, um Kurzgeschichten zu verfassen, die dann in den Sonntagsbeilagen der Wiener Tageszeitungen erschienen oder auch von der Pressekorrespondenz Oppermann in Hannover für die Deutsche Presse angekauft wurden.

Dieses Leben wäre wahrscheinlich weiter so verlaufen, wenn nicht äußere Ereignisse einen Wandel herbeigeführt hätten. In Österreich setzte der rapide Verfall in den zwanziger Jahren ein; Banken gingen zugrunde, Versicherungen kamen danach an die Reihe, und eines Tages stand ich vor der Tatsache, meine Stellung in der Bank verloren zu haben, nur mit einem Abfindungsbetrag in der Tasche.

Was uns junge Menschen damals bewegte, war nicht allein die triste Gegenwart und der unerfreuliche Zustand, bei allem Fleiß und aller Einsatzbereitschaft keine Arbeit zu finden, sondern es war auch – in vielleicht noch höherem Maße – die völlige Aussichtslosigkeit einer Verbesserung; im Gegenteil, man sah die Wirtschaft immer weiter bergab gleiten.

Bald mußte ich einsehen, daß ich meine schriftstellerische Tätigkeit nicht zu meinem Hauptberuf machen konnte, der seine Familie ernährt. Dieser Umstand und die Arbeitslosigkeit trugen zu meiner allmählich radikaler werdenden Einstellung meiner Umwelt gegenüber bei.

Ich pflegte alljährlich einen Abend zu geben, auf dem ich eigene Arbeiten las. Durch meine Kollegen in der Bank und die Zugehörigkeit zur Frontkämpfervereinigung, meine Mitgliedschaft in einem geselligen, harmlosen Verein, der sich „Weißes Kreuz“ nannte – und etwa der berühmten Ludlamshöhle zur Zeit Grillparzers vergleichbar war – konnte ich auch immer einen Saal füllen, sehr zum Neid anderer Schriftsteller-Kollegen.

Eines Tages, als ich in dem Rokokosaal des Palais Ratibor einen solchen Abend gab – in Wien konnte man leerstehende Säle in den Palästen mieten – erschien in der Pause im Künstlerzimmer ein kleines buckliges Männlein. Er war Nationalsozialist und kam, mich zu bitten, die Leitung des „Österreichischen Kulturbundes“ zu übernehmen. Es war eine Gliederung des „Kampfbundes für deutsche Kultur“, den in Deutschland ein gewisser Alfred Rosenberg gegründet hatte. Man war auf mich gestoßen, weil ich in einem Wochenblättchen „Volksstimme“, das in Linz erschien und der nationalsozialistischen Partei gehörte, einige Artikel geschrieben hatte.

Als wir uns näher kennenlernten, stellte sich heraus, daß der kleine Bucklige am gleichen Tag Geburtstag hatte wie ich. Er erzählte mir von der Tragik seines Lebens, daß sein Bruder, ein hochgewachsener, gut aussehender Diplom-Ingenieur, der in der NSDAP in Wien die Führung übernommen hatte, plötzlich in jungen Jahren durch eine schwere Krankheit vor einem Jahr hinweggerafft worden war. Und da er sich als Krüppel zu nichts nutz auf der Welt fühlte und doch irgend eine Aufgabe erfüllen wollte, hatte er sich geschworen, den Versuch zu machen, einen Nachfolger für seinen Bruder zu suchen, der sein angefangenes Werk fortführen könnte – und er war auf mich verfallen.

Otto Rüdiger war es auch, der mich überredete, als Delegierter dieses Kulturbundes zum Reichsparteitag im Herbst des Jahres 1929 nach Nürnberg zu fahren.

In dieser Stadt, wo ich das erste Mal in der Schlußkundgebung des Parteitages im Saal des Kulturvereins Adolf Hitler

reden hörte, wurde mein ganzes Leben in eine neue Richtung gelenkt.

Ich hatte vorher wenig Notiz vom Nationalsozialismus genommen, der in Österreich kaum über eine kleine Sekte fanatischer Anhänger unterster Volksschichten hinausgewachsen war.

Eine erste Berührung mit dem Namen Hitler ist mir wegen der grotesken Situation unvergeßlich geblieben.

Unter meinen vielen künstlerisch tätigen Angehörigen war auch eine Schwester meines Vaters, die Gesangsmeisterin war und hauptsächlich Schülerinnen aus den Kreisen der Aristokratie hatte.

Diese kleinen Komtessen und Baronessen hielten ihrem „Fräulein Professor Frauenfeld" die Treue, auch als sie schon lange verheiratet und Mütter zahlreicher Kinder waren, wenn sie von ihren Schlössern aus der Provinz wieder nach Wien kamen; nicht nur um die Oper zu besuchen und Konzerte, sondern auch fünf Stockwerke hinaufzuklettern in der Wohlebengasse, zu ihrer einstigen Meisterin, um Dienstags am „jour" Konversation zu machen, über die Musik- und Kunstwelt.

Im Gegensatz zu meinen Brüdern, die immer einen großen Bogen um dieses Haus machten, interessierten mich die dort erscheinenden Leute. So pflegte ich am Dienstag immer aufzutauchen, um einen pechschwarzen, bitteren Tee und einige dünne mit Sardellenbutter bestrichene Brotscheiben, neben der interessanten Konversation zu genießen.

Dienstag, früh am Nachmittag, höre ich beim Betreten des Zimmers, in dem sich außer meiner Tante nur die Gräfin Marietta Coudenhove – Insassin des adeligen Damenstifts am Hradschin in Prag – befand, wie sie sagte:

„Nein, diese Schmach für das Haus Wagner."

Ich fragte darauf bestürzt, was geschehen sei. „Haben Sie nicht gelesen, dieser, dieser Mensch, wie heißt er nur, dieser Adolf Hitler will die Winifred Wagner heiraten; nein, welche Schmach für das Haus Wagner!"

Ich hatte zwar schon früher einiges über die Vorgänge in Deutschland gelesen, aber in diesem Augenblick wurde mir der Name Hitler das erste Mal voll bewußt.

Die Einstellung der Gräfin Marietta war klar, sie war die Tante jenes Gründers und Führers der Pan-Europa-Bewegung, des Halbjapaners Graf Coudenhove-Kalergi, gegen den ich schon wiederholt Artikel geschrieben hatte. Allerdings störte dieser Umstand das Beisammensein beim Tee mit seiner Tante nicht.

GAULEITER VON WIEN

1929: Reichsparteitag in Nürnberg

Nun befand ich mich in Nürnberg. Erlebte diese wunderschöne alte Stadt, die in meiner Phantasie noch erfüllt war von den großen Gestalten des Mittelalters, Dürer, Veit Stoß, Hänlein, Kraft. Gleichzeitig aber war die Stadt erfüllt von den Massen der NSDAP. Es war der blutigste Reichsparteitag in der Geschichte der NSDAP. Die Kommunisten schossen mit Pistolen aus den Hosentaschen heraus auf die Nationalsozialisten. Später wurde verfügt, daß diese Parteitagsplakette zur Uniform getragen werden durfte, zur Erinnerung an diese Tage. Wir erlebten die Begeisterung, sahen die Aufmärsche und ergatterten für eine Studentenkundgebung eine Eintrittskarte. Mein Bruder Eduard bekam sie, der knapp zwei Jahre jünger als ich, aber der ältere Nationalsozialist war. Wir erwarteten ihn nach Beendigung der Kundgebung mit Spannung. – Er kam blaß, im Innersten zutiefst erregt und aufgewühlt und sprach nur einen Satz: „Wenn ich das nächste mal, um IHN reden zu hören zu Fuß von Wien nach Nürnberg gehen muß, werde ich zu Fuß gehen.“

Meine Spannung war auf die Schlußkundgebung, bei der ER eine große programmatische Rede zu halten pflegte, konzentriert.

Es lag eine unheimliche Stimmung über der Versammlung; denn während seiner Ansprache wurden im Hintergrund des Saales Verwundete hereingetragen, die im Stadtgraben vor dem Kulturvereinshaus angeschossen worden waren.

Einige Reihen hinter mir saß Otto Rüdiger. Er hatte vorher

die Hoffnung geäußert, daß das Erlebnis von Nürnberg mich von meiner Weigerung, mich in Hinkunft politisch zu betätigen, abbringen würde. Rings um mich saßen die führenden Leute der Partei, der SA aus ganz Deutschlands. Darunter ein entfernter Verwandter aus Norddeutschland, der berühmte „Rucksack-Major", SA-Obergruppenführer Dinklage, der in den Landen herumzog und die SA organisierte, bald darauf aber starb.

Die Wirkung einer Rede Hitlers ist vielfach von neutralen und damit absolut glaubwürdigen Personen, auch Ausländern in höchsten Positionen, geschildert worden.

Ich war fasziniert, zu tiefst aufgewühlt, meine Erregung steigerte sich während der zwei Stunden; Es war nicht nur das, was dieser Mann sagte, sondern vielmehr auch, wie er es sagte. Es war das Fluidum, von ihm ausgehend, das sich über den Saal ausbreitete; es entstand das, was man eine Gruppenseele nennen könnte. Das Verschmelzen zwischen dem Redner, seinen Gedanken und den Zuhörern.

Es war eine eigenartige Situation. – Ich selbst, der stellungslos gewordene Bankbeamte, der auch mit seinen technischen Fähigkeiten aufgrund der wirtschaftlichen Lage seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten konnte, hatte eine kleine kümmerliche Anstellung gefunden. Das Elternhaus konnte mir keine Hilfestellung geben. Zwei jüngere Brüder standen noch in der Ausbildung. Mein Vater hatte zwar im Familien-Clan die höchste Position, er war jedoch gegenüber seinen Brüdern, die Millionäre waren, der sozial am schlechtesten gestellte. – Und so ging es vielen anderen, die hier versammelt waren.

Es war daher ein Entschluß, der eigentlich widersinnig und durch nichts gerechtfertigt war, als ich mich – gegen Ende der Rede Adolf Hitlers – nach Otto Rüdiger umschaute, dem kleinen Mann, der wie eine E.T.A. Hoffmannsche Spukgestalt als Versucher aufgetreten war, und ihm zunickte. Mein Entschluß war gefaßt. Ich wollte im Kleinen das, was der Mann vor mir im Großen leistete, in meiner Heimatstadt versuchen. Nach den minutenlangen Ovationen ging ich hinaus mit der Gewiß-

heit, meine künftige Tätigkeit ohne Rücksicht auf wirtschaftliche und familiäre Gegebenheiten dieser Idee und ihrem Führer Adolf Hitler zu widmen.

Die Berufung

Nach der sinnlosen Zerstörung der k.u.k. Österreichisch-Ungarischen Monarchie war das kleine Deutsch-Österreich mit seinen 6½ Millionen übrig geblieben; mit einem Wasserkopf als Hauptstadt, der über 1,8 Millionen Einwohner zählte. Man hat oft von der alten Kaiserstadt, die durch Jahrhunderte Europas Metropole war, gesagt, sie habe einen Januskopf. Kommt man vom Westen her, ist es die erste orientalische Stadt, die man betritt – kommt man vom Osten, ist es die erste deutsche Stadt, in die man kommt. Dieser Mittelpunkt eines Staates, in dem man elf Sprachen sprach, war selbst ein buntes Völkergemisch. Es gehörte zu den beliebten Scherzfragen Fremden gegenüber, welches wohl die größte tschechische Stadt wäre. Wenn dann – vor dem 1. Weltkrieg – auf Prag getippt wurde, bekam man zur Antwort: nein, Wien hat mehr tschechische Bewohner als Prag.

In Wien kamen zu den Tschechen an die 200000 Juden und Judenstämmlinge, deren Zahl durch die von den ständig Pogrome abhaltenden Russen – in Galizien und der Bukowina – geflohenen Ostjuden vermehrt wurden. Rechnet man noch Ungarn und Südslawen und Romanen dazu, so kann man sagen, daß jeder Vierte in Wien kein Deutscher gewesen ist. Allerdings bewies diese Stadt eine ungeheure Assimilationskraft. Dies geht schon aus den Namen hervor deren Träger sich in zweiter Generation durchaus als Deutsche fühlten. Mir liegt es noch im Ohr, als ich zwei Jahre später 1931 im Wiener Landtag mit meiner Fraktion Einzug hielt, daß uns die Sozialdemokraten mit dem Gebrüll begrüßten: „Nazdar pan Nursicka" (so hieß Prof. Dr. Suchenwirth früher).

Sicherlich ist es ein seltener Fall für Wien, daß in meiner Familie sich nicht ein einziger nichtdeutscher Vorfahre befindet. Zweifellos hat dieses Völkergemisch auch unerhörte Leistungen hervorgebracht, aus den sich ergebenden Spannungen. Es ist, wie man leicht anhand einer entsprechenden Karte feststellen kann, nicht der Binnenraum, der biologisch homogen ist – ich möchte ihn als die biologische Reserve bezeichnen –, sondern es sind die Randgebiete mit ihrer gemischten Bevölkerung, die auf fast allen Gebieten zu den großen kulturellen Leistungen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und damit des Abendlandes als einer großen kulturellen Einheit geführt haben.

In Österreich waren die Bundesländer in den Händen von christlich-sozialen, also bürgerlich-katholisch eingestellten, rechtsorientierten Kreisen; in Wien herrschten die Sozialdemokraten. Dazwischen gab es noch eine kleinere dritte Gruppe, die sich Großdeutsche Volkspartei nannte und von der sich dann die Ländlich-Nationalen als Bauernbund abspalteten.

Dagegen gab es kaum Kommunisten in Österreich. Das lag daran, daß die hervorragend organisierten österreichischen Sozialdemokraten aufgrund des Linzer Programms, welches Kautsky gemacht hatte, weit links standen. Wir nannten sie daher „Internationale 2½". Aber selbst die S.P.Ö. hatte zu Beginn des Jahrhunderts unter Pernerstofer einen nationalen, antisemitischen Flügel und trat nach 1918 wiederholt für den Anschluß an Deutschland ein.

Es fand zwar alle Jahre im September, am Tag des Vertragsabschlusses von St.Germain, eines jener Pariser Vorortverträge, der dem Versailler Vertrag mit Deutschland entsprach, eine große Kundgebung statt. Es marschierten Zehntausende auf, die Turn-, Gesang- und Trachtenvereine, die studentischen Korporationen und auch mit einer stattlichen Zahl die Frontkämpfervereinigung; auch befanden sich unter den Demonstranten etwa 200 Männer einer SA-Standarte. Aber der politische Einfluß dieser Kreise war Null.

Die Dinge sind ein wenig kompliziert, jedoch möchte ich sie

verständnishalber kurz erwähnen. Es gab in der Tschechoslowakei zwei nationalsozialistische Parteien. Eine tschechische unter Führung von Kramarsch (der mit einer russischen Großfürstin verheiratet war) und die deutsche nationalsozialistische Partei unter Führung von Jung und Krebs. Es handelte sich um eine demokratische Partei der Sudetendeutschen. Sie hatte in Wien einen Ableger, eine kleine Gruppe von einigen hundert Post- und Eisenbahnergewerkschaftlern, eine auf demokratischer gewerkschaftlicher Basis stehende Gruppe.

Als dann der Nationalsozialismus, der es immer ablehnte, sich als eine Partei bezeichnen zu lassen, als Volksbewegung deklariert von München nach Wien hereinstieß, wurde er nicht nur von den großen politischen Parteien abgelehnt, sondern auch von den Sudentendeutschen abstammenden Nationalsozialisten, die unter der Führung eines Werkmeisters namens Schulz standen.

Wie immer waren damals auch die Rechtskreise untereinander verzankt in kleine Grüppchen und Tischrunden aufgespalten. In Wien hatten die sog. Gauleiter in den zwanziger Jahren in einem Zyklus von wenigen Monaten so oft gewechselt, daß man von München aus verfügte, die NSDAP-Landesleitung Österreich aus Wien herauszunehmen. Man verlegte sie nach Linz, wo auch ein kleines Wochenendblättchen „Die Volksstimme" erschien.

Es gehört schon viel Jugend und Begeisterung dazu, wenn man sich entschließt, beeindruckt von dem Erlebnis Nürnberg, die NSDAP in ihrer bestehenden Form als Ausgangsstellung einer politischen Betätigung zu erwählen.

Der Verlagsdirektor der Deutsch-österreichischen Tageszeitung „Dötz", Sacher, hatte kommissarisch den Gau Wien übernommen, da zu diesem Zeitpunkt wieder einmal große Rivalitäten bestanden, und empfand es als Erleichterung, als ich ihm diese Bürde abnahm.

So betrat ich in Wien VIII. Florianigasse, gleich hinter dem Landesgericht, auf der rechten Seite gelegen, die zwei Räume eines ehemaligen Kohlenkellers. Man ging einige Stufen hinun-

ter und befand sich in den Räumen der „Gauleitung Wien der NSDAP". Es gab einen Geschäfts- und einen Standesführer. Letzterer verwaltete eine Kartei von etwa 1000 Namen, von denen mehr als die Hälfte Karteileichen waren, die keine Beiträge bezahlten.

Der „Kampfruf"

Im Verhältnis dazu gab es von Zeit zu Zeit gutbesuchte Versammlungen, für die sogar Eintritt verlangt wurde, wenn es auch nur 20 Groschen waren. Mit Hilfe von auswärtigen Rednern lockte man die Leute dorthin. Es waren dies Hans Krebs, der sudetendeutsche Führer, der oftmals zu Besuch bei seiner Mutter in Wien weilte, und der bayerische Landtagsabgeordnete Buttmann, ein blonder, blauäugiger sehr stiller Mann; hie und da gelang es auch, jemand noch prominenteren aus Deutschland nach Wien zu holen. Damit füllte man immer einen Saal mit einigen hundert Leuten, wobei ironisch von einem Wanderzirkus gesprochen wurde, weil es immer wieder, ganz gleich wo in der Stadt die Versammlung stattfand, einige hunder Fanatiker waren – die nach Beendigung auch zu Fuß quer durch Wien nach Hause gingen, weil sie nicht das Geld für die Straßenbahnfahrt besaßen.

Die ersten Organisationsversuche waren kläglich. Wenn ich einen Redner in einen anderen Bezirk schicken wollte, lehnte dieser mit der Begründung entrüstet ab, daß er dort verprügelt werden würde. So begann ich selbst die Versammlungstätigkeit zu beleben und ich habe damals in drei Jahren über 1000 Versammlungen selbst bestritten, wovon eine Anzahl von etwa 140 auf Deutschland entfiel, wo ich während der verschiedenen Wahlzeiten sprach.

Es begann bei Tischrunden in einem Hinterzimmer mit 15–20 Leuten. Im Anfang wollten es auch nicht mehr Anhänger werden, trotz aller Bemühungen.

Da faßte ich einen selbstmörderischen Entschluß. Ich gründete ein Wochenblatt und finanzierte es mit meiner Abfindung als Bankbeamter, was verständlicherweise im Familienkreis zu Konflikten führte. Dieses Blatt erhielt den Namen „Kampfruf“. Es war das einzige in Wien zweifarbig erscheinende Blatt, bei dem der Titel „Kampfruf“ rot gedruckt war.

Das Parteiblatt „Volksstimme“ in Linz empfand meine Zeitungsgründung natürlich als Konkurrenz. Wegen seines verspäteten Erscheinens war es jedoch für Wien nicht zu gebrauchen. So konnte ich den „ Kampfruf“ nur unter meinem Namen herausbringen. Man gestattete mir nicht, das Hoheitsabzeichen der NSDAP im Titel zu führen. Das störte mich jedoch wenig, denn allmählich machte sich die Arbeit doch bemerkbar.

Die Karteileichen wurden gefeuert, und es begann der Aufbau der Organisation. Er war nicht einfach. Denn der damalige Gaugeschäftsführer war ein wackerer, aber kleiner Mann. Wenn er auch in Versammlungen davon sprach, daß der Nationalsozialismus die Macht im Staat ergreifen werde, so hatte er doch schwere Bedenken, als ich eine neue Schreibmaschine anschaffte. Er ging zu Freiherr von Ettingshausen, einem unserer beiden adeligen Parteianwälte (der andere war Otto Gustav Freiherr von Wächter, der spätere Gouverneur von Krakau und Lemberg) und deponierte dort einen versiegelten Brief. Darin stand, daß er jede Verantwortung ablehne und dem Gau Wien unter seinem neuen Gauleiter bittere, böse Zukunft prophezeie, da er durch Ankauf einer Schreibmaschine anfinge, den Gau wirtschaftlich zu ruinieren.

Aber auch mit diesen Problemen konnte man fertig werden. Ich begann einen Schwerpunkt auf die Hochschulen zu legen, wo sich in Österreich nicht nur in den Burschenschaften, sondern auch in den landsmannschaftlichen Verbänden eine sehr national eingestellte und aktive Jugend befand. Auch gelang es mir, unter meinen Kameraden der Frontkämpfervereinigung, die es leid geworden waren, lediglich bei Ver-

sammlungen antimarxistischer Parteien den Schutz der Versammlung zu übernehmen, sondern die sich auch politisch betätigen wollten, Interessenten herüberzuziehen.

Meine Schwierigkeiten, frei zu sprechen, mein Lampenfieber hatte sich allmählich zu legen begonnen. Ich hatte von 1919 an öfter auf Veranstaltungen und Tagungen der Frontkämpfervereinigung gesprochen und plötzlich machte ich eine mich außerordentlich verblüffende Wahrnehmung. Es geschah, daß bei solchen Reden und Diskussionen auf einmal aus der Zuhörerschaft heraus der Ruf erscholl: „Frauenfeld soll sprechen!" Es wurde mir völlig überraschend bewußt, daß ich eine Fähigkeit besaß, die man nicht erlernen kann, die angeboren ist: suggestiv zu wirken! Natürlich kann man diese Veranlagung durch Routine vermehren und verbessern und mit Disziplin auch rhetorisch steigern. So hatte ich, als ich in die NSDAP eintrat, meine anfänglichen Hemmungen überwunden.

Einige Monate, nachdem ich im Herbst 1929 nach dem Parteitag in Nürnberg den Gau Wien übernommen hatte, fuhr ich nach München, um mich Adolf Hitler vorzustellen.

Bei Hitler in München

Es erscheint beachtlich, daß zwischen Österreich und Deutschland ein sehr wesentlicher Unterschied bestand. In Deutschland wurden die Gauleiter von Adolf Hitler ernannt. In Österreich machte man sich zum Gauleiter, um dann nach München zu gehen, um sich – so wie ich es tat – von Hitler bestätigen zu lassen.

So machte ich mich auf den Weg. Als ich in der Brienner Straße 45, wo in einem Hinterhaus in 15 Zimmern die Reichsleitung der NSDAP saß, an dem Türsteher vorbei wollte, hielt mich dieser an und fragte, woher ich käme und was ich wolle. Darauf sagte ich ihm: „Ich komme aus Wien." Darauf er, ohne

weitere Erklärungen abzuwarten: „Aha, willst du vielleicht auch Gauleiter werden?". Worauf ich ihm nur antworten konnte: „Nein, ich bin es bereits." So wurde damals „antichambriert" und intrigiert, um diesen anscheinend sehr begehrten, dann aber von keinem lang innezuhaltenden Platz zu bekommen.

Es war meine erste Unterredung mit Adolf Hitler unter vier Augen. Faszinierend wirkten auf mich seine blauen Augen, der gutturale, fast heisere Klang seiner, durch die Gasvergiftung im Weltkrieg etwas angekratzten Stimme, die Bestimmtheit, mit der er seine Auffassung vertrat, auch die menschliche Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, wenn er einmal zu jemandem Vertrauen gefaßt hatte. Die Unterredung bestärkte mich in meinen Absichten. Sie kräftigte mich für die schier unüberwindlich erscheinende Aufgabe, die ich mir gestellt hatte. Auf frühere führende Personen in Wien war er nicht gut zu sprechen: „Auf keinen Fall darf mir der Rechtsanwalt Dr. Walter Riehl und der Professor Dr. Suchenwirth wieder in die Partei!", sagte er mir.

Ich habe in diesem Fall gegen seine Weisung gehandelt und beide wieder hereingenommen. Riehl habe ich den Juristenbund und Suchenwirth die Lehrer- und Professorenvereinigung anvertraut. Beide erhielten 1932 Landtagsmandate. Es gelang mir auch, mit diesen zweifellos qualifizierten Persönlichkeiten zu einer guten Zusammenarbeit zu kommen.

Als kurz darauf eine Führertagung in München stattfand, kamen zwei prominente Männer, die damals viel zusammen in Versammlungen auftraten und herumreisten, obwohl sie in jeder Hinsicht zwei Extreme verkörperten, auf mich zu. Es waren dies Hermann Göring, der hochangesehene Pour-le-Mérite-Ordens-Träger und letzter Kommandeur der Richthofenstaffel, und der kleine Doktor Josef Goebbels, mit dem damals schon legendären Ruf seines Kampfes mit den radikalen Linken von JWD* in Berlin.

---

* JWD – Janz weit draußen

Ihre etwas ironisch-lächelnde Musterung meiner Person spielte sich wie folgt ab:

Frage: „Sie sind also der jetztige Gauleiter von Wien? Wer schreibt denn im V.B.* immer die Berichte über die Versammlungen?"

Antw.: „Die schreibe ich."

Frage: „So, so. Sagen Sie, man erzählt, daß es sich dabei um einen Wanderzirkus handelt, bei dem – ganz gleich, wo die Versammlung stattfindet – immer wieder dieselben paar hundert Leute aufkreuzen."

Es war zwar nicht Pfingsten und es war auch nicht der Heilige Geist mit feurigen Zungen über mich gekommen, aber ich hatte plötzlich eine Eingebung und sagte:

„Wenn Sie dieser Meinung sind, dann würde ich Sie bitten, nach Wien zu kommen, und sich mal zu überzeugen, wie die Dinge dort liegen. Ich werde Anfang Mai einen ersten Gauparteitag abhalten und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie als Hauptredner erscheinen würden."

Die beiden sahen sich an. Nickten und besiegelten mit einem Handschlag ihre Zustimmung.

Nun saß ich da mit meinem so spontan gefaßten Plan. Ich kam nach Wien, und das erste war, daß ich zur Konzerthausgesellschaft ging, um den großen Konzerthaussaal für eine Kundgebung zu mieten.

Ich darf an dieser Stelle einfügen, daß ich dann später oftmals von den deutschen Rednern hörte, die ich einlud: „Ich komme gerne, wenn wir wieder in einem der schönen Säle die Versammlung abhalten!" Ich wußte zunächst nicht, was damit gemeint war. Aber als ich später selbst in Deutschland Versammlungen abhielt, sah ich, wie groß der Unterschied bezüglich der Versammlungsräume in Deutschland und Österreich war. Selbst in den Gasthöfen, abgesehen von großen Veranstaltungen in den prunkvollen Sälen, hatte Österreich Besseres zu bieten.

---

* Völkischer Beobachter

Der Aufstieg

Ich mußte beträchtliche Eintrittspreise verlangen, baute aber darauf, daß in Wien bei den uns nahestehenden nationalen Kreisen diese beiden Namen Göring und Goebbels bereits so populär waren, daß ich dieses Unternehmen wagen konnte. Nicht ganz einverstanden war mein wackerer Geschäftsführer, der sich die Haare raufte und hinter meinem Rücken schwärzeste Prophezeihungen machte. Es dauerte aber nicht lange, da konnte ich – wenn ich meine „Kohlenkeller-Gauleitung" aufsuchte und um die Ecke kam – aus der Kasematte heraus eine Stimme brüllen hören: „Was wollen Sie, Karten wollen Sie? Da hätten Sie früher kommen müssen. Wir sind ausverkauft!"

Tatsächlich war es so, daß meine Absicht zu einem vollen Erfolg führte. Ein anderes Hindernis war leichter zu überwinden.

Es gab einige Unentwegte, die kamen und sagten, wie können Sie in diese jüdische Gesellschaft mit einer N.S. Versammlung gehen?

Darauf antwortete ich:„Mir ist für eine NSDAP-Kundgebung der schönste Saal gerade noch recht genug. "Damit sollte ich auch recht behalten haben.

Dieser erste Gauparteitag war der Anfang eines steilen Aufstiegs der NSDAP in Wien, der dann auch in die ländlichen Gaue ausstrahlte, von wo ich immer wiederum gebeten wurde, bei größeren Veranstaltungen als Redner aufzutreten, und wo auch mein „Kampfruf" immer zahlreichere Abnehmer fand. Da ist zum Beispiel Graz zu nennen mit seiner Industriehalle, die einige Tausende Menschen faßte. Hier bat man mich, alle sechs Wochen einmal zu kommen, weil man dann durch diese Veranstaltung so viel an Eintrittsgeldern erhielt, daß die Kreisleitung Graz ihren Etat bis zur nächsten Versammlung davon bestreiten konnte.

Wir verließen damals das kümmerliche Quartier in den zwei Kohlenhandlungsräumen der Florianigasse und zogen einige

Straßen weiter in ein Haus in der Schottenfeldgasse wo wir mit der SA-Gruppenführung für Österreich zusammen sieben Zimmer hatten, in denen wir nun unsere organisatorische Arbeit und Werbetätigkeit entfalten konnten.

Mein Bruder Eduard, der bereits vor mir Mitglied der NSDAP geworden war, und mein Bruder Richard, der durch seine Zugehörigkeit in der Jungmannschaft des deutschen und österreichischen Alpenverein unter Hofrat Pichel seine nationale Gesinnung bewiesen hatte, kamen dann zu meiner Unterstützung in die Partei. Eduard, um als Propagandaleiter tätig zu sein und um nach der Machtergreifung zu einem Gauhauptamtsleiter für Propaganda aufzusteigen, als welcher er unter den 45 Gaupropagandaleitern des Großdeutschen Reiches als der beste Mann galt. Richard, der Diplomkaufmann, übernahm die Leitung meines Verlages, den ich mit dem Wochenblatt „Der Kampfruf" aufzubauen begonnen hatte, und dem sich dann allmählich weitere Blätter, auf die ich noch zu sprechen komme, insbesondere Tageszeitungen hinzugesellten, die mit der Begeisterung und dem Idealismus meiner Verwaltungsangestellten und Schriftleiter, die im Besitz der Arbeitslosenunterstützung als einzigem Einkommen monatelang arbeiten mußten, bis dann allmählich aus den Zeitungen für ein bescheidenes Gehalt Mittel erwirtschaftet werden konnten.

Richard war damals in ungekündigter Stellung bei dem großen Wiener Textilhaus Herzmanzki und opferte diese Stellung mir zuliebe, da von seiten einiger Parteigenossen Veruntreuungen begangen worden waren, die mich bei den geringen Mitteln, die zur Verfügung standen, hart trafen.

Damals erlitt meine naive Einstellung, daß sich die Menschen in zwei Gruppen teilen, die anständigen – das waren die Parteigenossen – und die weniger oder nicht anständigen – das waren die politischen Gegner – bereits ihren ersten Stoß!

Im nationalen Kärnten zu sprechen war kein Problem. Am Anfang kamen Gegner, teils von rechts, teils von links, bis man mir dann freudestrahlend, als ich wieder einmal dort war, der Aufruf in einer Zeitung gezeigt wurde. Eine Warnung, man

möge nicht als Gegenredner in von mir bestrittene Versammlungen gehen, da man dort in der Diskussion in blamabler Weise abgefertigt werden würde, durch den Wiener Gauleiter.

Eine besonders pikante Note bekamen die Veranstaltungen in Salzburg. Dort gelang es, als Gegenredner immer wieder den Heimwehrführer, Notar Dr. Hueber herbeizulocken, dem ich bei seinem Eintritt zuzurufen pflegte: „Wehe, daß du ein Schwager bist!" Hueber hatte eine Schwester Hermann Görings zur Frau.

In der heute nicht mehr bestehenden Stadthalle war es ein Vergnügen zu sprechen, weil man mitten unter den Menschen war. Ganz anders war es, wenn man ins Festspielhaus ging. Dieser riesige, lange Kasten mit einem schwarzen Orchesterloch, das die Bühne von den Zuhörern trennte, machte es schwer, Stimmung aufkommen zu lassen.

Neben diesen Veranstaltungen in den österreichischen Landeshauptstädten begann ich nach Deutschland zu fahren, um auch dort bei Wahlen Versammlungen zu bestreiten. Es waren außer mir noch etwa drei Österreicher, wie Major Derda, Prof. Suchenwirth, und Sacher, die alle gerne als Redner angefordert wurden. Man nannte uns als Grund dafür, daß wir keine nüchternen, trockenen Vorträge hielten, sondern unsere Ausführungen aufgelockert, auch mit Anekdoten und Scherzen gespickt, den Menschen nahe brachten.

Es dauerte nicht lange, bis ich mich kaum der Anforderungen zu sprechen erwehren konnte, denn schließlich ging die Arbeit im Gau Wien vor, und das mit einem erstaunlichen Tempo.

Die Heimwehren

Es ist an der Zeit, einige Worte über die Heimwehren zu sagen. Sie traten als Rivalen gegen uns auf und hatten ein ähnliches Programm wie wir. Sie wurden seitens Italiens von Mussolini gefördert und finanziell unterstützt, der kein Inter-

esse daran hatte, daß der Nationalsozialismus in Österreich sich ausbreitete.

Die Heimwehren waren ursprünglich geschaffen worden als eine paramilitärische Organisation gegen den republikanischen Schutzbund, eine Militärorganisation, die die Sozialdemokraten aufgezogen hatten und an deren Spitze der ehemalige k.u.k. General Körner stand sowie der sozialdemokratische Abgeordnete Deutsch. Die Heimwehrleute trugen am Hut einen Federnstoß und hießen im Volksmund „Hahnenschwanzler!". Im Gegensatz zu den Nationalsozialisten, die man als „Hakenkreuzler" zu bezeichnen pflegte.

An der Spitze der Heimwehren stand Ernst Rüdiger Fürst Starhemberg. Die Starhembergs sind gefürstete Grafen, d.h. der Chef des Hauses trägt den Titel Fürst, die übrigen Angehörigen sind Grafen.

Starhemberg stammt, im Gegensatz zu den verbreiteten Ansichten, nicht von dem Verteidiger Wiens bei der zweiten Türkenbelagerung ab, sondern von einer Nebenlinie.

Wir setzten ihm dann später einen direkten Nachkommen des Wiener Bürgermeister zur Zeit der Türkenbelagerung, Liebenberg, entgegen, der Ehrenzeichenträger war und dessen Ahnherr gegenüber der Universität auf der Ringstraße ein Denkmal hat.

Starhemberg war national eingestellt. Er war zu jung, um im 1. Weltkrieg Soldat zu sein. Ging aber unmittelbar nachher für ein kurzes, später abgebrochenes Studium nach München und hat in einem Freikorps gegen die polnischen Insurgenten in Schlesien gekämpft. Er hat an der berühmten Schlacht am Annaberg teilgenommen, und einer seiner Kameraden war der Erbprinz Josias Waldeck-Pyrmont. Aus dem kleinsten der vielen Fürstentümer, die das wilheminische Kaiserreich zählte.

Prinz Waldeck, ebenso wie seine Frau mit dem Haus Oranien, Hollands Königshaus, verwandt, war ein SS-Mann der frühen Stunde. Es war in der NSDAP sehr beliebt sich als Adjutanten aus dem Adel Mitarbeiter zu suchen. Waldeck war

für den Reichsführer SS Heinrich Himmler ein Haupttreffer. Er war kameradschaftlich, hatte etwas, was man nicht anders als mit Kodderschnautze bezeichnen kann; einen unerhörten Sinn für Humor.

Eines Tages kreuzte bei mir, es war 1930 in der Jahresmitte, Heinrich Himmler in Wien auf. Er besprach mit mir die Möglichkeit, durch Einschaltung Waldecks Starhemberg für uns zu gewinnen, indem man ihm die Führung der SS antrug.

Mein Selbstbewußtsein war mittlerweile groß genug geworden, daß ich keinerlei persönliche Bedenken hatte, mir diesen gutaussehenden Adeligen an die Seite setzen zu lassen, denn ich sah darin große Chancen für die Partei.

Unterdessen nahten Ende 1930 Wahlen heran. Wir waren uns klar darüber, daß die NSDAP zu diesem Zeitpunkt weder der Organisation noch der Mitgliederzahl und dem Anhang nach stark genug war, um mit Sicherheit auf ein sogenanntes Grundmandat rechnen zu können. Nur wer im 1. Wahlgang mindestens 1 Mandat erreichte, dessen Stimmen wurden gezählt und bei der Vergabe der Zweitstimmen auch berücksichtigt. Wir hatten das Mißgeschick, man darf es so nennen, daß wir gleichmäßig über ganz Österreich verteilt waren, aber keinen Schwerpunkt hatten.

Die Heimwehr hingegen hatte in der Nordsteiermark, in den großen Industrierevieren, einen Schwerpunkt. So war es naheliegend, ein Wahlbündnis mit diesen anzustreben.

Die Verhandlungen waren schon sehr weit gediehen, als Otto Strasser, der damalige Reichsorganisationsleiter, nach Wien kam. Für den Abschluß dieser Verhandlungen hatten wir bereits ein Gespräch in den Räumen der Bundesleitung der Heimwehren mit Fürst Starhenberg angesetzt, um das Wahlbündnis zu besiegeln, als sich folgendes ereignete.

Während wir in einem Zimmer auf Starhemberg warteten, war durch einen zweiten Eingang der damalige christlichsoziale Heeresminister Vaugoin gekommen (übrigens kein Hugenotten- sondern ein kroatischer Eigenname) und hatte Starhemberg unter Druck gesetzt.

Die Mutter, Fürstin Fanny Starhemberg, war christlich-soziale Abgeordnete, und der Fideikommiß der Starhembergs, der aus zahlreichen Schlössern bestand und sehr verschuldet war, wäre durch zwei Erbgänge und die dann zu entrichtenden Steuern so in Schwierigkeiten geraten, daß er wohl in Konkurs gegangen wäre. Dies wurde verhindert, indem man durch eine Lex Starhemberg diese Erbsteuern aussetzte. Damit hatte aber die christlich-soziale Regierung eine Möglichkeit, Starhemberg unter Druck zu setzen.

Anscheinend haben auch die Italiener das ihre dazu beigetragen, und so verschwand Starhemberg in Begleitung von Vaugoin in letzter Minute aus seinem Büro. Ein Adjutant teilte uns mit, daß die Besprechung nicht stattfinden könne. Damit war nicht nur die Wahlchance für uns vertan, sondern auch die Zeichen für die weitere Entwicklung gesetzt. – Die Wahl kam. Die Heimwehren errangen ein Grundmandat in jener Obersteiermark, die wenig später von Starhemberg abfiel und geschlossen zur NSDAP übertrat! Starhemberg hielt mit sieben Mandaten Einzug in den Österreichischen Bundesrat.

Wir Nationalsozialisten hatten zwar eine Stimmenzahl, die für vier Mandate gereicht hätte, aber diese Stimmen wurden aufgrund des fehlenden Grundmandats nicht gezählt. Das einzige Bundesland, in dem die NSDAP damals mehr Stimmen als die Heimwehren hatte, war Wien.

Von diesem Zeitpunkt an setzte ich einen konzentrierten Angriff auf die Heimwehren an. Der steirische Heimatschutz, im Zeichen seines Wappentieres, des Panthers, hatte in Wien sieben Bataillone als Wehrformation aufgestellt. Unter diesen befanden sich zahlreiche ehemalige Frontsoldaten, mit denen ich über die FKV Verbindung hatte. Es gelang mir, die sieben Bataillone zum Abfall zu bringen und zu veranlassen in unsere Reihen einzutreten. Bald darauf fielen auch die Steirer von Starhemberg ab. Ihre Führer wurden hohe SS-Führer in der NSDAP. (Rauter wurde nach seinem Einsatz in Holland hingerichtet.) Starhemberg zog zur Verstärkung der Christlich-Sozialen in die Regierung ein und spielte dann als Züng-

lein an der Waage eine ähnliche Rolle, wie es in den 70er Jahren in Deutschland bei der FDP der Fall war. Er wurde Vizekanzler, Hueber wurde Justizminister.

Nun ereignete sich etwas, wovon ich erst vor einigen Jahren Kenntnis erhielt.

Ich war kaum durch meine Tätigkeit bekannt geworden, als von der Gegenseite her Angriffe und Verleumdung einsetzten. Es kam eine Zeit, in der keine Woche verging, in der ich nicht namentlich mit Katastrophenlettern mit einer verleumderischen Sensationsnachricht auf der ersten Seite einer Abend- oder Nachtausgabe der Boulevardpresse stand. Ich führte zahllose Presseprozesse, die nach dem österreichischen Pressegesetz damit endeten, daß der betreffende verantwortliche Redakteur, Sitzredakteur genannt, einen verhältnismäßig kleinen Schillingbetrag an Strafe zahlen mußte, und, was allerdings unangenehmer war, die Zeitung verurteilt wurde, in der gleichen Aufmachung, auf der selben Seite, die Richtigstellung zu drucken.

Im Jahre 1971 (!) brachte der Amalthea-Verlag in Wien ein Buch heraus mit dem Titel „Ernst Rüdiger Starhemberg – Memoiren". Nach Aufzeichnungen, die Starhemberg bereits im Jahr 1938 und später bis zu seinem Tod gemacht haben soll. Da heißt es auf Seite 86, daß Starhemberg in Begleitung von Görings Schwager Dr. Hueber Hitler in Berchtesgaden aufgesucht habe, um ihn zu überreden, den Nationalsozialisten zu verbieten, bei der bevorstehenden Wahl im Jahr 1930 eigene Listen aufzustellen, die den Heimwehren natürlich Abbruch tun würden. Es heißt dann wörtlich: „Dr. Hueber faßte das Ergebnis der Vorsprache in die Worte: „Mit diesem tobsüchtigen Narren (Hitler) ist nichts anzufangen."

Es ist interessant, daß dieser Dr. Hueber nach der Machtergreifung im Dritten Reich Staatssekretär im Reichsministerium für Justiz wurde. Dann führte Dr. Hueber Hitler angeblich die Minderwertigkeit nationalsozialistischer Führer in Österreich vor Augen: „Da haben Sie den sogenannten Gauführer von Wien. Ihren Parteigenossen Frauenfeld, ehe-

maliger illegaler Schieber mit Demobilisierungsgut und pornographischer Schriftsteller, der an einem kleinen, in Wien herausgegebenen Schmutzblatt Mitarbeiter war. Starhemberg lehnt es ab, mit solchen Elementen Arm in Arm auf dem politischen Kampfboden zu erscheinen. Warum dulden Sie solche Elemente in der Führung der nationalsozialistischen Bewegung?"

Darauf gab Hitler eine bezeichnende Antwort: „Was Sie mir über Frauenfeld sagen, weiß ich, das ist mir aber gleichgültig; was immer er früher angestellt haben mag, durch seinen Eintritt in die nationalsozialistische Bewegung hat er alles gesühnt und erscheint gereinigt." (So Starhemberg in seinen Memoiren)

Daß in diesem Buch nicht nur seitens Starhemberg weitere Beschimpfungen häßlichster Art nationalsozialistischer Führer in Deutschland, sondern auch über seine engsten Mitarbeiter in der Heimwehr, insbesondere über den Maria Theresienordensträger Emil von Fey erfolgen, sei hier nur am Rand erwähnt.

Verleumdungen

Zu den über mich verbreiteten Verleumdungen stelle ich folgendes fest:

Eines Tages im Juli 1932 (!) erschien ein Parteigenosse bei mir, der sich als der vor kurzem pensionierter Hofrat der Wiener Staatspolizei vorstellte. Er teilte mir mit, daß über mich, wie über alle im öffentlichen Leben stehenden Personen, umfangreiche Erhebungen angestellt worden waren, um belastendes Material aus meiner Vergangenheit zu sammeln, um es gegebenenfalls als Druckmittel einsetzen zu können.

Er fuhr dann fort. „Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß wir nicht das Geringste, Sie in irgendeiner Weise belastende in Ihrer Vergangenheit aufspüren konnten." Da die Wiener Staatspolizei unter Hofrat Pollak (sic!) Weltruf genoß, wären

ihr sicher dunkle Punkte in meiner Vergangenheit nicht entgangen. Man wird natürlich nie erfahren, ob Hueber und Starhemberg hier bewußt gelogen haben oder irgend jemandem, der ihnen zu Willen sein wollte, aufgesessen sind. Tatsache ist, daß diese Behauptungen völlig aus der Luft gegriffen waren.

Was die „pornographische Novelle" anlangt, so wurde der Redakteur, der diese Behauptung zu vertreten hatte, in einem Presseprozeß verurteilt, wobei der Richter lächelnd bemerkte: „Es dürfte hier eine Verwechslung von Fremdworten vorliegen. Dies ist keine erotische, sondern eine exotische Novelle gewesen."

Was schließlich das Erscheinen einer belletristischen Erzählung in einem angeblich anrüchigen Blatt anlangt, habe ich bereits erwähnt, daß ich meine Kurzgeschichten, lange bevor ich Nationalsozialist wurde, auch an eine deutsche Pressekorrespondenz verkaufte, bei der zahllose Zeitschriften und Zeitungen abonniert waren, und ich keinerlei Einfluß darauf hatte, welche Blätter eine Geschichte von mir abdruckten. Übrigens bin ich heute noch sehr stolz auf diese kleine Geschichte, denn kein geringerer als Alfred Kubin hatte dazu eine ganzseitige Illustration gemacht.

Zurückblickend erscheint es grotesk und als ein Beweis, daß gegen mich keine vernünftigen Anwürfe vorgebracht werden konnten, wenn man betrachtet, mit welchen lächerlichen Geschichten man operierte.

Zum Beispiel gab es einmal eine riesige Überschrift, die davon handelte, daß ich einmal in einem koscheren Restaurant gegessen hätte.

Lange bevor ich Nationalsozialist wurde, als ich noch Bankbeamter war, hatten wir unter unseren Bankkunden auch den Inhaber des bekanntesten koscheren jüdischen Restaurant von Wien, den sogenannten Würstel-Biel. Eines Tages beschlossen einige Kollegen, nachdem er uns wiederholt dazu aufgefordert hatte, bei ihm eine Mahlzeit – natürlich gegen Bezahlung – einzunehmen. Na, und? Es war damals ein beliebtes Gesellschaftsspiel in Wien Personen des politischen Lebens, der jüdischen

Abstammung zu verdächtigen. Obwohl mein Stammbaum nicht einmal einen nichtdeutschen Vorfahren aufweist, habe ich durch das oberste Parteigericht meine arische Abstammung bestätigen zu lassen, um das Gemurmel zum Verstummen zu bringen. Das änderte aber nichts daran, daß im Jahre 1941 noch einmal diese ganze Angelegenheit vor dem Obersten Parteigericht aufgerollt wurde, aufgrund neuerlicher Verleumdungen. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits Generalkommissar für die Krim. Diese Vorwürfe endeten mit einem Brief des Minister Lammers, in dem meine vollständige Rehabilitierung enthalten war.

Es führte zu weit, wollte ich hier noch weitere Beispiele des damaligen üblichen Gesellschaftsspiels anführen.

Die Wiener sind leidenschaftliche Zeitungsleser. Das berühmte Wiener Café mit dem Oberkellner, der dem Gast nicht nur alle viertel Stunde ein Glas frisches Wasser bringt, sondern auch immer wieder die neuesten Zeitungen vor ihm aufhäuft, ist hinreichend bekannt. Das Wochenblatt „Der Kampfruf" reichte mir daher nicht, und ich ging dazu über, neue Zeitungen zu gründen. – Wiederum ein wohl tollkühnes Unterfangen, da ich über keinerlei Geldmittel verfügte, sondern nur über den eigenen und den Idealismus meiner Kameraden und Mitarbeiter.

Aus diesem Anlaß darf ich vielleicht folgendes einfügen. Es taucht in der Literatur bis zum heutigen Tag immer wieder das Märchen von den Geldern auf, die aus Deutschland nach Österreich hereinströmten. Ich erinnere mich mit Vergnügen eines Briefes, den ich aus Amerika bekam, es war in den dreißiger Jahren, der von einem Mister Fronefield geschrieben war. Er teilte mir mit, daß auf dem Grabstein seines Ahnherrn, der zur Zeit des Freiheitskampfes nach Amerika eingewandert war, noch der Name Frauenfeld stünde, der später eine phonetische Veränderung erfuhr. Dazu schickte er mir eine Illustrierte, in der ein – übrigens gutes Foto – von mir abgedruckt war, worunter stand: „Frauenfeld Bombenwerfer und Korruptionist". Mit dem Text, daß ich von Hitler riesige Be-

träge bekäme, um die österreichischen Politiker zu bestechen und zu korrumpieren. Diese Legende war also bis nach Amerika gedrungen.

Tatsache ist – und das erkläre ich hier an Eides Statt – daß weder ich, noch die NSDAP, noch eine ihrer Gliederungen, noch eine meiner Zeitungen, jemals auch nur einen Pfennig aus Deutschland erhalten haben. Trotzdem war es möglich, bis 1932 den größten Pressekonzern Wiens aufzubauen, der schließlich aus einem Morgenblatt in Kleinformat, dem „Kampfruf am Mittag" und aus einer Abendausgabe mit einer Nachtausgabe, der noch aus vier Tageszeitungen bestand, sowie einem Witzblatt, einer illustrierten Wochenzeitung, einer Betriebszeitung und einem Montagblatt, dem „Kampfruf am Montag", vier Tages- und vier Wochenblättern.

Diese Presse wurde von mir aufgezogen mit über 25 Redakteuren, die von ihrer Arbeitslosenunterstützung lebten. Erst, als die Zeitungen florierten, erhielten sie ein geradezu lächerlich kleines Entgelt, womit sie am Rande des Existenzminimums leben konnten. Anders waren diese Zeitungen ohne Kapital nicht herzustellen.

Genauso verhielt es sich mit den Mandataren. Ich erhielt im Jahre 1932 als Mitglied der Wiener Landesregierung als Stadtrat – hier Staatsminister oder Senator genannt – 800 Schilling Aufwandsentschädigung. Die Landtagsabgeordneten und Gemeinderäte erhielten einen noch geringeren Betrag. Alle Beträge wurden an die Parteikasse abgeführt und lediglich eine kleine Spesenpauschale wurde dafür rückvergütet.

Ebenso verhält es sich auch mit den Versammlungen in Deutschland, wo man von fantastischen Beträgen, die die Redner erhalten haben sollen, redet.

Man hatte als Reichsredner Anspruch auf 25 Mark zuzüglich Reise- und Übernachtungsspesen. Während der Kampfzeit geschah es oft, daß ein Ortsgruppen- oder Kreisleiter bat, ob man nicht auf einen Teil des Betrages verzichten könne, da man ja bei ihm eingeladen sei oder übernachtet habe. Einer Bitte, der man selbstverständlich entsprach. Auch nach der

Machtergreifung im Jahre 1933 wurden keine höheren Rednergebühren gezahlt. Hingegen habe ich bei Vorträgen bei anderen Organisationen, wie der Beamtenakademie, dem Reichskolonialbund, an Ordensburgen, Hochschulen, ein Honorar von 100 Mark erhalten.

Als ich mit meiner Arbeit in Wien im Jahre 1929 begann, waren meine stärksten Stützpunkte die verschiedenen Hochschulen. Natürlich hatten wir auch einen NS-Studentenbund. Da auch hier immer wieder Streitigkeiten auftraten und Intrigen gesponnen wurden, übernahm ich zeitweise die Leitung des Kreises 6 des Studentenbundes, der die österreichischen und tschechoslowakischen deutschen Hochschulen umfaßte. Dadurch kam ich in enge Verbindung mit dem damaligen Reichsstudentenführer Baldur von Schirach, dem späteren Reichsjugendführer.

Auch hier wirkten sich die alten österreichischen Verbindungen – zu Prag in diesem Fall negativ – aus. In Norddeutschland hatte sich die Familie Strasser gespalten. Gregor war Reichsorganisationsleiter der Partei, und sein Bruder Otto, ein Wirrkopf mit nationalkommunistischer Einstellung, war nach Prag gegangen und hatte von dort aus die „Schwarze Front" gegründet. Er versuchte, nach Deutschland hineinzuarbeiten, was ihm weniger gut gelang. Hingegen fand er in Wien durch die alten österreichischen Verbindungen Resonanz. Besonders konnte er in die Studentenschaft Verwirrung hinneintragen.

Schirach holte mich dabei zur Organisation der Hochschulen Wiens, auch hielt er mit mir zusammen quer durch Deutschland Versammlungen bei den verschiedenen Hochschulen ab. Von München, Nürnberg und Erlangen angefangen, über Berlin und Hamburg bis Danzig und Königsberg.

Eines Tages erzählte er mir: Ich habe den Führer von unseren gemeinsamen Veranstaltungen unterrichtet, und er hat mir gesagt: „Sagen Sie doch Frauenfeld, er soll aus Wien herausgehen, dort steht er auf einem verlorenen Posten. Ich halte ihn für einen fähigen Menschen und möchte ihm in Deutschland einen Gau geben."

Es war für mich ein arger Schock, obwohl ich Hitlers Einstellung zu Wien kannte. Damals habe ich niemandem, auch nicht meinem Bruder und den engsten Mitarbeitern ein Wort davon erzählt. Als ich dann etwas später wieder einmal bei Hitler vorsprach, habe ich ihm gesagt: „Eines, mein Führer, kann ich Ihnen erklären. Sie werden im ganzen großen Deutschen Reich nicht mit einem solchen Jubel und solcher Begeisterung empfangen werden, wie Sie Wien empfangen wird, wenn Sie einmal zu uns kommen."

Meine Vorhersage ist eingetroffen. Was ich nicht wußte, war, daß ich aufgrund von Intrigen nicht neben ihm stand, als er von der Neuen Hofburg zu einer hunderttausendköpfigen Menge sprach, sondern als Zuschauer in der Menge war.

Im Einsatz

Die Versammlungen in Wien, schließlich auch in den österreichischen Bundesländern waren nicht sehr anstrengend. Sie waren in den Anfangszeiten nur mit der Gefahr verbunden sich zu verkühlen, da uns lediglich des Parteigenossen und Buchdruckers Gratzenberger Motorrad mit Beiwagen zur Verfügung stand, in dem ich schweißgebadet von Versammlung zu Versammlung fuhr. Das hatte dann manchmal zur Folge, daß man Husten bekam oder Halsentzündung und heiser wurde, und dann gab es auf Rat der Ärzte als Heilmittel die Möglichkeit, nach Schönbrunn zu fahren und in dem alten, aus der Zeit der Wiener Weltausstellung vor 100 Jahren stammenden Palmenhaus in der feuchten Tropenluft die Heilung zu suchen. Man war da oft nicht allein, sondern in Gesellschaft von Opernsängern, die aus den gleichen Gründen gekommen waren. Als dann der erste Wagen angeschafft war, waren diese Zwischenfälle seltener. Sie traten nur ein, wenn man sich durch Überanstrengung heiser gesprochen hatte.

In Deutschland war dies anders. Zeitraubende Eisenbahnfahrten, später dann lange Fahrten im Auto, Ankunft in der schlechten Jahreszeit oft schon in der Dämmerung oder bei Finsternis, sich zurechtfinden bei armseligen Funzeln, die kaum als Beleuchtung anzusprechen waren. Was mir hinsichtlich der Versammlungsräume besonders auffiel, war, daß sie oft äußerst dürftig waren. Gasthaussäle, Scheunen, zweckentfremdete Werkshallen. Zugegeben, daß man aus Wien kommend vielleicht nicht die richtigen Maßstäbe anlegte, denn hier gab es eine Fülle von Sälen, die schon als Rahmen für eine Versammlung stimmungsvoll wirkten. Dennoch war man auch vor den verschiedensten Zwischenfällen nicht sicher. Eine der seltsamsten Versammlungsstörungen erlebte ich einmal in Rust. Rust liegt im Burgenland, also bereits in der ungarischen Tiefebene, nahe dem Neusiedlersee, und ist berühmt wegen seines Weins und seiner Störche. Wegen des Weines war es die kleinste reichsunmittelbare Stadt, die ihre Deputate direkt an den Hof des Kaisers sandte, und wegen der Störche war die Versammlung, die ich dort im Freien vor einigen hundert Menschen zu halten hatte, empfindlich gestört. Ringsum auf den Dächern und Schornsteinen saßen die Störche in ihren Nestern, und als ich zu sprechen begann, begannen die Störche derartig zu klappern, daß ich mich kaum verständlich machen konnte. Erst allmählich beruhigten sie sich.

Waren Zwischenrufer da oder gar Gegenredner, so waren die Versammlungen natürlich besonders stimmungsvoll. Nur durften sich dann die Auseinandersetzungen nicht bis zur Saalschlacht steigern. Es war in Nieder-Östereich in St. Pölten, wo ein Zwischenrufer während meiner Rede rief: „Das hab ich gern, den Marxismus kritisieren und dann den Marx nicht einmal gelesen haben." Ich rief zurück: „Haben Sie ihn gelesen?" „Jawohl!" „Alle drei Bände?" „Jawohl!" „Er hat aber nur zwei Bände geschrieben!" Ein ungeheures Gelächter brachte den Mann zum Verstummen. Ich muß gestehen, ich weiß bis heute nicht, ob Marxens Werke in ein, zwei oder drei Bänden erschienen sind.

Es war in Sachsen, in jenem Land, wo nach meiner lästerlichen Feststellung die Bewohner sich alle ähnlich sehen, weil sie alle von August dem Starken abstammen und die meisten kurzbeinig sind, so daß der Verdacht besteht, daß sie erst bei den Knien anfangen. Zwei Dinge haben mich immer sehr betrübt. Als ich noch ein Junge war, der Umstand, daß Karl May gesächselt hat, und später dann, daß Richard Wagner gesächselt hat.

Sie waren geradezu genial im Organisieren von Versammlungen und in Durchführung und Aufmachung der Veranstaltungen. Ich war oft in Sachsen. Man lud mich immer wieder ein, und ich folgte den Einladungen auch sehr gerne. Einmal aber mußte ich absagen mit der Begründung, daß in Österreich ebenfalls Wahlen seien, die natürlich vorgehen. Dann kam eine Depesche: „Zahlen Flugzeug, wenigstens einige Tage kommen." Darauf ließ ich mich erweichen und sagte für vier Tage zu. Als ich ankam, stellte sich heraus, daß man mir für diese Zeitspanne nicht weniger als 12 Kundgebungen angesetzt hatte. Ich wurde nur in Autos geschleppt, wieder herausgeholt, aufs Poduim geschleppt und wieder zurück und zur nächsten Versammlung und ich wußte am zweiten Tag nicht mehr, hab ich etwas schon achtmal oder schon zehnmal gesagt. Ich kam mir schließlich vor wie Fürst Subutai, der Heerführer des Dschingis Khan Temut, den man bandagiert aufs Pferd setzte, angebunden hatte und mit Begleitern übers Land jagte, weil er sonst die Strapazen nicht ausgehalten hätte, denen man ihn aussetzte.

Ein anderes Mal hatten wir in Riesa in einer Werkhalle der Lauchhammerwerke eine große Kundgebung mit mehreren tausend Teilnehmern. Die großen elektrischen Lampen an der Decke hatten Lehrlinge mit kunstvoll geschnitzten Blechschablonen geschmückt. Vorm Redner waren Holzklötzchen in schiefer Formation auf eine Art Böschung aufgestellt, und in jedem kleinen Klotz war ein meterhohes Fichtenzweiglein hineingesteckt, und wenn man den Blick aufwärts wandte, bekam man eine Gänsehaut, denn über dem Rednerpult befand sich ein Baldachin, der mit Plauener Spitzen geziert war.

Ich sagte mir innerlich, hier könnte man nur mit geschlossenen Augen sprechen, um nicht in Tränen oder Gelächter auszubrechen. Es war aber ehrlich und gut gemeint. Eine Störung, die dann eintrat, für die konnte niemand. In der Werkhalle stieg aus der tausendköpfigen Menge feuchtigkeitsgesättigte warme Luft empor, an der Decke – es war draußen sehr kalt – kondensierte der Wasserdampf und es begann in großen Tropfen zu regnen. Das erforderte natürlich eine besondere Anstrengung, die Zuhörer bei Stimmung zu halten.

Einmal, es war in Dresden, hatte man in eine Veranstaltung alles was denkbar war hineingepfercht. Es sollte eine festliche Veranstaltung sein, aber gleichzeitig eine Gedenkfeier für Gefallene. Vor und nach der Rede trat ein Ballett von barfüßigen Laientänzerinnen auf, und neben dem Rednerpult hatte man eine große bronzene Schale aufgestellt, in der eine lodernde Flamme brannte. Ich hatte noch nicht zu sprechen begonnen, machte diese Flamme pfff... und zuckte gleichzeitig etwa einen Meter hoch empor. Es vergingen ein bis zwei Minuten, dann kam der nächste Zucker mit pfff... und so wiederholte sich dies in ziemlich regelmäßigen Abständen. Dies hatte zur Folge, daß sich das Interesse der Zuschauer nicht auf mich, den Redner am Pult, konzentrierte, sondern alles wie fasziniert dieses ewige Licht anstarrte und gespannt darauf wartete bis das nächste pfff ... kam. Nachdem sich das einige Male wiederholt hatte, kam der Versammlungsleiter vorsichtig mit einer Decke zwischen den Händen angeschlichen, hob die Schale mit der Flamme empor und trug sie vorsichtig Schritt für Schritt zum Saal hinaus und alle Zuhörer folgten ihm mit verdrehten Hälsen bis er an der Tür war, die Flamme noch einmal pfff ... machte und ich dann ungestört meine Rede fortsetzen konnte.

Kam ich in eine Stadt, wo ich den Saal nicht kannte, dann pflegte ich immer vor der Versammlung eine Besichtigung zu machen, denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß es oft notwendig war, hier noch einiges zu veranlassen. Da konnte es zum Beispiel geschehen, daß im Übereifer auf dem Podium ein ganzer Wald von aus einem Glashaus geliehenen Hartlaubge-

wächsen und ewig grünen Bäumen aufgestellt war, so daß der Redner in diesem Urwald halb verschwand. In anderen Fällen waren die Rednerpulte so hoch, daß man sich recken mußte, um gerade noch mit dem Kopf darüber hinwegzusehen. Da ich immer der Meinung war, der Störer müsse den Redner in voller Gestalt sehen, blieb mir dann nichts übrig, als mich neben oder vor das Rednerpult zu stellen, um nicht dahinter zu verschwinden. In anderen Fällen hatte man in der Mitte des Saales die Stuhlreihen auseinandergerückt, um Platz für einen feierlichen Fahneneinmarsch zu schaffen, was dann zur Folge gehabt hätte, daß der Redner von seinem Platz aus durch einen leeren Korridor bis zu den Garderoben hinausgeblickt hätte, statt seine Zuhörer vor sich zu haben. Ich habe dann immer erreicht, daß nach Einmarsch dieser Raum ausgefüllt wurde oder aber von Haus aus die Fahnen seitlich hereingetragen wurden, wenn dies vielleicht auch dem feierlichen Einmarsch etwas Abbruch tat, dafür aber dem Redner einen besseren Kontakt mit seinen Zuhörern schuf. Mikrofone gab es damals noch nicht. Man mußte mit seiner Stimme raumfüllend sprechen.

In Wien konnte man die Wahrnehmung machen, daß es Säle gab, die der Stimmung besonders förderlich waren, und andere, bei denen Redner immer wieder baten, nicht dort eingeteilt zu werden, weil es unmöglich wäre, in diesem Saal eine entsprechende Stimmung zu erzeugen. Es ist oft schwer festzustellen, worauf dies zurückzuführen ist, aber der Kontakt zwischen einem Redner und seinem Publikum hat seine eigenen Gesetzte, wie wir dies auch von der Bühne und dem Konzertsaal her kennen. Oft war bei Beginn oder beim Aufgehen des Vorhangs schon die entsprechende Stimmung vorhanden. Oft dauerte es längere Zeit, bis dann der Kontakt sich einstellte, bis dieses Fluidum den Raum erfüllte und sich temporär so etwas wie eine Gruppenseele gebildet hatte. Daher ist es auch pure Gehässigkeit, wenn man zum Beispiel heute in Filmen von großen Veranstaltungen die letzten Minuten der Rede zeigt, bei dem die Stimmungswogen hoch gehen, aber ein Außenstehender, der das zu sehen bekommt, natürlich kopfschüttelnd

sagt: „Ob denn hier nur lauter Besessene oder Irre versammelt wären."
Für diese Situation ist das Wort „eine Stimmung anheizen" charakteristisch.

Vom Kittchen ins Schloß

Eine meiner Versammlungsreisen vor einer Reichstagswahl in Deutschland führte mich nach Wiesbaden. Es gab in dieser Zeit ein Uniformverbot. In einzelnen Ländern war sogar das Tragen der Parteiabzeichen verboten. In den Versammlungen saßen Polizei- und Kriminalbeamte, um darüber zu wachen, daß die Redner nicht das Gesetz zum Schutz der Republik durch ihre Ausführungen verletzten.

Der Saal war überfüllt. Die Stimmung war gut, und ich legte los. Ich hatte etwa eine halbe Stunde gesprochen, da stand der anwesende Polizeibeamte auf und schrie:

„Jetzt haben Sie genug gehetzt. Die Versammlung ist aufgelöst. Sie sind verhaftet."

Was ich erst später erfuhr, war, daß dieser Mann gleichzeitig der örtliche Kommandant des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gewesen ist, der marxistischen Wehrorganisation.

Ich verbrachte die Nacht im Gefängnis. Anderntags, es war Sonntag, wurde ich vormittags zu einem Assessor, der Jourdienst hatte, geführt. Dieser verhörte mich und sagte, „Was Sie als Redner hier ausgeführt haben, bezog sich doch nicht auf Deutschland, sondern auf Österreich."

Ich schaltete sofort und antwortete: „Selbstverständlich, ich werde mich doch als Ausländer nicht in innerdeutsche Angelegenheiten mischen."

Darauf wurde ich sofort entlassen. Ich hatte an diesem Sonntag im Taunus zwei Versammlungen angesetzt. Zur ersten am Nachmittag kam ich etwas verspätet. Die andere verlief programmäßig. Um das Auf und Ab in meinem damaligen Leben deutlich zu machen, verbrachte ich die folgende Nacht im

Schloß Lahneck als Gast des Admiral Mischke, der im Ersten Weltkrieg Kommandant der U-Boot-Flottille in der Schlacht am Skagerrak war. Sein Sohn – ein junger Assessor – war der zuständige Ortsgruppenleiter. Später wurde er Regierungspräsident.

Ich genoß den Abend in der großen Halle am Kaminfeuer im Kreis der Familie, Söhne, Töchter. Über uns das Verdämmern in der Nacht der hohen gotischen Gewölbe im flackernden Licht des Kamins. Es war eine ungemein romantische Stimmung, zumindest für mich nach dem vorherigen etwas nüchternen Aufenthalt in Wiesbadens Gefängnis.

Als ich mich zur Ruhe begeben hatte klopfte es nach einiger Zeit. Es war nicht das Schloßgespenst das erschienen, aber eine Erscheinung, die es hätte vermuten lassen. Der junge Mann, der mit uns bei Tisch gesessen hatte, erschien in einem langen wallenden weißen Nachthemd, das bis zum Boden reichte. Eine brennende Kerze in der Hand und flüsterte etwas schüchtern: „Entschuldigen Sie bitte vielmals, ich gehe nur zu meiner Braut," und verschwand dann durch die andere Tür.

Nach der Machtergreifung war ich mit Theo Habicht in Berlin bei einer Dienstbesprechung, da kam ein sehr großer Mann auf mich zu, begrüßte mich herzlichst mit den Worten: „Ihnen verdanke ich meine Karriere", und jetzt erkannte ich auch in ihm den Assessor, der mich in Wiesbaden in Freiheit gesetzt hatte. Es war der nunmehrige Staatssekretär im Reichsinnenministerium Stuckart und er erzählte, daß er damals dafür, daß er mich freigelassen hatte, gefeuert worden war, und damit war der Grundstein zu seiner Karriere im Dritten Reich gelegt, was um so einfacher war, als er ja mit Habicht, der Kreisleiter in Wiesbaden gewesen ist, bevor er nach Österreich kam, befreundet war. In den darauf folgenden Jahren verband mich mit Stuckart eine Zuneigung, die wohl auf Gegenseitigkeit beruhte. Wenn ich bei meinen verschiedenen Einsätzen durch Berlin kam, pflegte ich mit Stuckart zu frühstücken wie man in Berlin das Mittagessen um etwa 13 oder 14 Uhr nannte, bei dem es üblich war, Besprechungen durchzuführen.

Clemens Krauss

Trotz der zahllosen Versammlungen in ganz Österreich, der Versammlungsreisen nach Deutschland und der zahlreichen Artikel, die ich schrieb, habe ich die kulturellen Dinge nicht vernachlässigt.

Der österreichische Komponist Professor Reiter, in den dreißiger Jahren der beliebteste Chorkomponist, insbesondere der Auslandsdeutschen Gesangsvereine, hatte eine Goethe-Symphonie verfaßt, die er Adolf Hitler gewidmet hatte, und es gelang uns, im großen Konzerthaussaal Wiens die Uraufführung dieser Symphonie vor einem ausverkauften Saal durchzuführen. Jahre später gab es dann eine weitere Aufführung in der Berliner Philharmonie. Er war es auch, der mich mit Clemens Krauss zusammenbrachte, dem damaligen Wiener Operndirektor.

Clemens Krauss war Wiener Sängerknabe, seine Mutter war erste Mimikerin am Burgtheater, und über seinen Vater wurde nur geflüstert. Man kann heute die Version lesen, daß es Graf Baltazzi gewesen sei, der Onkel der unglücklichen Baroness Vetsera. Tatsächlich war es der Hoch- und Deutschmeister (Großmeister) des Deutschen Ritterordens, Erzherzog Eugen, einer jener Habsburger, die nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch ihr blendendes Aussehen auffielen. Auch Clemens Krauss gehörte zu den bestaussehenden Männern im deutschen Kulturleben. Man sagte, als er in Frankfurt dirigierte, die Frankfurterinnen hätten das „Delirium Clemens" gehabt.

Es geschah nicht oft, weil die Abende mit Versammlungen gefüllt waren, aber wenn die Möglichkeit bestand, saß ich in der Oper in der Direktionsloge und hörte und sah ihm zu. Nachher ging es in seine Privatwohnung, wo man sich dann bei Backhenderln über die Zukunft unterhielt. Später ging er aus Wien fort und nahm eine große Anzahl gleichgesinnter Künstler an die Lindenoper in Berlin mit. Nicht zuletzt sei hier erwähnt die Kammersängerin Viorica Ursuleac, seine Gattin.

In Berlin lernte ich später auch seine Mutter kennen, die in Prag verheiratet war, eine weißhaarige, liebenswürdige alte Dame von einem erstaunlichen Umfang, der es geradezu grotesk erscheinen ließ, daß sie einmal eine Tänzerin gewesen war. Sie erinnerte mich lebhaft an meine Tante Rosa, eine Schwester meines Vaters, die zur Zeit Ludwig II. in München Hofschauspielerin war, u. a. spielte sie das Gretchen, und die ich auch nur als unförmig dicke, alte Dame kennenlernte.

Wenn ich nochmals auf Clemens Krauss und seine Abstammung zurückkommen darf, möchte ich noch erzählen, daß wir viele Jahre nach dem Krieg seine Witwe aufsuchten, die sich damals nach Ehrwald in Tirol zurückgezogen hatte. Es gab ein herzliches Wiedersehen. Bevor wir gingen, führte sie uns in einen Raum, den sie als Gedenkstätte für ihren Mann hergerichtet hatte. Man mußte einige Stufen hinunter gehen. Ich blieb stehen und sah an der Wand ein großes Gemälde. „Ach, das ist ja eine Reproduktion des Kaiser Maximilians I. von Dürer, dessen Original im Wiener Kunsthistorischen Museum hängt!" Darauf gab sie zur Antwort: „Richtig, schließlich ist er ja auch sein Ahnherr!"

Damit bestätigte sie was man in internen Kreisen immer schon wußte.

Ritterlichkeit – damals

Der Gegensatz in der Einstellung zur Umwelt zwischen Deutschen in Norden und Süden, zwischen der Donau und der Spree läßt sich ganz einfach charakterisieren. Bei den einen ist alles erlaubt, was nicht verboten ist, und bei den anderen ist alles verboten, was nicht erlaubt ist.

Auch hinsichtlich der politischen Einstellung ist es im Norden in erster Linie so, daß man sagt „Red nicht viel herum gib mir dein Programm, ich werde es mir ansehen und dir sagen, ob es mir paßt oder nicht". In Österreich sagte man: „Steck diesen Wisch ein, entweder du gefällst mir oder du paßt mir nicht."

Die Frage, die schwer zu entscheiden ist, bleibt, welches die richtige Einstellung ist.

Zweifellos ist es so, daß das beste Programm nichts wert ist, wenn derjenige, der es vertritt, nicht ein anständiger Kerl ist, und umgekehrt, wenn einer ein anständiger Kerl ist, wird er es mit und ohne Programm sein und verdient daher den Vorzug.

Als Illustration dazu eine kleine Episode.

Ich kam von einer Versammlungsreise zurück, als mir mitgeteilt wurde, daß der Chefredakteur der „Reichspost", des führenden christlichen Blattes Österreichs, mich zu sprechen wünsche.

Da wir beide in der einzigen, damals sich nicht in jüdischen Händen befindlichen Druckerei, der Albrecht-Dürer-Druckerei in Wien unsere Zeitungen drucken ließen, war hier der geeignete Ort für ein unauffälliges Zusammentreffen.

Herr Funder sagte zu mir: „Herr Frauenfeld, die Reichspost hat Sie unlängst persönlich angegriffen. Ich war verreist, konnte das nicht verhindern. Es tut mir leid, und es soll nicht wieder vorkommen."

Darauf ich: „Sehr geehrter Herr Dr. Funder, schließlich sind wir – wie ich glaube zwar keine Feinde – aber doch Gegner und ich nehme es Ihnen nicht übel."

Dr. Funder aber antwortete: „So ist das nicht. Ich kannte Ihren Herrn Papa und verfolge Ihre Tätigkeit in Wien aufmerksam. Ich kann Ihnen nur sagen, wir haben nicht das geringste Interesse daran, daß Sie durch einen anderen von ‚draußen' abgelöst werden – dann kommt am Ende irgendeiner herein, der uns nicht paßt."

Ich fand die Antwort vorzüglich. Dieser souveräne Standpunkt – meine Gegner suche ich mir aus, soweit ich dazu in der Lage bin – kommt mir sehr überlegen vor. Auch ich habe so empfunden, daß es ein Vergnügen war, einen Bürgermeister Seitz zum Gegner zu haben, mit dem sich auseinanderzusetzen ein Vergnügen war. Es ist sehr traurig, daß in unserem politischen Leben diese Spuren von Ritterlichkeit immer seltener werden und das Ganze in ein „Catch as Catch can" ausartet.

Östliche Episode

Zu Beginn des Jahres 1931 hatte ich eine Ostabteilung beim Gau Wien gegründet und trat eine Reise an, die mich zuerst nach Rumänien führte, wo ich in Bukarest Verbindung mit volksdeutschen Kreisen – Siebenbürger Sachsen – aufgenommen hatte. Ich fuhr weiter und kam bei Russe (Rustschuk) an die Donau, dort wo man noch die Brückenköpfe sieht, die Kaiser Trajan, als die römischen Legionen in diesem Raum kämpften, zum Brückenschlag über die Donau errichten ließ.

Es war Anfang Januar. Auf der Donau war starkes Eistreiben. Ich wurde vom gegenüberliegenden bulgarischen Ufer, mit einem Eisbrecher abgeholt von Angehörigen der Bulgarischen Faschisten, die sich Rodna Saschtitna nannten. Wir fuhren mit dem Zug nach Sofia, wo wir mit großer Verspätung bei großer Kälte ankamen. Das hatte jedoch nicht verhindert, daß mehrere tausend bulgarische Schwarzhemden am Bahnhof zum Empfang bereitgestellt waren und mich mit urra, urra, urra begrüßten. Die Gattin eines ehemaligen Gardeoffiziers, der inzwischen als Diplomingenieur die Firma AEG in Sofia vertrat, überreichte mir einen riesigen Blumenstrauß. An der Spitze des Faschistenverbandes stand der General Skojnow, der wie andere Offiziere auch Barttracht seines Königs trug.

Im Rahmen meines Aufenthalts fuhren wir auch nach Tschampurier, einen Ausflugsort im bewaldeten Bergland, wo wir ebenfalls sehr herzlich empfangen wurden. Dieses Gebiet ist etwa vergleichbar dem Semmering bei Wien und deswegen interessant, weil die Straße von Sofia in einer Länge von etwa 60 km von einem freiwilligen Arbeitsdienst angelegt wurde. Der erste Arbeitsdienst in Europa überhaupt, der später sehr rasch in Deutschland und auch in Österreich Nachahmer gefunden hat.

Anlaß für diese Reise war die Einladung seitens des Führers der bulgarischen Studenten an der Wiener Universität. Die Bulgaren, mehrere Hundert an der Zahl, waren die größte Gruppe ausländischer Studenten an deutschen Hochschulen.

Wenn es zu Beginn des Wintersemesters zu den obligaten antisemitischen Demonstrationen kam, meldeten sich die Bulgaren, gaben eine Solidaritätserklärung ab und baten, an unseren Demonstrationen teilnehmen zu dürfen.

An unseren N.S.-Kundgebungen nahm meistens ihr Vertreter in seiner Uniform der bulgarischen Faschisten teil – es war dies das Schwarzhemd, den italienischen Faschisten nachempfunden, aber reichlich dekoriert mit Silberschnüren. Meine Sekretärinnen pflegten bei seinem Erscheinen immer zu flüstern „der Herr von der Leichenbestattung ist wieder zu Besuch hier".

Diese Auslandsexkursion, mit der ich Wiens alte Bedeutung für den Ostraum hervorheben wollte, wurde natürlich bei der Reichsleitung in München mit gemischten Gefühlen aufgenommen, da man dort noch nicht daran gedacht hatte, eine Ostabteilung zu schaffen. Das holte man dann sehr bald nach.

Auch zu den sudetendeutschen Nationalsozialisten bestanden gute Verbindungen, hauptsächlich in der Person Hans Krebs, dem Abgeordneten im Prager Parlament und Propagandaleiter der Sudetendeutschen NS-Partei. Als ich, seiner Einladung folgend, einen Besuch in der Tschechoslowakei machen wollte und wir darüber selbstverständlich offen korrespondiert hatten, geschah es, daß ich an der Grenze von dem Grenzkontrollbeamten aufgefordert wurde:

„Herr Frauenfeld, nemmens Gebäck, missens ausstaigen, driben steht Zug nach Wien, kännens gleich wieder einstaigen."

Krebs stellte im Prager Parlament eine Anfrage, wie man meine Nichteinreisegenehmigung begründe, und es wurde ihm die Antwort gegeben, daß meine in Wien entfaltete Tätigkeit imstande wäre, den Bestand der Tschechoslowakischen Republik zu gefährden.

Eine Feststellung, die mich mit Stolz erfüllte und für deren Verbreitung ich in meiner Presse sorgte.

Zur Volksbewegung

Im Laufe des Jahres 1931 war es uns gelungen, aus der ursprünglich kümmerlichen Sekte eine richtige Volksbewegung zu machen. Also keine politische Partei, die zwar auch Mitglieder hat und die vor Wahlen immer mit Flugblättern und Versammlungen aufzuwachen pflegte, sondern eine Volksbewegung, die ständig tätig war; von den 21 Wiener Bezirken hatte jeder eine Bezirksleitung, die einen Leiter hatte, einen Mitarbeiterstab für Propaganda, Organisation, Kassenführung, Werbung in den Betrieben u.s.w. Ferner wurden aus Unterabteilungen dieser Bezirke Ortsgruppen gegründet. Ebenfalls mit einem Funktionärstab, darunter Zellen, so daß ich an der Jahreswende 1931/32 auf einen Mitarbeiterkreis von etwa 2000 politischen Leitern zählen konnte.

Als dann Gregor Strasser und später auch Dr. Ley nach Wien kamen und ihre Organisationspläne vortrugen, konnte ich ihnen mitteilen, daß es sich in Wien nicht mehr um Pläne handelte, sondern daß das alles bereits praktisch durchgeführt war. Zum Beispiel hatten wir eine Betriebszellenorganisation geschaffen, die der Vorläufer der späteren deutschen Arbeitsfront gewesen ist.

Die Presse verfügte vom Beginn des Jahres 1932 an bereits über einen Vertriebsapparat von über 400 Kolporteuren, etwas für Wien einmaliges. Boulevardzeitungen, wie „Die Allgemeine Zeitung" (mit dem Untertitel „Sechs-Uhr-Blatt") oder die „Stunde" hielten dieser Konkurrenz nicht stand und sie mußten eingestellt werden.

Zu der Zeitung „Die Stunde" wäre anzumerken, daß der Herausgeber Imre Bekessy, ein ungarischer Jude war.Ein nicht eben gut beleumundeter Mann, gegen den der berühmte Karl Kraus, Herausgeber der „Fackel" mit Riesenplakaten in Wien die Forderung erhob: „Hinaus mit diesem Schuft aus Österreich".

Hier hatten sich zwei jüdische Journalisten kräftig aufs Korn genommen. Bekessy, selbst Kommunist, ist dann später in das

kommunistische Ungarn ausgewandert und hat dort Selbstmord begangen. Sein Sohn emigrierte nach Amerika, kam nach 1945 als Presseoffizier nach Deutschland zurück und hatte sich einen Namen beigelegt, den er aus den Anfangsbuchstaben seines Namens Hans Bekessy-H.B. gleich Habe bildete.

Die aktiven Mitglieder der NSDAP, nicht nur die mehr als 2000 politischen Leiter, sondern auch die übrigen Parteigenossen waren ständig im Dienst. Es gab Mitgliederversammlungen, es gab jeden Tag mehrere öffentliche Versammlungen; es gab aus Anlaß von Besuchen deutscher nationalsozialistischer Funktionäre öffentliche Kundgebungen. In der Faschingszeit veranstaltete man kleinere gesellige Zusammenkünfte mit Musik und Tanz für die Mütter und Töchter und man war bemüht, Leser für die Zeitungen zu werben. Nachts wurden Plakatierungsaktionen durchgeführt. Wir waren innerhalb von zwei Jahren zu einem Faktor im öffentlichen Leben geworden, der nicht mehr zu übersehen war. Die Wirkung auf die Bundesländer blieb nicht aus, die dadurch mächtigen Auftrieb bekamen.

Hitler heimlich in Wien

In München hatte die Reichsleitung der NSDAP ein Haus gekauft, gegenüber der Nuntiatur in der Brienner Straße 45, Braunes Haus genannt, umgebaut, und jeder Gau sollte etwas zu Ausschmückung beitragen. – Ich beauftragte einen jungen akademischen Maler ein großes Gemälde zu malen, das kämpfende SA-Männer zeigte und im Vordergrund einen Verwundeten, der von seinen Kameraden betreut wurde.

Dieses Bild haben wir zuerst gegen Eintritt zur Besichtigung ausgestellt und dann Farbreproduktionen in Postkartenformat davon verkauft. Von diesem Geld wurde der Maler honoriert und für den Rest mietete ich einen Omnibus, lud eine Anzahl

von Ehrenzeichenträgern ein, und fuhr mit ihnen zur Übergabe des Bildes nach München. Es war September 1931.

Im Braunen Haus war große Bewegung, denn Hitler stand vor einer Versammlungsreise nach Hamburg. Er nahm sich jedoch Zeit, mich zu empfangen. Während dieses Gespräches war in seiner Wohnung in München, die gegenüber dem Prinzregententheater lag, die von ihm sehr geliebte Nichte Geli (Angela) Raubal, verblutet. Es wird wahrscheinlich nie geklärt werden, ob es sich um einen Unfall oder um Selbstmord handelte.

Hitler reiste ohne Kenntnis von dem Vorgang zu erhalten ab. Ich kam am nächsten Tag wieder ins Braune Haus, wo gerade die Nachricht darüber eingetroffen war. Alle befanden sich in einer fürchterlichen Aufregung. Hitler selbst erhielt die Mitteilung nach Hamburg und war zutiefst erschüttert.

Ich fuhr nach Wien zurück und erhielt wenige Tage später die Nachricht, daß Geli Raubal in Wien auf dem Zentralfriedhof bestattet werden sollte. Man bat mich, alles Nötige zu veranlassen. Ich besorgte ein Grab und am Tag der Beisetzung kamen Ernst Röhm, der damalige Stabschef der SA, der Verleger Müller, bei dem der Völkische Beobachter gedruckt wurde, und Heinrich Himmler, der aus Lüneburg in der Heide anreiste und ein Heidschnuckengeweih in Zeitungspapier eingewickelt mit sich führte, das er geschenkt bekommen hatte. Zu viert haben wir dann das Begräbnis von Geli Raubal durchgeführt.

Etwas später hatte ich Josef Goebbels in Wien. Im Sommer hatten wir für solche Anlässe, wenn man nicht geschlossene Räume benutzen mußte, einen idealen riesigen Versammlungsplatz in der sogenannten Engelmann-Arena, die im Winter eine Kunsteisbahn und im Sommer ein Boxring war. Gedeckte, mehrstöckige Galerien umgaben diesen Platz, so daß, wenn auch der Platz in der Mitte mit Bänken und Stühlen versehen wurde, ca. 15.000 Menschen darin Aufnahme finden konnten.

Goebbels bemerkte das sofort und sagte etwas neidisch: „Das ist ja noch viel größer als mein Berliner Sportpalast“ – was ich nur bejahen konnte.

Er hielt eine seiner triumphal aufgenommenen Reden. Er war ein faszinierender Redner sowohl in der Massenversammlung wie auch im kleinen Kreis. Seine Reden waren druckreif, hatten inhaltlich ein hohes Niveau, waren aber so gehalten, daß auch der einfache Mann sie nicht nur verstehen, sondern auch über sie in helle Begeisterung geraten konnte.

Goebbels kam gerne nach Wien und freute sich über die Begeisterungsfähigkeit der Wiener.

Anderntags war ich zur Verabschiedung am Westbahnhof, als plötzlich Schaub, Hitlers persönlicher Adjutant und Begleiter, neben uns stand. Ich war erstaunt und fragte mich: wo Schaub ist, kann Hitler nicht weit sein. Darauf nahm er mich zur Seite und teilte mir mit, Hitler habe die Absicht am frühen Morgen des nächsten Tages heimlich nach Wien zu kommen und das Grab seiner Nichte zu besuchen. Ich möge die Durchführung dieses Besuches in die Hand nehmen. Wir besprachen den Ablauf, und mein Vorschlag, daß ich die zwei großen offenen Mercedes-Wagen vor der Westausfahrt von Wien, am Fuß des Riedbergs erwarten würde, wurde angenommen.

Ich würde Hitler quer durch die Stadt zu dem im Osten liegenden Zentralfriedhof fahren. Danach sollte er selbst bestimmen, ob er noch länger bleiben und unter Umständen bei mir frühstücken wolle, ehe er die Rückreise anträte.

Hitler kam bei Tagesanbruch über die Grenze bei Salzburg, ohne erkannt zu werden. Ich traf die beiden Wagen am Fuße des Riederbergs, wo uns die Begleitung verließ. Hitler stieg in meinen Wagen, ein Steyr-Cabriolet, um, und wir fuhren zum Friedhof. Dort legte er einen großen Rosenstrauß am Grab nieder und verharrte lange schweigend.

Danach bestiegen wir wieder meinen Wagen, und ich bat ihn, bei mir ein Frühstück einzunehmen. Er stimmte zu.

Dann erzählte Hitler:

Als er in seiner Jugend von Linz nach Wien gekommen war, um sich in der Akademie der Bildenden Künste um Aufnahme zu bemühen, hatte er auch von befreundeter Seite ein Empfehlungsschreiben an Professor Roller bekommen.

Prof. Roller war damals der berühmte Bühnenbildner der Wiener Staatsoper, der auch für mehrere Wagneropern in Bayreuth die Bühnenbilder entworfen hatte.

Zweimal stand Hitler vor der Wohnung Rollers und fand nicht den Mut, anzuläuten.

Immer wieder kehrte er um. Um nicht wieder in den Konflikt zwischen dem Wunsch, bei Roller vorzusprechen und seiner Schüchternheit gestürzt zu werden, vernichtete er schließlich das Empfehlungsschreiben, ohne bei Prof. Roller vorgesprochen zu haben.

Roller starb in den dreißiger Jahren. In der Zeit, während der in Österreich die NSDAP verboten war und die Nationalsozialisten zahllosen Verfolgungen ausgesetzt gewesen sind. Adolf Hitler ließ über die Gesandtschaft einen großen Kranz mit Schleife bei dem Begräbnis am Grabe niederlegen. Unmittelbar nach der Grablegung entfernte die Familie die Schleife, um sie zur Erinnerung zu behalten.

Dies erzählte mir später die Witwe Rollers, als wir, nachdem Österreich angeschlossen war, bei einer festlichen Veranstaltung zusammentrafen.

Ich erzählte ihr von dem Brief, den Hitler als Empfehlung für ihren Mann hatte und den er sich nicht zu übergeben getraut hatte, wovon sie natürlich keine Kenntnis gehabt hatte.

Sie erzählte nun ihrerseits, daß unmittelbar nach dem Begräbnis die Staatspolizei in ihrem Haus erschienen sei und dort eine Durchsuchung nach der Schleife vorgenommen habe, um sie zu beschlagnahmen, dieser jedoch nicht habhaft werden konnte.

Soweit ging damals der Terror gegen alles Nationalsozialistische.

Prof. Roller hatte einen Sohn, der in seine Fußstapfen trat. In Kreisen der Wiener Oper wurde leider – wie es in diesen Kreisen immer üblich gewesen ist und wohl auch sein wird – gegen ihn von seiten der nicht nationalsozialistisch eingestellten Mitglieder derartig gehetzt und intrigiert, daß er sich freiwillig an die Front meldete und dann gefallen ist.

Als Hitler diese Nachricht bekam, war er wütend darüber, daß man das zugelassen habe. Hatte er doch in verschiedenen Fällen Personen aus dem Kulturleben aus dem Fronteinsatz herausgenommen, um durch diesen – von ihm nicht gewollten – Krieg nicht zuviele wertvolle künstlerische Menschen zu verlieren, sondern sie für das Deutsche Volk zu erhalten.

Er hatte ja auch die Söhne Siegfried Wagners vom Militärdienst freigestellt aus den gleichen Gründen, was ihm zwar – wie bekannt – noch heute von Frau Winifred Wagner gedankt wird, jedoch nicht von den Söhnen, die persönlich und auf künstlerischem Gebiet oft recht merkwürdige Wege gegangen sind.

Während der Fahrt durch Wien fragte Hitler plötzlich: „Kommen wir auch bei der Oper vorbei?"

Darauf antwortete ich: „Nicht unbedingt, aber es ist kein großer Umweg, wir können gerne über die Ringstraße an der Oper vorbeifahren".

Darauf antwortete Hitler, und es berührte mich sehr: „Ach bitte, dann fahren wir doch wenigstens außen an der Oper vorbei, wenn ich schon nicht hineingehen kann." Verbanden ihn doch, wie er immer wieder betonte, viele schöne Erinnerungen aus seiner Jugendzeit an dieses Haus.

Wir fuhren in den IV. Bezirk, in dem ich im 3. Stockwerk eines alten Hauses für mich und meine Familie, Frau und Tochter, nach vielen Mühen eine kleine 1½ Zimmerwohnung gefunden hatte, ein Glücksfall bei der in Wien herrschenden Wohnungsnot.

Wir nahmen ein einfaches Frühstück ein. Ich hatte auch meine Frau von seinem Kommen nicht in Kenntnis gesetzt, und wir führten ein Gespräch, das mich sehr beeindruckte. Es gab mir einen tiefen Einblick in sein Wesen und seine Pläne.

In Deutschland erlitt damals die nationalsozialistische Partei einen Rückschlag und befand sich in einer Krise, so daß man dem nächsten Wahlausgang mit Bangen entgegensah. – Davon erwähnte Hitler kein Wort. Er sprach darüber, daß er nun zusehen müsse, endlich an die Macht zu kommen, da die Gefahr

bestünde, daß seitens der Polen gegenüber der freien Stadt Danzig irgendeine unüberlegte, nicht wieder gutzumachende Handlung erfolgen könnte. An die Macht gekommen, wollte er versuchen dies zu verhindern.

Für Hitler war die Frage des Rückschlags in den kommenden Wahlen und Wahlsiege bereits eine Sache, die hinter ihm lag. Er zerbrach sich den Kopf über zukünftige große Aufgaben nach der Machtergreifung und sah in der Gegenwart kein Problem.

Ich fuhr Hitler dann, er saß neben mir mit seinem breitkrempigen Hut, tief in die Stirne gedrückt, zur Stadtgrenze im Westen. Ungehindert verließ er Österreich und kam noch am selben Abend in München an.

Mittlerweile gab es große Aufregung in Wien. Adolf Hitler war in meiner Begleitung von vielen erkannt worden, und manch böser Anrufer beschwerte sich, warum man denn nichts von seinem Aufenthalt gewußt hätte. Nur die Polizei wußte nichts. Ich erhielt noch 1976 von einem alten Bekannten Polizeiberichte aus dieser Zeit; unter anderem von einem Fall, in dem ein großer Mercedes-Wagen aus München am Zentralfriedhof gewesen ist und Hitler angeblich einen Besuch dort machte. Es handelte sich jedoch um Schaub, der Geli Raubals Mutter, Hitlers Halbschwester zu einem Besuch am Grab der Tochter begleitet hatte.

Führungsprobleme

Von der Organisation und Gliederung der NSDAP in Deutschland unterschied sich Österreich insofern, als draußen die Aktivisten in der SA und später auch in der SS organisiert waren, während man von den politischen Leitern, die man nicht sehr schmeichelhaft „Treppentiger“ nannte, keine sehr hohe Meinung hatte. Meist handelte es sich um ältere und weniger bewegliche Personen. Das hing damit zusammen, daß die SA

mit ihrem Kampf der NSDAP den Weg bereitet hatte, und daher alle Aktivisten in ihre Reihen zog.

Hingegen war es in Wien so gewesen, daß die SA eine kleine, sehr engagierte Gruppe bildete. Ich bin aber absichtlich der Weisung nicht gefolgt, daß alle Parteigenossen, die sich aktiv betätigen wollten, in die SA eintreten müßten, sondern hielt die politischen Leiter heraus und erzog sie zu einem selbstbewußten Korps. Das kam auch der Mentalität der Parteigenossen in Österreich entgegen, wo man nun einmal – drastisch ausgedrückt – zu sagen pflegte: „Soldaten gespielt habe ich gern und mit Freude, als Krieg war, jetzt, wo wir Frieden haben und älter sind, bevorzugen wir es, uns politisch zu betätigen."

Daß dadurch in der SA-Führung einiges Unbehagen ausgelöst wurde, ist verständlich. Da man einen Ausgleich schaffen wollte, sandte eines Tages der Stabsleiter der SA in Deutschland, Ernst Röhm, als SA-Führer für Wien einen Mann, der nicht nur einen Kopf größer als ich war, sondern auch noch eine unsichtbare, neunzackige Krone trug; es war dies der Graf du Moulin Eckart.

Irgendwie genügte scheinbar weder die körperliche Länge, noch die Abstammung für seinen Posten – er verschwand bald wieder aus Wien.

Nun kam die SS daran. Man sandte nun einen ebenfalls gut aussehenden Mann von körperlich beträchtlicher Größe, den Oberführer Greschke, nach Wien. Er bemühte sich, die SS möglichst rasch zahlenmäßig aufzubauen, was allerdings zur Folge hatte, daß es möglich war, sie von der Gegenseite her zu infiltrieren. Insbesondere durch die schon erwähnte „Schwarze Front" Otto Strassers von Prag her, aber auch von der linken Seite. So hatte ich einmal in den Sophien-Sälen einen vertraulichen Appell der politischen Leiter, bei dem sich lediglich zwei SS-Männer zur Podiumsdekoration befanden. Ausgerechnet diese beiden stiegen, nachdem die „vertrauliche" Versammlung beendet war, in eine Taxe und fuhren in voller Kriegsbemalung in die Redaktion der Arbeiterzeitung, in der ich am nächsten Tag den Inhalt meiner Rede lesen konnte.

Es kam zu einem Revisement bei der SS-Führung.

Die SS-Führung lag dann in den Händen des hochdekorierten Kaiserjäger-Hauptmann Josef Fitzthum, der zu meinem engsten Freundeskreis zählte.

Ich erwähne dies nur zur Illustration, wie ernst wir von unseren Gegnern genommen wurden und wie sie versuchten mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln die Arbeit zu stören.

Um einen ähnlichen Vorgang bei den politischen Leitern zu vermeiden, hatten wir festgelegt, daß niemand, von woher er immer kam und welche Referenzen er auch aufzuweisen hatte, unmittelbar in einen höheren Parteirang aufgenommen werden durfte. Er mußte sich vom Blockleiter und Zellenleiter zum Funktionär einer Ortsgruppe und dann eines Kreises hocharbeiten. Da dieser Vorgang immerhin einen Zeitraum von einem halben bis einem Jahr beanspruchte, war es wenig reizvoll, über diesen Weg eine Infiltrierung zu versuchen.

Im Landtag und Gemeinderat in Wien

Wer die Begeisterungsfähigkeit des Wieners nicht kennt, kann sich nicht vorstellen, mit welcher Leidenschaft, Hingabe und Fanatismus damals der Kampf für die Idee des Nationalsozialismus und damit auch für den Anschlußgedanken geführt worden ist. – Eine Zeitung schrieb einmal: „In Wien ist kein Zaun und keine Giebelwand fertig, bevor nicht die Schergen des Herrn Frauenfeld ihre Symbole darauf gemalt haben."

Wir haben mit Klebemarken, mit Flugblättern das ganze Land überschwemmt, wenn bei Demonstrationen eine Straßenbahn durch eine marschierende Kolonne fuhr, kam sie mit unseren Aufrufen beklebt heraus; Telefonzellen waren beklebt, und der Ruf, der damals durch ganz Deutschland ging: Ein Volk, ein Reich, ein Führer!, nahm seinen Ausgang von Wien

aus, ebenso wie jene kleinen Hakenkreuzfähnchen, die bei Aufmärschen vom spalierbildenden Publikum zu Tausenden geschwenkt wurden.

Und das alles gab es nicht umsonst – die Klebemarken, Flugblätter u.s.w. mußten gekauft werden.

Wir fanden mit all diesen Propagandamitteln Nachahmer, nicht nur in der österreichischen Provinz, sondern auch in Deutschland.

Während die anderen Parteien erst einige Wochen vor Wahlen zu politischen Aktivitäten aufwachten, rollte über Wien eine ständige Versammlungswelle der nationalsozialistischen Partei. Wir brachten es bis zu 15 Versammlungen an jedem Wochenende. Die Redner mußten alternierend mit Minutenprogramm eingesetzt werden, damit sie sich gegenseitig in den einzelnen Versammlungen ablösen konnten. Auch kamen nunmehr in den Jahren 1931 bis 1933 ständig führende Männer aus Deutschland, die gerne in Wien sprachen.

So strebten wir für die Landtagswahlen im April 1932 einem neuen Höhepunkt entgegen.

Das einzige Hindernis, welches uns schwer zu schaffen machte, war die Besorgnis der Bevölkerung, wenn es uns nicht gelänge, bei unserer gleichmäßigen Verteilung innerhalb der gesamten Bevölkerung, Schwerpunkte zu bilden, in denen wir ein Grundmandat erhielten, so waren alle abgegebenen Stimmen, auch wenn sie zahlenmäßig für eine noch so große Anzahl von Mandaten gereicht hätten, verloren. Dieses Wahlrecht hatten sich die großen Parteien geschaffen, um es den kleinen, damals so wie heute, möglichst schwer zu machen, diese Hürde zu nehmen. Obwohl es bei unseren zahllosen Versammlungen und ständigen Werbungen kaum möglich war, steigerten wir unsere Tätigkeit. Ein Trommelfeuer von Versammlungen, Flugblättern, Zeitschriften mit Sonderausgaben ging auf die Bevölkerung nieder.

Der Wahltag rückte heran. Die Stimmung und die Aufregung war einem Höhepunkt angelangt. In den Nachmittagsstunden versammelten sich in dem Innenhof des Gauhauses, „Braunes

Haus" genannt, im 6. Bezirk, Mariahilf, in der Hirschengasse 20, eine größere Anzahl von Parteigenossen, währenddem in den einzelnen Bezirken die örtlichen Leitungen ihre Parteigenossen versammelt hatten und mit Spannung den Ergebnissen entgegensahen.

Die ersten Meldungen kamen und damit auch die ersten Siegesnachrichten. Wir hatten nicht ein Grundmandat, sondern bald wurde ein zweites, drittes und viertes gemeldet. Von mal zu mal steigerte sich die Begeisterung. Als man schließlich in den spätern Nachtstunden überblicken konnte, daß wir mindestens zehn Landtagssitze im ersten Wahlgang errungen hatten, waren alle – auch ohne Alkohol – trunken vor Freude und Begeisterung.

Wir traten mit einer Wagenkolonne eine Rundfahrt durch die einzelnen Versammlungslokale an, wurden dort mit Jubel empfangen. Für mich ging die Sache etwas blutig aus, man haute mich, auf den Schultern getragen, mit dem Kopf gegen einen niedrigen Türbalken, und es gab eine blutige Schramme.

Es kristallisierte sich heraus, daß wir für 100000 Stimmen im ersten Wahlgang 10 Mandate errungen hatten und für weitere 100000 Reststimmen nochmals 5 Mandate bekamen. Es war die, für die kleinen Parteien ungünstigste Wahlgeometrie, die zu diesem Ergebnis führte, immerhin waren wir mit 15 Mandaten in den Wiener Landtag und den gleichzeitig gewählten Gemeinderat eingezogen. Die Christlich-Sozialen konnten bloß 19 Mandate für sich verbuchen. Das Gros der übrigen Mandate hatte sich die sozialdemokratische Partei geholt, die wie immer die absolute Mehrheit in Wien errungen hatte.

Schon am nächsten Tag erhielten wir von allen Seiten die Erklärung, daß eine große Anzahl christlich-sozialer Wähler lediglich aus Nützlichkeitsgründen ihre Stimme für die „Schwarzen" abgegeben hatten und erklärten: hätten wir diese Entwicklung vorausgeahnt, hätten wir nationalsozialistisch gewählt.

Wahrscheinlich wären die Christlich-Sozialen von uns in diesem Fall überrundet worden und wir wären die zweitstärkste Partei im Landtag geworden.

Nun gab es für die Gewählten, insbesondere für mich als Fraktionsführer und für meinen Bruder, dem Fraktionsgeschäftsführer, eine schwierige und anstrengende Zeit. Wir besaßen auf diesem Gebiet noch keinerlei Erfahrung, geschweige denn Routine und mußten uns mit den neuen Problemen auseinandersetzen.

Wir waren eine bisher außerparlamentarisch tätige Opposition gewesen, hatten keine Vorbilder, hatten niemanden, der uns informieren konnte.

Mit viel Aufwand und Mühe, sowie Fanatismus schafften wir es aber.

Unser Wahlsieg erregte außerordentlich großes Aufsehen, nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland. In Österreich gab der Sieg den verschiedenen Ländern Auftrieb, und wenn ich oder einer unserer Gauredner in irgendeinem Bundesland Kundgebungen veranstalteten, waren wir der Gegenstand besonderer Begeisterung.

Die Sozialdemokraten änderten nunmehr die Zusammensetzung des Stadtrats; ein Forum, das einer Landesregierung bzw. einem Senat in Deutschland entspricht.

Sie veränderten die Anzahl der Mandate so, daß die Christlich-Sozialen nur mehr mit zwei Mandaten ohne Portefeuille und die Nationalsozialisten nur mit einem Mandat ohne Portefeuille davonkamen, während die übrigen zehn Portefeuilles von den zehn sozialdemokratischen Stadträten besetzt wurden.

Da wir es für unsere Tätigkeit zu einem Grundgesetz gemacht haben, mit dem Gegner keinerlei persönlichen Kontakt zu suchen, waren wir im Landtag und Gemeinderat auf uns alleine gestellt. Im Stadtrat, also der Landesregierung, saß ich ganz allein.

Wir waren jung, und ich darf wohl sagen, tollkühn, so daß wir die auf uns zukommenden Probleme auch nicht schwer nahmen. Wir genossen unseren Sieg, setzten aber sofort unsere Versammlungswellen mit alter Aktivität fort und hatten nunmehr – unter dem Eindruck dieses Wahlergebnisses – Er-

folge, die sich so auswirkten, daß bei unserem an die Versammlungen anschließenden Abendessen im engen Kreis, das meist im Gasthof Metzger auf der Landstraße im 3. Bezirk stattfand – und meistens aus einem Mexicaner-Schnitzel bestand – telefonisch die Meldungen von den verschiedenen Versammlungen kamen, durch die es bei jeder zu 30–40 und mehr Neubeitritten gekommen war.

Zur ersten Sitzung des Landtags im neuen Rathaus Wiens versammelten wir uns im Restaurant Tischler, im 1. Bezirk, und gingen von dort zu Fuß zum Rathaus.

Hier wartete eine tausendköpfige Menge auf uns mit Jubel und Blumen – so hielten wir Einzug in den Landtag.

Ich war Fraktionsführer, unter den Abgeordneten waren Dr. Walter Riehl, Prof. Richard Suchenwirth, der Polizeibeamte Rotter, wir hatten einen Querschnitt durch die soziale Struktur der Bevölkerung gemacht, Diplomingenieure, Kaufleute, wie der Buchdrucker Gratzenberger ebenso wie der brave Parteigenosse Weikert, ehemals KP-Mitglied, ein Idealist, der von sich reden machte, als er im Überschwemmungsgebiet der Donau, dem „Inundationsgebiet", wie man es nannte, für Obdachlose Land beschlagnahmte und dort das sog. Bretteldorf errichtete. Natürlich schritten die Behörden dagegen ein. Das Bretteldorf wurde zerstört, und die Leute mußten aus ihren improvisierten Heimen wieder heraus. Die Erbitterung war groß und Weikert wechselte von der KP zur NSDAP und war alle Jahre über ein treuer Parteigenosse.

Wenn jemand sich über seine nicht ganz hochdeutsche Aussprache lustig machte, gab es ein gutes Wort dagegen: Ihr Sozialdemokraten seids die Partei der jüdischen Journalisten und Rechtsanwälte, die sich natürlich der deutschen Sprache besser bedienen können als ein schlichter Arbeiter, ein Mann aus dem Volke. Ihr habt keinen in den Reihen eurer Führungsschicht, aber wir!

Das brachte dann die Gegner zum Verstummen.

Man mußte selbstverständlich vorsichtig sein. Einmal hatte mein Bruder als Fraktionsgeschäftsführer bei der Verteilung

der verschiedenen Referate für eine Landtagssitzung u.a. Weikert das Referat gegen den Ankauf des belgischen Radiums für medizinische Zwecke, zugeteilt.

Weikert, der sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, hatte sich vorher bei einem kleinen Imbiß auch C_2H_5OH einverleibt und Mut angetrunken. Er hielt dann eine Rede, die dazu führte, daß mir der kalte Schweiß ausbrach, als er u.a. nämlich erklärte: „Was brauchen wir das Radio (statt Radium) aus Belgien, wo das aus Böhmen bedeutend besser und billiger ist."

Ich habe dann später bei einer Sitzung des Stadtrates mit dem Stadtrat des Gesundheitswesens, eine Kapazität auf diesem Gebiet, die Klingen gekreuzt, um diese Situation halbwegs zu retten.

Wie unbeschwert unsere jungen Leute damals waren, kann daraus entnommen werden, daß bei der Wahl des Präsidiums auch ein Schriftführer aus unseren Reihen gewählt wurde, es war dies der Parteigenosse Hugo Mühlberger, der zur linken des Bürgermeister und Landtagspräsidenten Seitz am Vorstandstisch sitzen durfte.

Als es wieder einmal Zwischenrufe und Tumult gab und und Mühlberger sich auch mit betätigte, neigte sich Bürgermeister Seitz, eine große, stattliche, vornehme Erscheinung zu ihm hinüber und sagte: „Herr Kollege, am Präsidententisch können Sie sich an den Kundgebungen des Hauses nicht beteiligen."

Worauf Mühlberger sagte: „Ah, so, wenn das so ist, dann gehe ich wieder runter." Packte seine Akten, begab sich auf seinen Sitz und beteiligte sich von dort kräftig wieder an den Zwischenrufen.

Bürgermeister Karl Seitz war ein Gegner, von dem ich sagte: Man könne stolz sein, ihn zum Gegner zu haben und sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Er hat immer eine sachliche und vornehme Haltung eingenommen.

Die Wiener sind Augenmenschen. Schon seinerzeit hatten sie

einen Bürgermeister, dessen äußerer Anblick sie verwöhnte, es war Dr. Karl Lueger, der nicht nur selbstlos in seiner Lebensführung, sondern auch außerordentlich erfolgreich in der Führung seines Amtes als Bürgermeister von Wien gewesen ist. Es kam dann nach einem weniger schönen „optischen" Intermezzo Karl Seitz, ebenfalls eine repräsentative, gut aussehende Persönlichkeit.

Wien hatte und hat im Gegensat zu Deutschland, wo es Oberbürgermeister gibt, „nur" einen Bürgermeister, dafür aber mehrere Vize-Bürgermeister.

Die Tätigkeit im Stadtrat war rein repräsentativ. War aber notwendig, um selbst bei belanglosen Sachen Einsprüche zu erheben. Wenn ich oder einer der beiden christlich-sozialen Vertreter irgendwelche Anträge stellten, wurden diese zur Abstimmung gebracht und natürlich von den zehn sozialdemokratischen Stadträten immer überstimmt.

Stimmte man einmal aber nicht dagegen, dann stand sicherlich am nächsten Tag in irgendeiner Zeitung, die oder jene Diskussion endete damit, daß auch der Vertreter der Nationalsozialisten und Christlich-Sozialen keinen Gegenantrag stellte, bzw. sich der Stimme enthalten habe.

Insofern mußte man eben rein aus optischen Gründen ständig aufpassen und an und für sich gänzlich überflüssige Anträge stellen. Das gehörte zu den demokratischen Spielregeln, mit denen wir uns vertraut machen mußten.

Im Landtag ging es abwechslungsreicher zu. Gebäude, Personen, Saal waren gleich wie bei Gemeinderatssitzungen. Es handelte sich nur darum, ob der Vorsitzende nun in seiner Eigenschaft als Bürgermeister dem Gemeinderat vorsaß oder ob er als Landtagspräsident den Landtag von Wien präsidierte.

Der für uns interessante, wesentliche Unterschied war, daß wir uns bei Gemeinderatsitzungen etwas zurückhaltender benahmen, weil es dort die Möglichkeit gab, jemanden, der die Sitzung störte, auszuschließen. Hingegen sah die Satzung des Landtages diese Regelung nicht vor, da gab es nur Ordnungsrufe. Mehr konnte nicht gegen uns unternommen werden, auch

dann nicht, wenn wir uns aus ganz bestimmten taktischen Gründen mal überaus laut benahmen und die Sitzung einen Lärmpegel erreichte, der es den Stenografen nicht ermöglichte, von ihrem Tisch aus, den Reden zu folgen. Sie mußten sich neben den Redner begeben, ihm das Ohr in Mundnähe halten, um die Worte zu verstehen.

Wie wir uns verhielten, hing jeweils von der Tagesordnung ab. Wenn sie interessant war, wurde die Parole ausgegeben, daß die Angelegenheit sachlich zu kommentieren sei, in anderen Fällen, wo es uns wichtig erschien, unsere Auffassung zu vertreten, wurde die Weisung ausgegeben, entsprechend lautstark zu protestieren. Das fing bei Zwischenrufen an, die Gegenseite antwortete, und dann kam es zu den üblichen Tumulten.

Als wir September 1932 Gautag hatten und es durch Überfälle des republikanischen Schutzbundes bereits 116 Verwundete gab, wurde die Parole ausgegeben, der Sitzung nicht fernzubleiben. Ich meldete mich bei Eröffnung zur Geschäftsordnung und erklärte, daß wir es ablehnen müssen, mit den Auftraggebern derartiger Mordbanditen im selben Raum zusammenzusitzen und gemeinsame Verhandlungen zu führen und wir daher die Sitzung verlassen würden. Dann erhoben wir 15 uns, um quer durch den Saal am Präsidententisch vorbei dem Ausgang zuzustreben.

Dies vollzog sich unter wütendem Gebrüll der Marxisten. Und wir hatten den Saal noch nicht ganz verlassen, als es zu den ersten Zusammenstößen kam. Darauf machten wir kehrt, um den bedrängten Kameraden zu Hilfe zu kommen und es gab eine reguläre Saalschlacht. Ich erhielt eine Rißquetschwunde am Kopf durch ein bronzenes Tintenfaß. Die Wunde mußte genäht werden, und ich erhielt einen Kopfverband. Das Bild mit meinem verbundenen Kopf während des Parteitages, ging damals nicht nur durch die Presse in Österreich, sondern auch in Deutschland.

Ein weiterer Verwundeter war Professor Dr. Richard Suchenwirth, ebenfalls an der Stirn getroffen. Hinzu kam noch ein Abgeordneter, der sich einen Finger brach. Der Saal

wurde in einem Zustand verlassen, der es notwendig machte, ihn zwecks Renovierung einige Wochen zu sperren. Bei der kämpferischen Einstellung unserer Parteigenossen war dies keine Einschüchterung, sondern führte noch zu einer Steigerung der Begeisterung und des Kampfgeistes.

Die Wahl war vorbei, aber unsere Arbeit wurde damit nicht vermindert oder gar eingestellt, sie wurde noch gesteigert und fand ihre Krönung in einem Gau-Parteitag, zu dem unter anderem Göring für die Partei und Röhm für die SA kamen. Am Heldenplatz waren rund um das Denkmal des Prinzen Eugen die Formationen angetreten, umgeben von einer Menge von annähernd 100 000 Menschen. Stabschef Röhm übergab der Wiener Standarte eine Anzahl von Sturmfahnen. Göring aber übergab dem politischen Leiterkorps das in militärisch ausgerichteten Formationen angetreten war (es bestand hauptsächlich aus frontgedienten Soldaten die mit ihren Kriegsdekorationen hier vor ihm standen), die ersten Politischen-Leiter-Fahnen in feierlicher Form und sagte anschließend zu mir:

„Das sind politische Leiter? Das ist ja ein Garderegiment!".

Für mich waren diese anerkennenden Worte einer der Höhepunkte meiner Tätigkeit.

Nun saßen wir in den Landtagen. Die nächste Etappe wäre, nunmehr Einzug zu halten in den Bundesrat und damit einen politischen Erdrutsch auszulösen.

Die Regierung sah sich in die Defensive gedrängt. Auch war sie im Inneren uneins. Zwischen dem Kanzler Dollfuß und dem Vizekanzler Starhemberg, zwischen christlich-sozialen und Heimwehren bestanden tiefgehende Differenzen. Aber auch innerhalb der Heimwehren, insbesondere zwischen Fürst Starhemberg und Major Emil Fey gab es Rivalitäten, wie man heute noch aus den erst 1971 veröffentlichten Memoiren Starhembergs, die voll von Beschimpfungen seiner damaligen Mitarbeiter sind, nachlesen kann.

Hitler, Tirol und Wien

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß es für uns in Österreich eine außerordentlich schwierige Situation war. Geschaffen durch Hitlers Verhältnis zum faschistischen Italien und die Verzichtserklärung auf Südtirol. Als der erste Weltkrieg zu Ende war und sich Italien wieder einmal rechtzeitig auf die Seite der Sieger geschlagen hatte, wurde die italienische Grenze weit nach Norden geschoben und verlief dann nicht mehr dort, wo sie als Sprachgrenze gerechtfertigt gewesen wäre, wenn nämlich Trient zu Italien gekommen wäre und dann bei der Salurner Klause die Grenze gezogen worden wäre, sondern man verlegte sie, angeblich aus militärischen Gründen, die keineswegs stichhaltig waren, bis an den Brenner und brachte damit eine Viertelmillion Südtiroler unter italienische Herrschaft. Südtiroler, über die der Münchner Dichter Ludwig Thoma den Ausspruch getan hat:

„Diese Menschen sind in Gletschereis konservierte Goten."

Man braucht nur die Namen der Schlösser, die sich in großer Zahl dort befinden, aufzuzählen, um zu sehen, daß hier uraltes deutsches Land, aus dem eine Fülle von Adeligen des deutschen Volkes stammten, unter Fremdherrschaft gebracht worden war.

Zweifellos befand sich Hitler von der großen Politik her gesehen in einer Zwangssituation. Hatte er doch nirgends anders die Möglichkeit, im Ausland einen Bundesgenossen zu finden, als bei dem faschistischen Italien Mussolinis, und dieser Tatsache mußte er Rechnung tragen, auch wenn es Opfer erforderte. Die Dinge wurden uns nur dadurch etwas erleichtert, daß die Bindung der Heimwehr an die Italiener noch eine viel engere war, denn sie wurden von dort reichlich subventioniert, und ich war bemüht, das immer wieder besonders deutlich zu machen. So spielte mir der Zufall und auch einiges Geld, das ich dafür aufwenden mußte, einen Brief des Presseatachés der italienischen Botschaft in Wien, der als der Vertrauensmann Mussolinis galt, in die Hand, der an die Führung der Heim-

wehr gerichtet war, in dem er schrieb: „Es ist nicht möglich, daß wir noch verschuldete adelige Heimwehrführer sanieren, wo wir doch schon für die Heimwehr selbst reichlich viel an Geldzuwendungen tun." Dieses für die Heimwehr kompromittierende Schreiben wurde sofort in einer Sonderausgabe des Kampfrufs von 10000 Exemplaren in den Straßen verkauft, nachdem vorher dieses Blatt mit der Post sämtlichen ausländischen Missionen und allen wichtigen Zeitungen und Korrespondenten zugeleitet worden war. Natürlich kam die Verfügung, diese Sondernummer zu beschlagnahmen, aber zu diesem Zeitpunkt waren von den 10000 Exemplaren nurmehr einige wenige übrig. Als ich kurz darauf in Berlin war und in eine Reichsleitersitzung hineinplatzte, nahm mich Göring an einem Knopf meiner Uniform, zog mich in eine Nische und sagte:

„Frauenfeld, stellen Sie Ihre Angriffe gegen die Heimwehr ein. Mussolini hat eine Stinkwut auf Sie."

Ich konnte nur achselzuckend erwiedern:

„Parteigenosse Göring, wir sind uns doch darüber klar, daß die Dinge für uns am Brenner anders liegen als für Sie."

Eine Tatsache, die nicht zu leugnen war.

Im Herbst und Winter 1932/33 hatten wir in Wien sechsmal über hunderttausend Menschen auf der Straße. Wiens Ringstraße ist für politische Demonstrationen mit nachfolgenden Aufmärschen besonders geeignet. Man konnte und mußte sich in dieser Beziehung immer wieder etwas Neues einfallen lassen. Es gab Kundgebungen vor der Votivkirche, vor dem Rathaus, vor der Karlskirche und auf dem Schwarzenbergplatz. Anschließend folgte der Marsch über die Ringstraße. So konnte man den Leuten immer wieder ein neues Panorama, eine neue Umgebung bieten.

Speziell in Wien darf man auch nicht die Musik vergessen. Mittlerweile war unsere SA-Militärkapelle auf 80 Mann angewachsen. Dazu gehörten 2 Reihen von je 8 Fanfarenbläsern, und für die Standkonzerte hatten wir noch meterlange Fanfaren auf Stativen; hinzu kam die übliche Militärkapellenbesetzung. Als unser Kapellmeister Maurer eines Tages kam und sagte, er brauche neue Tschinellen und er würde doch bitten, diese dort zu kaufen, wo sie am besten hergestellt werden, nämlich in Istanbul, schickten wir einen Mann hinunter, der sogar beim Gießen, welches nach einem besonderen Ritual vonstatten ging, zusah, um die Originale zu erwerben. Wir hatten Gongs, die nicht den sonst üblichen blechernen Klang hatten, sondern wie Glocken klangen.

Natürlich gab es im ganzen Land zahllose Kapellen. In den zwanziger Jahren erlebte ich in Nordtirol einen Aufmarsch anläßlich einer Andreas-Hofer-Feier, wo nicht weniger wie 104 Standschützenkompanien aufmarschiert waren, von denen jede ihre eigene Kapelle in besonderer Tracht mit sich führte. Bei einem Gautag in Linz in Oberösterreich, wo ich mit Göring alternierend sprach, hatten sich ebenfalls über zwei Dutzend Musikkapellen zum Vorbeimarsch eingefunden. Ich erinnere mich, wie Göring plötzlich aufhorchte, als er von ferne wieder eine Kapelle hörte und sagte, „die sollen aber hier einschwenken", und ich antworten konnte, „das sind meine Leute, die Sie hier hören".

Allmählich war auch das Ausland auf uns aufmerksam geworden. Neben meinem Pressechef Raimund Heinz hatte ich noch den Diplom-Ingenieur Josef Plöchinger als Auslandspressechef, der sich besonders mit den Korrespondenten der ausländischen Zeitungen und Zeitschriften befaßte.

Ich zog ihn in meine nächste Umgebung, weil er mir dadurch aufgefallen war, daß er als Diplom-Ingenieur und Betriebsratsvorsitzender der Siemenswerke, als es zu personellen Abbauten

kam, von denen er selber durch seine Stellung geschützt war, auf seinen Platz verzichtete, um dafür einem kinderreichen Arbeiter seinen Arbeitsplatz zu erhalten.

Später begleitete er mich nach Berlin, wurde durch meine Vermittlung Pressechef bei Todt, folgte mir nach in den Osten und ist im Osten gefallen.

Einer der interessantesten ausländischen Besucher war Subhas Chandra Bose, der indische Freiheitskämpfer, Dr. zweier Universitäten und zeitweise Bürgermeister von Kalkutta. Damals war er noch nicht der orientalisch beleibte Mann, sondern eine schlanke, elegante Erscheinung, die in Nationaltracht großes Aufsehen erregte.

Die Heimwehren fühlten sich nach unserem eindrucksvollen Gauparteitag nunmehr veranlaßt, ihrerseits in Erscheinung zu treten und den Versuch zu machen, den bei der Bevölkerung durch den Parteitag hinterlassenen Eindruck wieder zu vermindern. Sie setzten für den 15. und 16. Oktober eine große Heerschau mit einem Marsch über die Ringstraße an, mit einer Defilierung vor der Führerschaft am Schwarzenbergplatz. Dort hatte sich auch die Polizei in ihrer Mehrheit versammelt, um Zusammenstöße mit Sozialdemokraten, die eine Gegenkundgebung planten, zu verhindern.

Wir unsererseits hatten schon vor längerer Zeit im XI. Wiener Gemeindebezirk Simmering einen Bezirkstag angesetzt, der mit einem Marsch durch den Bezirk beginnen und mit einer Kundgebung im Saal des Simmeringer Brauhauses seinen Abschluß finden sollte.

Simmering ist einer der äußeren Bezirke im Osten Wiens, der heute noch mit vielen kleinen ein- und zweigeschossigen Häusern den Vorstadtcharakter des 19. Jahrhunderts behalten hat und ein ausgesprochener Proletarierbezirk war. Gerade deswegen hatten wir dort unsere Veranstaltung angesetzt. Es war immer unser Bestreben, nicht nur aus der Groß-Deutschen-Volkspartei und den Christlich-Sozialen unsere Anhänger zu werben, sondern in die Front der Sozialkdemokraten einzubrechen.

Der Versuch der Heimwehren, an diesem Tage Eindruck zu erzielen, scheiterte auch hier. Die Schau wurde ihnen jedoch auf eine höchst makabre Weise genommen.

Während des Umzuges mit Musik und Fahnen war es wiederholt zu kleinen Geplänkeln mit spalierstehenden Marxisten gekommen. Dann kam es vor einem Arbeiterheim völlig unerwartet zu einem Feuerüberfall.

Gleich zu Beginn erhielt ein Revierinspektor der sehr schwach vertretenen Polizei – insgesamt etwa 25 Mann – einen tödlichen Schuß. Polizei und Parteigenossen suchten Deckung, aber das Feuer aus dem Arbeiterheim forderte noch zwei Menschenleben, zwei SA-Leute. Sie waren die arbeitslosen Arbeiter Staller und Sennhofer, der eine starb sofort, den anderen schleppte ich schwer verwundet aus der Feuerlinie in einen Hausflur, wo er verschied.

Dieses Ereignis hatte starke Wirkung auf die Bevölkerung. Das geht auch daraus hervor, daß in dem 1975 herausgegebenen offiziellen Werk „Vom Justizpalast zum Heldenplatz", Studien und Dokumentationen 1927–1938, erschienen im Verlag der österreichischen Staatsdruckerei, auf den Seiten 94 bis 102 diesem Gauparteitag und dem Simmeringer Gemetzel ein weiter Raum eingeräumt wird. Hier ist allerdings zu bemerken, daß die Ereignisse nicht historisch getreu geschildert sind. Es werden zum Beispiel die Kundgebungen des Gauparteitags und vorangegangene und spätere Kundgebungen durcheinandergeworfen. Es werden Besucher aus dem Reiche wie Hans Frank, Julius Streicher und andere, die an späteren Veranstaltungen teilnahmen, hier mitgezählt, aber man konnte in dieser Dokumentation doch nicht umhin, festzustellen, daß es sich hier einwandfrei um eine marxistische Mordtat an einem Polizisten und zwei Arbeitern handelte, wenn auch tendenziös versucht wird, den Nationalsozialisten dadurch eine Schuld zuzuschreiben, daß sie es überhaupt gewagt haben, in diese Hochburg der Sozialdemokraten einzudringen.

Die Polizei stürmte das Arbeiterheim. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Zahlreiche Schutzbundangehörige wur-

den verhaftet, 56 dem Gericht übergeben. Es kam zu Prozessen, die jedoch allmählich im Sande verliefen. Ich wandte mich in einem Schreiben an Bundeskanzler Dollfuß und forderte namens der Landtagsfraktion, daß der Republikanische Schutzbund verboten würde, insbesondere wies ich auf die umfangreichen Waffenfunde hin, die man nicht nur in diesem, sondern auch bei Durchsuchung anderer Arbeiterheime gemacht hatte. Es handelte sich ebenso um Gewehre wie um Handgranaten, schwere Waffen und reichliche Mengen von Munition, die an Maschinengewehrgurten aufgezogen war.

Am 17. Oktober 1932 sprach ich im Bundeskanzleramt am Ballhausplatz bei Bundeskanzler Dollfuß vor, in Begleitung meines damaligen SA-Führers, des Grafen Du Moulin Eckart, um die Beschwerden direkt vorzutragen.

Es war ein sachliches Gespräch, und ich weiß mich nur zu erinnern, daß Dollfuß mir zur Begrüßung sagte: „Ich habe Sie mir viel älter vorgestellt."

Dollfuß war eine nicht unsympathische Erscheinung. Vor allem verfügte er, wie dies häufig bei körperlich etwas zu kurz gekommenen Menschen der Fall ist, über persönlichen Mut und hatte die Fähigkeit, bei seinen Reden und Versammlungen die Zuhörer zu beeindrucken. Da man aber im politischen Kampf darauf keine Rücksicht nehmen konnte, war seine kleine Gestalt der Anlaß, die abwechslungsreichsten Geschichten und Anekdoten zu erfinden. Von dem Standpunkt ausgehend, auch wenn er mit Engelszungen zu seinen Zuhörern spräche, wird sich immer ein Teil der Masse an die im Umlauf befindlichen Witze erinnern und somit den Eindruck seiner Rede beeinträchtigen.

Für uns fanden die bedauerlichen Ereignisse in Simmering ihren Abschluß durch das Begräbnis der beiden arbeitslosen SA-Leute. Selbst die Gegenseite gibt zu, daß es ein eindrucksvoller Zug von über 7500 Menschen gewesen ist, der an einem Spalier von Zehntausenden vorbei aus dem Braunen Haus in der Hirschgasse im VI. Wiener Gem.-Bezirk, wo die beiden aufgebahrt waren, quer durch die Stadt zum Ottakringer Friedhof zog.

In diesem Zug marschierte nicht nur die SA und SS, sondern auch die Hitlerjugend. Die Chargierten der studentischen Verbindungen, die in voller Wichs erschienen waren. Die Burschenschaften mit Mütze und Band und an der Spitze des Zuges neben mir marschierten Graf Wenzel Gleispach, der Rektor der Wiener Universität, Professor Übersberger, Prorektor der Universität, Rektoren und Professoren anderer Wiener Hochschulen.

Es hat nicht nur auf die Teilnehmer, sondern auch auf die Gegner einen tiefen Eindruck gemacht, wie hier in einer großartigen Demonstration eine Volksgemeinschaft präsentiert wurde, die von der geistigen Elite Wiens bis zu den arbeitslosen Proletariern reichte. Diese beiden bis zu ihrem Tode namenlosen einfachen Männer hatten ein Begräbnis wie es großartiger auch gekrönten Häuptern nicht zugekommen wäre.

Verleumdung und Unterdrückung

Als die Aprilwahl 1932 vorüber war, der eine weitere Anzahl Landtagswahlen in den Bundesländern – mit ebenfalls großem Erfolg für die Nationalsozialisten – folgte, gab es für uns kein Ausruhen, sondern mit verstärktem Ansporn setzten wir die Propaganda fort.

Wenn ein junger Zeitgenosse, der diese Ereignisse nicht erlebt hat, die heutige, müde Propaganda der Parteien verfolgt, kann sich kaum vorstellen, in welchem Maße die Öffentlichkeit damals von unserer Werbung in Anspruch genommen wurde.

Hinzu kam die Torheit des Gegners, der uns eine so wertvolle und umfassende Gratiswerbung dadurch machte, daß kaum eine Woche verging, wo nicht, insbesondere in der Boulevardpresse in Kathastrophenlettern auf der Titelseite entweder die NSDAP als solche oder aber ich persönlich „angeprangert“ wurden.

Da man aber nichts Ernstes ins Treffen zu führen hatte, waren es oftmals die albernsten Dinge, die aufgebauscht wurden. Letzten Endes verhielt es sich nicht viel anders, wie heute auch. So war es auch damals in Wien.

Die Vorgänge des Jahres 1934 können vielfältig gedeutet werden. Es war eine Art Verzweiflungstat der Österreichischen Regierung, die sich innerlich und außenpolitisch in einer geradezu ausweglosen Situation befand und nur durch ständiges Experimentieren und Lavieren immer über kurzfristige Termine hinaus sich über Wasser halten konnte.

Die Bezeichnung autoritärer Ständestaat, und die Berufung auf die päpstliche Enzyclica „Quadragesimo" war nur das fadenscheinige Mäntelchen, das sie sich für ihre Illegalität umgehängt hatte. Mit der Ausschaltung des Nationalrates und dem geradezu grotesken Versuch, mit Hilfe des kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes des Kaisers Karl von Österreich aus dem Jahr 1918 zu regieren, war eine Eskalation gegeben, die über kurz oder lang zu einer Lösung drängte, die dann explosionsartig stattfinden mußte.

Zu dem innerpolitischen Eiertanz, den das Regime Dollfuß, fußend auf der christlich-sozialen Partei, zwischen Großdeutschen und Heimwehren führen mußte, kam noch eine außerordentlich komplexe außenpolitische Situation. Österreich liegt im Schnittpunkt der großen europäischen Kraftlinien.

Frankreich hatte nach dem ersten Weltkrieg mit der so „kleinen Entente" seinen Einfluß in dem südosteuropäischen Raum verankert. Es waren dies die Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien, die Ungarn und zum Teil auch Österreich umklammert hielten. Dem entgegen stand das Interesse Italiens, über Österreich eine Verbindung nach Ungarn herzustellen, der man auch Rechnung trug durch die Anlage der sog. Packstraße, einer Queralpenstraße, die Österreich entlang der jugoslawischen Grenze errichtete. Dazu kamen die Interessen Deutschlands, die in Österreich von fast allen Parteien, einschließlich der Sozialdemokraten gefördert wurden.

Die NSDAP griff in dieses Kräftespiel von Deutschland aus ein, indem sie als Landesinspekteur und damit eigentlich erste Autorität Theo Habicht entsandte.

Theo Habicht

Die Schuld daran, wenn man so sagen will, trugen die Österreicher selbst. Als Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser 1931 in Österreich war, war er von dem Aufstieg der NSDAP, in Wien, außerordentlich beeindruckt. Er bereiste auch die übrigen Bundesländer, suchte mich dann auf und erklärte mir bedauernd: „Ich habe die Absicht gehabt, Sie zum Landesleiter für Österreich zu machen und dieses Zwischenspiel in Linz, das sich auf die Dauer als unhaltbar erwies, zu beenden. Ich sehe mich aber leider dazu nicht in der Lage, weil ich mit diesem Plan auf die Ablehnung der Gauleiter in den anderen Bundesländern gestoßen bin."

Dies hatte seine Ursache darin, daß immer schon dadurch, daß Wien mit fast einem Drittel der Bevölkerung des kleinen Rumpf-Österreich unter sozialdemokratischer Herrschaft stand, von den durchgehend unter schwarzer also christlich-sozial großdeutscher Herrschaft stehenden Bundesländern abgelehnt ja bekämpft wurde. Dazu kam innerhalb der NSDAP-Führung in den Bundesländern hinzu, daß man die Wiener Erfolge nicht gerade mit freundlichen Blicken betrachtete. Hinzu kommt die steigende Popularität in den einzelnen Bundesländern und der stetig wachsende Einfluß der in Wien erscheinenden N.S. Presse in den anderen Gauen.

Strasser sagte weiter, wenn die guten Österreicher sich so kleinlich und kurzsichtig verhalten, bleibt mir gar nichts anderes übrig, als daß ich von draußen jemanden hereinschicke, der hier für Ruhe und Ordnung und für eine erfolgreiche Arbeit – auch außerhalb Wiens – Sorge trägt. Theo Habicht wurde nach Österreich entsandt.

Er kam zunächst zur Landesleitung nach Linz, betrachtete die Dinge zuerst aus dieser Perspektive. Als er dann nach Wien kam, gab es ein außerordenlich ernstes Gespräch zwischen ihm und mir.

Bei seiner hohen Intelligenz erkannte er aber sehr schnell, wie die Dinge wirklich lagen, sprach sich mit mir aus, und von da an bestand zwischen ihm und mir nicht nur dienstlich, sondern auch privat ein vorzügliches Verhältnis und eine gute Zusammenarbeit.

War die Berufung eines deutschen Inspekteurs schon eine riskante Angelegenheit, so war die Berufung Habichts zweifellos ein psychologischer Fehler, für den er persönlich aber nichts konnte. Die Österreicher sind Augenmenschen. Sie lieben es, an ihrer Spitze Leute zu sehen, die auch erscheinungsmäßig ihren Wunschvorstellungen entsprechen. Ich denke hier an den Bürgermeister Dr. Karl Lueger, den Hitler in „Mein Kampf" den größten deutschen Bürgermeister aller Zeiten genannt hat. Eine stattliche Erscheinung. Ich denke hier an den sozialdemokratischen Bürgermeister Wiens, Karl Seitz, der nicht nur erscheinungsmäßig, sondern auch in seinem Auftreten den Wunschvorstellungen der breiten Masse entsprochen hat.

Man wird entgegenhalten, daß diese Auffassung nicht haltbar ist, bei der Person des Bundeskanzlers Dollfuß. Dazu wäre zu sagen, daß Dollfuß zwar von kleinem Wuchs war, aber ein persönlich mutiger Mann und in seinem ganzen Auftreten und Wesen das, was man einen volkstümlichen Politiker nennen kann. Er war ein vorzüglicher Redner und imponierte den Leuten durch die Energie, mit der er die Dinge anzupacken pflegte.

Die äußere Erscheinung Habichts war zweifelslos unvorteilhaft. Dieser Umstand verbunden damit, daß man ihn als Außenstehenden ansah, der aus dem norddeutschen Raum kam, bewirkte, daß man ihm kaum Sympathien entgegen brachte.

Ich muß hierzu feststellen, daß Habicht nicht nur ein sehr kluger, sondern auch ein außerordentlich charaktervoller, pflichtbewußter, persönlich tapferer Mann gewesen ist, was schon seine freiwilligen Kriegseinsätze im ersten und zweiten

Weltkrieg, ebenso wie der Umstand, daß er nach schweren Verwundungen an der Front im Osten gefallen ist, beweisen.

Gerade wegen der ungerechtfertigt negativen Beurteilung seiner Person, die man auch in der Literatur feststellen kann, fühle ich mich verpflichtet, dies zu seiner Ehrenrettung festzustellen.

Betätigungsverbot

Als die Lage für die österreichische Bundesregierung immer kritischer wurde, verließ sie den Boden der Legalität und begann ihre politischen Gegner zu terrorisieren, indem sie – wie oben erwähnt – eine wirtschaftliche Notverordnung hervorholte, die Kaiser Karl Ende des 1. Weltkriegs erlassen hatte.

Auf die Dauer konnten diese Verbote und Unterdrückungen nicht hingenommen werden. Adolf Hitler war inzwischen in Deutschland zur Macht gelangt, wodurch das Selbstbewußtsein der österreichischen Nationalsozialisten gesteigert wurde und auch der Wunsch, nunmehr auch in Österreich durch Neuwahlen zu einer legalen Kraftprobe mit der Regierung und den anderen Parteien zu kommen.

In dem Wunsch, immer neue Steigerungen unserer Popularität herbeizuführen, suchten wir nach einer Möglichkeit, auch in den schlechteren Jahreszeiten Kundgebungen zu veranstalten in geschlossenen Räumen, die sich mit den großen Veranstaltungen unter freiem Himmel annähernd messen konnten.

Da verfielen wir darauf, den stillgelegten Nordwestbahnhof zu mieten. Ihn entsprechend umzugestalten, indem wir eine Tribüne errichteten, die alleine über 20000 Menschen faßte. Die offene Seite der Bahnhofshalle wurde mit einer Bretterwand verschlossen, entsprechende Beleuchtungen geschaffen, um dann dort für den 6. März 1933 eine Kundgebung anzusetzen, die bis heute die größte politische Kundgebung, die jemals in Österreich in einem geschlossenen Raum stattgefun-

den hat, abzuhalten. Obwohl diese Halle insgesamt über 20000 Menschen faßte, wurden im Freien Lautsprecher aufgestellt, und auch dort versammelten sich noch Tausende, die keinen Einlaß mehr gefunden hatten.

Es war für alle Beteiligten ein unvergeßliches Erlebnis.

Als im März 1933 das Parlament nach grotesken und spektakulären Ereignissen ausgeschaltet wurde, setzten seitens der damit illegal gewordenen Regierung laufend Gewaltakte ein. Einer davon war, daß der Minister und Sicherheitsdirektor Emil Fey, den Wiener Polizeipräsidenten Dr. Brandl abberief, ohne daß dafür sachliche Gründe bestanden hätten.

Bereits am Tag nach diesem Vorgang erhielt ich fernmündlich die Nachricht, daß Dr. Brandl unterwegs zum Braunen Haus wäre, um mich aufzusuchen, um seinen Beitritt zur NSDAP anzumelden. Ich mobilisierte sofort die Bildberichter und Filmleute des Gaues, um den vor 24 Stunden abgesetzten Polizeipräsidenten am Eingang zu unserem Gauhaus einen würdigen Empfang zu bereiten.

Daß dies Schlagzeilen in der gesamten Presse gab, dürfte verständlich sein, aber solche Dinge mußten auch propagandistisch bis aufs Letzte ausgekostet werden, und so setzte ich mich tags darauf in voller Kriegsbemalung in meinen offenen Wagen und machte Dr. Brandl einen Gegenbesuch. Eine Sache, die dadurch einer gewissen Pikanterie nicht entbehrte, da sich Dr. Brandl noch in seiner Dienstwohnung befand, die im Polizeipräsidium war. Übrigens handelte es sich bei Dr. Brandl um einen Mann von großem Ansehen, auch in internationalen kriminalistischen Kreisen, und seine interessanten Bücher, die er über sein Arbeitsgebiet veröffentlicht hatte, fand ich sogar Jahrzehnte später in Lübeck in der Bibliothek des damaligen Senators und Zweiten Bürgermeisters, des Notars Dr. Bründel.

In diesem Zusammenhang darf vielleicht auch aufgezeigt werden, daß es in Österreich, im Gegensatz zu weiten Teilen Deutschlands, nicht nur eine Angelegenheit der durch die Wirtschaftslage verzweifelten kleinen Leute war, sich zum Nationalsozialismus zu bekennen, sondern daß aus der nationalen

kämpferischen Tradition der Akademikerschaft gerade in diesen Kreisen die Partei ihre frühesten Anhänger hatte. Dies fand auch Ausdruck darin, daß als man begann die Nationalsozialisten, die sich öffentlich betätigt hatten, in ein Anhaltelager, wie man im besseren Deutsch statt KZ, in Österreich sagte, zu verschleppen. Es waren in erster Linie Vertreter der Intelligenz, der Tierarzt, der Landarzt, Lehrer, Professoren, Angehörige des Mittelstands, Geschäftsleute, Kaufleute und natürlich auch zahlreiche Arbeiter und Landwirte. Es war wirklich die deutsche Volksgemeinschaft versammelt, und wenn nach 1945 Herr Eisenhower den Ausspruch tat: „Ich habe die ganze deutsche Intelligenz hinter Stacheldraht", dann ist das nichts Neues gewesen. Die Regierung Dollfuß–Starhemberg hat ihm das bereits eineinhalb Jahrzehnte früher vorexerziert. Auch sie schleppte damals nach Wöllersdorf und die anderen Anhaltelager die Intelligenz der Deutschen Österreichs.

Im Mai 1933 fanden große Feiern statt, zur Erinnerung an die Niederlage der Türken bei der 2. Belagerung von Wien 1683. Die bereits damals erlassenen zahlreichen Verbote konnte man in humorvoller Weise umgehen, indem man alles, was man gegen die Regierung sagen wollte, den Türken vorwarf. Wieder einmal war die Engelmannarena mit Göring als Hauptredner ein eindrucksvoller Rahmen, wieder gab es Feuerüberfälle an verschiedenen Stellen. Ein Schuß, der anscheinend mir galt, durchbohrte die Backe meines neben mir sitzenden Fahrers. Das Projektil schlug ihm noch einen Zahn aus und blieb in seinem Mund liegen. Er spuckte beides, Geschoß und Zahn aus, und fuhr weiter.

Das Verbot

Die auch durch Versammlungsverbote nicht zu hemmende Aktivität machte die Regierung immer nervöser, und dann am 19. Juni kam es zum Betätigungsverbot der NSDAP.

Das Parteiverbot der NSDAP schuf eine für uns schwierige,

für ganz Österreich aber bedrohliche, Lage. Die Mandate, die wir hatten, wurden uns aberkannt, die Immunitäten aufgehoben. Man begann die führenden Personen, Gauleiter sowie höhere Ränge der SA und SS, vom Standartenführer aufwärts, da nichts Strafbares gegen sie vorlag, in Sicherheitsverwahrung zu nehmen.

Die nach München ausgewichene Landesleitung befahl daher allen österreichischen Funktionären, die höhere Ränge hatten, sich nach Deutschland abzusetzen, da man es als sinnlos empfand, sie hier in Lagern dahinvegetieren zu lassen. Nicht betroffen davon war der Gauleiter von Tirol und Vorarlberg Hofer, der ebenso wie der Gauleiter von Niederösterreich, der Hauptmann a.D. Leopold, bereits festgenommen waren und daher diesem Befehl nicht nachkommen konnten.

Hofer wurde dann in einem Husarenstreich befreit, kam vermummt nach Italien und wurde von dort direkt nach Nürnberg zum Reichsparteitag geflogen.

Ich habe es damals abgelehnt, dieser Weisung nachzukommen. Aus einem Gefühl der Solidarität und der Zugehörigkeit zu meinen Wiener Mitarbeitern und Parteigenossen. Ich erklärte, daß ich unfähig sein würde, in Deutschland, wie es mir als Leiter der Propaganda zukommen sollte, im Rundfunk Durchhaltereden zu halten, wenn ich außerhalb Österreichs in Sicherheit bin, Kameraden gegenüber, die ständig von Existenzverlust und Freiheitsberaubung bedroht waren.

Daß man mich als einzigen nicht festsetzte, hatte wohl verschiedene Gründe. Bei meiner großen Popularität in Wien fürchtete man Ausschreitungen. Außerdem wußte man, daß ich Gewalttaten abhold war. Mein Devise lautete stets: „In Österreich macht man Politik mit Humor und nicht mit Gewalt."

Außerdem hatte ich Verbindung zu den verschiedensten politischen Gruppierungen, so daß man sich jemanden erhalten wollte, mit dem man unter Umständen Verhandlungen führen konnte, und dies wurde noch unterstrichen dadurch, daß Habicht nach seiner Ausweisung mich mit seiner Stellvertretung betraute.

Nun hatte man es bei der NSDAP ja nicht mit einer der landläufigen Parteien zu tun, sondern mit einer richtiggehenden Volksbewegung, bei der Tausende von begeisterten Leuten gewohnt waren, ihre Freizeit damit zu verbringen, daß sie in der mannigfaltigsten Weise tätig gewesen sind. Wenn man diese Leute nun durch das Parteiverbot zur Untätigkeit verurteilte, war zu erwarten, daß sie binnen kürzester Zeit in irgendeiner Form illegal tätig würden, und das nun in geordnete Bahnen zu lenken und zu verhindern, daß es zu unbedachten und unerwünschten Vorgängen kam, schien mir jetzt meine wichtigste Aufgabe.

Zurückschauend könnte ein, mit den Dingen nicht Vertrauter sagen, daß die von uns begonnenen vielfältigen Aktionen dem Ernst der Situation nicht gerecht wurden. Das ist aber ein grundlegendes Verkennen des Sachverhalts. Durch die nachstehend geschilderten Aktionen, seien es nun Hissen von Fahnen, von Transparenten, Klebeaktionen, Herausgabe von illegalen Flugblättern und Zeitungen oder das Einsickern in die anderen politischen Organisationen, um dort Verwirrung zu stiften, das alles trug dazu bei, den Tatendrang der Parteigenossen zu kanalisieren und in geordnete Bahnen zu lenken.

Daß dieses Vorgehen richtig war, ist daraus zu erkennen, daß die staatlichen Stellen außerordentlich empfindlich reagierten und, um diese Aktionen einzudämmen, ihr gewalttätiges Vorgehen immer mehr steigerten.

Um eine Vorstellung zu geben, mit welcher Phantasie und mit welchem hohen persönlichen Einsatz dieser unterirdische Kampf geführt wurde, nachstehend eine Schilderung, wobei zu betonen ist, daß sich dies alles ohne Schäden an Menschen vollzog. Wenn wir uns erinnern, welchen erbitterten Kampf z.B. die Juden in Israel gegen die Engländer geführt haben oder wie die Iren, den 30jährigen Krieg nachholend, ihren Religionskrieg mit fürchterlichen blutigen Opfern führen, muß dies als eine überlegene Kampftaktik betrachtet werden, die sich als durchaus erfolgreich erwies.

In überraschend kurzer Zeit hatte sich die Geheimorganisa-

tion eingespielt, und die Parteigenossen waren wieder tätig. Dies war allein Verdienst der Gaupropagandaleitung, deren Leiter mein eineinhalb Jahre jüngerer Bruder war. Man kam in irgendein Café, vormittags fand man hier Unbeschäftigte und gegen Abend aus dem Beruf Gekommene, die bei ihrem Mokka und öfter erneuertem berühmten „Wiener Glas Wasser" saßen und schrieben. Sie hatten vor sich ein Telefonbuch, ein Branchenverzeichnis oder ein Adreßbuch – und was schrieben sie? Beitrittserklärungen zur „Vaterländischen Front", die Dollfuß als Ersatz für die Christlich-soziale Partei und als Sammelbekken aller angeblich patriotischen Österreicher gegründet hatte.

Bald war das Generalsekretariat dieser vaterländischen Front unter ihrem Generalsekretär Stepan auf dem Platz „Am Hof", nicht mehr imstande, seine Arbeit fortzusetzen, so wurde es mit Beitrittserklärungen überschwemmt. Es war nicht möglich festzustellen inwieweit es sich um fingierte oder um echte Beitritte handelte. Dann kamen sie durch weitere Aktionen in Verlegenheit, z.B. näherte sich von der einen Seite ein Möbelwagen und begann Möbel abzuladen, bei denen es sich herausstellte, daß sie zwar für die Vaterländische Front, aber nicht von der Vaterländischen Front bestellt waren. Von einer anderen Seite kam ein Lieferwagen und brachte Schreibmaschinen, mit denen es sich entsprechend verhielt d. h. sie waren für die Vaterländische Front bestellt, aber nicht von ihr bestellt worden. Dann kamen wiederum Papierlieferungen, Formulare, kurz und gut – in Kürze hatte sich das Generalsekretariat der VF in ein Chaos verwandelt.

Es wurde dann immer wieder im Rundfunk durchgegeben, daß irgendwelche Bestellungen im Namen der VF nicht durchgeführt werden dürfen, wenn sie nicht nach Rückfrage schriftlich bestätigt worden waren. Aber auch hier wußten wir Rat. Denn wir hatten auch in der VF unsere Vertrauten bis hinauf in die Spitzen, die uns dann auch die nötigen Kopfpapiere und Formulare verschafften, um die Bestellungen auch schriftlich mit Siegel und Stempel aufgeben zu können. Dem war nicht genug. Man mußte, entgegen den immer wieder bei Versamm-

lungen und Kundgebungen der VF gemachten Sprüchen: „Der Nationalsozialismus ist tot in Österreich!" einen Gegenbeweis erbringen. Da entfaltete nun der Chef der illegalen Propaganda, mein Bruder Eduard, eine grandiose Phantasie, unterstützt von einer ganzen Reihe prächtiger Kameraden.

Es begann so: Eines Tages fuhren an der Opernkreuzung einige Leute in Arbeitskitteln mit einer Magirusleiter vor, grüßten den an der Kreuzung Dienst machenden Polizisten, schoben ihre Leiter aus, kletterten auf den Beleuchtungsmast, der sich über der Normaluhr an der verkehrsreichsten Kreuzung Wiens befand, und montierten dort eine Stange mit einem zusammengerollten Fahnentuch. Der Polizist sah ihnen interessiert zu, salutierte, als sie sich höflich verabschiedeten und wandte sich wieder dem Verkehr zu. Da ich in der Bevölkerung zu bekannt war konnte ich nicht in der Nähe sein, sondern setzte mich in ein Café in die äußerste Ecke in ein kleines Zimmer. Ich saß da, den Blick auf die Armbanduhr gerichtet. 12.00 Uhr. Ob es wohl klappte? Dann hörte ich plötzlich auf der Kärntnerstraße die Hörner der Polizei, der Feuerwehr und atmete auf.

Was war geschehen? Der Polizist machte seinen Dienst weiter. Plötzlich stutzte er. Er sah, wie sich ringsum an der Kreuzung Menschen ansammelten, immer mehr. Den Blick nach oben gerichtet. Als er an dem Mast hinauf sah, erblickte er von der Stange herunter hängend eine riesige Hakenkreuzfahne. Nun spielte sich das ab, was im Verlauf der nächsten Monate an den verschiedensten Orten immer wieder zu großen Menschenansammlungen, fröhlichem Lachen und anzüglichen Bemerkungen führte. Es dauerte Minuten, dann kam die Polizei mit Tatü-ta-ta angefahren, und die Feuerwehrleute schoben ihre Leitern aus, montierten die Hakenkreuzfahnen ab, und es dauerte insgesamt doch immerhin eine halbe bis dreiviertel Stunden bis wieder die Ruhe hergestellt war.

Man hatte die Hakenkreuzfahne zusammengerollt an einer Fahnenstange mit Spagat umwickelt und hatte in einer Quaste eine Uhr mit einer elektrischen Batterie montiert. Die Uhr war auf eine bestimmte Zeit eingestellt. Sie schaltete zur gegebenen

Zeit den Strom ein; der brannte den an einer Stelle verklebten Spagat durch, und die Hakenkreuzfahne entrollte sich.

Unterdessen hatten die Leute, die die Fahne montiert hatten, längst ihre entliehene Magirusleiter zurückgegeben, ihr Pfandgeld abgeholt, ihre Arbeitskittel ausgezogen und waren spurlos verschwunden.

Ständig wurden solche Aktionen gestaltet. So gab es mittags an der Universität einen „Bummel", bei dem die Studenten spazieren gingen, als sie dann die Flüsterpropaganda zum unmittelbar neben der Universität gelegenen Rathausplatz dirigierte, wußte man schon, daß etwas bevorstand. Tatsächlich, um 12 Uhr entfaltete sich am Rathausturm eine Hakenkreuzfahne. Bis das Ärgernis wieder abmontiert werden konnte, dauerte es eine geraume Zeit, da die Schlösser verschmiert worden waren, so daß die Türen aufgebrochen werden mußten, um bis ins Turmzimmer zu gelangen, von dem aus die Fahne montiert worden war.

Wichtig war bei diesen Aktionen, daß durch einen solchen Überraschungsmoment niemand gefährdet wurde. Hätte man den einfacheren Weg gewählt, daß die Leute die Fahne persönlich entfalteten, so wäre es sicher zu Verhaftungen, evtl. zu Zusammenstößen mit der Polizei gekommen.

Nun verbreiteten sich derartige Nachrichten wie ein Lauffeuer. Man wählte immer markante Punkte, wo viele Straßenbahnen und Autos fuhren. Die Parteigenossen hatten die Genugtuung zu sehen, die NSDAP ist nicht tot, sie gibt immer wieder Lebenszeichen von sich. Man hat diese Vorgänge oft abzuwerten versucht. Aber es handelte sich darum, die Aktivisten in der Partei zu beschäftigen und dem Gros der Parteigenossen und den Anhängern immer wieder vor Augen zu führen, daß die NSDAP eben nicht, wie die Regierung behauptete, „tot" war.

Ein andermal war eine große Aktion am Dach des Heinrichshofs, gegenüber der Oper geplant. Allerdings verlief das nicht ganz planmäßig.

Im Laufe der Zeit war man nämlich imstande gewesen, immer

kompliziertere, kombinierte Überraschungseffekte zusammenzustellen. So hatte man in diesem Fall eine Sirene in einem verschlossenen Kasten montiert, ferner hatte man ein großes, etwa 10 m langes Transparent an der Dachkante angebracht. Es sollte sich gleichzeitig mit dem Sirenenton entfalten. Nun herrschte aber an diesem Tag starker Wind. Das war die Ursache für den programmwidrigen Verlauf. Der Wind riß vorzeitig das zusammengerollte Transparent los und man sah über dem Gebäude der Oper vom Dach herunterhängend das Transparent, das mit großen Lettern den Spruch enthielt: „Der Seitz, der Dollfuß und der Fey, die können uns alle drei!“ (und natürlich Hakenkreuze dazu).

Das ergab wieder den üblichen Auflauf einer großen Menschenmenge, die schadenfroh den Bemühungen der Feuerwehr zusah das Transparent abzubauen und die mit entsprechenden Kommentaren nicht sparte. Dann fanden die Männer plötzlich die Kiste, in der sich die Sirene befand. Diese war natürlich auf einen späteren Zeitpunkt eingestellt. Man nahm diesen mysteriösen tickenden Gegenstand, in dem man u.U. auch einen Sprengkörper vermutete, und trug ihn zur Polizeidirektion. Dort passierte es dann, daß plötzlich die Sirene, als ihre Zeit um war, losging. Das ganze Haus wurde alarmiert, bis es gelang, die Sirene zum Schweigen zu bringen.

All dies wurde rasch in der Bevölkerung bekannt. Denn auch in der Polizeidirektion befanden sich zahlreiche Parteigenossen, die diese Aktionen mit Lachen verfolgt hatten, und es gab wiederum ein Gesprächsthema in den Kaffeehäusern und Gaststätten. Schließlich ist es ja auch bei der Presse so, daß ein Journalist, wenn er eine sensationelle Meldung bringen kann, keinerlei Rücksicht auf eigene oder fremde politische Einstellung nimmt, sondern daß ihm die journalistische Leistung, eine solche Meldung möglichst als erster zu verbreiten, wichtiger ist als alle anderen Überlegungen, und so wurden diese Streiche zu ständigen Rubriken in den Zeitungen, die so für Publizität sorgte.

Der Erfindungsgabe waren keinerlei Grenzen gesetzt. Es gab

z.B. einen Parteigenossen, der in einer Siedlung wohnte und einen Esel hatte.

Natürlich wollte er den Esel bei einer Propagandaaktion nicht verlieren. Das war aber auch nicht notwendig. Er ging zur Polizei und meldete, daß ihm sein Esel gestohlen worden sei.

Wenig später sah man diesen Esel in der Hauptverkehrszeit über die Ringstraße traben. Er trug ein großes Transparent umgehängt auf dem zu lesen stand: „Ich möchte in die Vaterländische Front!"

Nachdem genügend Leute diesen Esel bestaunt und sich lustig gemacht hatten, kam die Polizei, vereinnahmte ihn und mußte feststellen, daß ein Eselbesitzer den Verlust seines Grautieres gemeldet hatte. Er erkannte ihn als den seinen und bekam ihn auch zurück. Denn niemand konnte ihm nachweisen, daß der Esel nicht gestohlen, sondern freiwillig für diese Aktion zur Verfügung gestellt worden war.

Für den Nachweis von Lebenszeichen der verbotenen NSDAP waren natürlich irgendwelche spektakulären Ereignisse das Gegebene.

So konnte man erleben, daß irgendwo, auch außerhalb Wiens, eine Festlichkeit war, z.B. in der Steiermark ein Denkmal enthüllt werden sollte.

Hier erschien Bundeskanzler Dollfuß, hielt eine große Rede, und dann wurde die Umhüllung gelöst und siehe da, hinter der Umhüllung stand nicht nur das Denkmal, sondern über das Denkmal war eine Hakenkreuzfahne gebreitet. Oder aber es wurde eine Kundgebung abgehalten, bei der der Hauptredner wiederum die stereotype Erklärung abgab: „Der Nationalsozialismus in Österreich ist tot", worauf der Rundfunkhörer das Knallen von Kanonenschlägern hörte und die Teilnehmer der Versammlung sahen, wie sich in der Umgebung des Versammlungsortes an Masten Hakenkreuzfahnen entfalteten, deren Hissung ferngesteuert worden war.

Sogar große Festlichkeiten blieben von diesen Aktionen nicht verschont. So geschah es, daß bei einer Festvorstellung im Wiener Burgtheater, als der Bundespräsident seine Loge

betrat, sich an der Logenbrüstung eine Hakenkreuzfahne entfaltete.

Eine besondere Note bekam eine Wilhelm-Tell-Aufführung, als dort die Komparsen zu ihrer Schweizer Tracht weiße Strümpfe trugen, denn diese Kleidung war symbolisch für die verbotenen Wehrformationen der NSDAP.

Auch konnte es geschehen, daß bei irgendeiner Kreuzung ein Auto hielt. Beim Wiederanfahren gab es eine Fehlzündung, wobei eine große Anzahl gestanzter oder geschnitzter Hakenkreuze ausgestreut wurden. Als man das Auto daraufhin anhielt, stellt sich heraus, daß es sich um einen Wagen von Regierungsleuten oder anderen, im öffentlichen Dienst stehenden Personen handelte, denen man während des Parkens die Auspuffrohre mit Hakenkreuzen vollgestopft hatte, die dann beim Anfahren oder bei einer Fehlzündung herausgeschleudert wurden. Ein anderes Mal gingen zwei Leute durch die Straße mit einem Sofa. Erst später fiel es auf, daß so oft das Sofa niedergestellt und nach einer Atempause wieder aufgehoben wurde, auf der Stelle der Straße ein Hakenkreuz gemalt worden war. Im Sofa drinnen lag ein Mann, der die Pausen dazu benützte, um mit Farbtopf und Pinsel Hakenkreuze auf den Gehweg zu malen.

Als der italienische Unterstaatssekretär des AA, Fulvio Suwich am 18. Januar 1934 nach Wien kam, war dies der Anlaß, daß ihn in der Bahnhofshalle sich entfaltende Hakenkreuze und Fahnen begrüßten und daß auch der Weg, den sein Auto zur Hofburg nehmen mußte, mit derartigen Symbolen verbrämt war.

Ein anderes Mal ereignete sich folgendes: In der Mariahilferstraße, die Einkaufsstraße Wiens, fuhr zur Hauptverkehrszeit ein Auto vor dem Café „Kolibri" vor, die Insassen stiegen aus und entfernten sich. Es dauerte 10 Minuten, eine viertel Stunde – und dann geschah es. Auf dem Wagendach waren einige Koffer angebracht. Plötzlich explodierte erst einer, dann ein zweiter, Raketen schossen heraus und an kleinen Fallschirmen entfalteten sich Hakenkreuzfahnen. Sie verhedderten



Alfred E. Frauenfeld



Mai 1930: 1. Gauparteitag in Wien; Reihe von rechts nach links: Alfred E. Frauenfeld, Dr. Joseph Goebbels, Hermann Göring



Nach der Saalschlacht im Wiener Gemeinderat



Göring überreicht anläßlich des Gauparteitages 1932 in Wien die Gaufahne. Alfred E. Frauenfeld mit einem Kopfverband, einer Folge der Saalschlacht im Wiener Gemeinderat.

sich in den Drähten der Oberleitungen der Straßenbahn, nicht genug damit, gab es weitere Explosionen, die gestanzte Hakenkreuze verstreuten. Einige Leute stürzten hin und wollten das Auto wegschieben dabei ergab es sich, daß es frisch mit Eisenlack gestrichen war, und dieser Lack saß fest auf den Händen. Außerdem begann das Fahrzeug zu brennen, und die Feuerwehr mußte anrücken, um den Brand zu löschen. Zählen wir noch die Montage von Lautsprechern, aus denen überraschend das Horst-Wessel-Lied erklang oder nationalsozialistische Werbesprüche, dazu, so haben wir eine gute Liste von Mitteln, mit denen man die Öffentlichkeit immer wieder überzeugen konnte, daß der Nationalsozialismus auch in der Verbotszeit so lebendig war wie in seiner legalen Zeit.

Anstelle der Versammlungen und Aufmärsche waren eben derartige Propagandaaktionen gesetzt, ihre Zahl ließ sich beliebig ergänzen. Wenn jemand eine Telefonzelle benutzen wollte, pflegte er die Türen sehr vorsichtig zu öffnen, weil er damit rechnen mußte, daß ein Kanonenschläger mit mächtigem Knall in die Luft ging, aber auch hier gingen die Aktionen ohne irgendwelche Personenschäden vor sich. Wir waren uns völlig klar, daß wir die Sympathien der Bevölkerung verloren hätten, wenn dadurch Personen verletzt oder gar getötet worden wären.

Ich darf eine Ausnahme erwähnen: Knapp nach dem Verbot gab es tatsächlich einzelne Fälle, in denen undisziplinierte Kreise Aktionen ausführten, bei denen Menschen ums Leben gekommen sind.

Wenn wir Verwirrung in die Reihen der Vaterländischen Front trugen, durch fingierte Beitrittserklärungen und durch ebenso fingierte Bestellungnen von Material, so hatten wir noch einen anderen Weg gefunden den Gegner zu beunruhigen. Der sah so aus:

Da wir überall Parteigenossen eingeschleust hatten, was nicht schwer war, weil man in diesen Organisationen Mitarbeiter mit der Laterne suchen mußte, war es keine Schwierigkeit, sich der bei verschiedenen Geschäftsstellen eingehenden Post zu be-

mächtigen, diese dann zu öffnen, indem man die Umschläge über Wasserdampf hielt, um sie danach, unbemerkt wieder zu schließen. Wenn die Post dann offiziell geöffnet wurde, konnten die Empfänger, nicht ohne eine Gänsehaut zu bekommen feststellen, daß, – ganz gleich, woher die Briefe kamen, alle einen Stempel trugen – dieser hatte die Aufschrift: „Zensuriert, Hauptmann Meier, von der unsichtbaren Front".

Von den Protokollen der Polizei, bis zu den höchsten Ämtern der österreichischen Bundesregierung wurden uns immer wieder Akten, Fotokopien oder Abschriften wichtiger Dokumente zugespielt, und wir hatten Gelegenheit, in kleinformatigen illegal gedruckten Mitteilungsblättern, die den Kopf unseres ältesten Blattes, des „Kampfrufes" trugen, die Ereignisse zu besprechen oder für Enthüllungen zu benützen. Gegenstand unseres persönlichen, oft harmlosen manchmal auch bissigen Spottes war natürlich Bundeskanzler Dollfuß oder – wie wir ihn liebevoll nannten – Engelbert.

Unterwegs, Landstraße – Meilensteine mit Hakenkreuzen. Ein Mann übermalt sie. Frage: ist das nicht eine geistlose Arbeit? Antwort: Wohl, wohl, besonders wenn ichs in der Nacht wieder hinmale!

Hinter all diesen Aktionen, die rückschauend recht unterhaltsam erscheinen, stand allerdings der bittere Ernst des Lebens, denn durch diese dauernde Propaganda nervös gemacht, wurde die Regierung zu immer schärferem Vorgehen veranlaßt. Leute, die ertappt wurden bzw. die man überführen konnte, auch wenn strafrechtlich keine Anklage zu erheben war oder nur geringe Strafen ausgesprochen werden konnten, hat man durch den Verlust ihrer Stellungen gemaßregelt. Nicht nur Lehrlinge büßten ihren Lehrplatz ein, sondern auch die Lehrmeister zog man zur Verantwortung mit dem Hinweis ungenügender Beaufsichtigung der Lehrlinge und entzog ihnen die Konzession, wodurch ihre Existenz vernichtet wurde.

Der Zusammenhalt und die Opferfreude der Parteigenossen war so groß, daß die in Freiheit Befindlichen versuchten, die Auswirkungen des Terrors zu mildern, aber allmählich stieg die

Erbitterung, so daß es schwieriger wurde, die Parteigenossen vor Handlungen abzuhalten, die den Bereich dieser mehr oder weniger harmlosen Betätigungen sprengten und die Gefahr ernster Zusammenstöße heraufbeschworen.

Insbesondere dort, wo es mit Heimwehrleuten zu Zusammenstößen kam, gab es wiederholt blutige Auseinandersetzungen. Die Heimwehren gingen dann mit beträchtlicher Grausamkeit vor, schlugen die in ihre Gewalt gebrachten Nationalsozialisten mit Peitschen, in die sie Rasierklingen eingeflochten hatten u.ä.m.

Nach meiner Flucht aus Österreich hatte ich Gelegenheit, eine Schrift über dieses Vorgehen der Heimwehrer zu veröffentlichen, sie hieß „Folterkammer Österreich“. Da sie zum großen Teil in die Zeit nach dem Tod Dollfuß fiel, in der der NSDAP Österreichs jede Betätigung verboten war in Deutschland, brachten wir diese Schrift dann zweisprachig in Sâo Paulo in Brasilien, wo sich eine starke Gruppe österreichischer Nationalsozialisten befand, auf deutsch und portugiesisch heraus.

Verhaftung und Flucht

Man verschleppte mich vorerst nicht nach Wöllersdorf, aber man verbot mir, den Bereich Wiens zu verlassen, und setzte ein Auto mit einigen Kriminalbeamten auf meine Fährte. Befand ich mich in meiner Wohnung, in der Gußhausstraße, die zwei Eingänge hatte, stand das Auto so, daß man beide Hauseingänge ständig beobachten konnte. Verließ ich das Haus, so fuhr dieser Wagen hinter mir her bzw. wenn ich zu Fuß ging, folgten mir mindestens zwei Kriminalbeamte. Nun war dies zwar nicht sehr tragisch zu nehmen, denn es stellte sich bald heraus, daß sich auch unter ihnen Gesinnungsgenossen, vielfach Parteigenossen befanden. Das spielte sich dann manchmal so ab, daß ich mit

ihnen eine Besprechung abhielt, ihnen ein Programm für die nächsten Stunden mitteilte, um ihnen ihre Arbeit zu erleichtern, andererseits aber natürlich nicht daran dachte, mich daran zu halten, und so habe ich in kürzester Zeit in Wien alle Durchhäuser, alle Kaffeehäuser mit mehr als einem Eingang kennengelernt, während man draußen wartete, bis ich wieder herauskam, hatte ich dann das Haus oder das Café längst verlassen, um mich mit irgend jemand zu treffen, dessen Person meinen Bewachern nicht bekannt sein durfte. Glücklicherweise gehörte auch ein Teil des Donaustroms zum Wiener Stadtgebiet, und wenn ich dann am Wochenende zum Baden an die Donau fuhr, konnte es geschehen, daß ich im Strom abwärts schwimmend von einem Polizeibeamten eingeholt wurde, der keuchend die Bitte vorbrachte: „Herr Gauleiter, schwimmen Sie nicht so schnell. Ich hab einen Herzfehler, ich komm nicht nach!"

Nachdem unsere Zeitungen verboten worden waren, hatten wir kleinere Blättchen, von denen es in Wien eine Anzahl gab, aufgekauft. Im Augenblick, in dem sie mit einer erhöhten Auflage in den Händen unserer 400 Kolporteure waren, wußte die Bevölkerung, daß es sich um das neue Ersatzblatt der NSDAP handelte. Aber auch die Regierung kam bald auf unsere Schliche. Einmal erklärte Minister Schuschnigg wütend bei einer Rede, er werde einem gewissen Herrn – damit meinte er mich – seine Zeitungskäufe und Gründungen schon austreiben. Nach einiger Zeit waren aber keine solchen Blättchen mehr zu haben, und ich gründete eine Zeitschrift mit dem Titel „Der Weg", die monatlich in Form eines Heftes erschien. An ihr arbeiteten eine große Anzahl führender Männer aus Kultur und Wissenschaft mit. Zahlreiche Hochschulprofessoren schrieben in ihr. Vor allem veröffentlichte ich Gedichte von Josef Weinheber, galt er doch nicht nur in nationalsozialistischen Kreisen, sondern allgemein als der bedeutendste Lyriker unserer Zeit. Von Seiten der liberalen jüdischen Beurteiler wurde er jedoch unterdrückt und abgewertet, so daß er sich später äußerte, er würde es mir nie vergessen, daß ich ihn in meiner Zeitschrift „Der Weg" groß herausgestellt hätte.

Natürlich durften wir das Wort nationalsozialistisch nicht gebrauchen, um der Zensur zu entgehen, aber gerade dadurch waren wir zu geistigen Anstrengungen gezwungen, so daß mir eines Tages Ernst Jünger schrieb:

„Ihr Weg" ist die beste nationalsozialistische Zeitschrift im ganzen deutschen Sprachraum, vielleicht gerade deswegen, weil Sie das Wort Nationalsozialismus nicht gebrauchen dürfen."

Ein weiteres Zeichen für die Eskalation war, daß ich am 4. Dezember 1933 verhaftet wurde und im Polizeigefängnis auf der Elisabethpromenade am Donaukanal eingeliefert wurde.

Diese erste Haft dauerte nur bis zum 31. Dezember, denn man hatte in Deutschland zwei österreichische Polizeibeamte unter Spionageverdacht verhaftet und tauschte sie dagegen aus, daß Gauleiter Leopold und ich auf freien Fuß gesetzt wurden. Bei mir dauerte die Freiheit allerdings nur 12 Tage, und zwar spielte sich folgendes ab:

Dollfuß und Starhemberg, wenn ich vereinfachend diese beiden Namen für die von ihnen vertretenen zwei Gruppierungen nennen, hatten sich weiter entfremdet. Von beiden Seiten wurde nach Deutschland über verschiedene Kanäle verhandelt. Das Problem war, daß man nicht zu dritt mit der NSDAP eine Regierung bilden konnte, sondern daß entweder mit Dollfuß eine Regierung zu bilden war und die Heimwehren dann verschwinden mußten oder aber mit Starhemberg und dann Dollfuß aus der Regierung herausgemußt hätte. Beide Gruppierungen bespitzelten sich gegenseitig.

Anfang Januar war es dann soweit, daß Dollfuß Theo Habicht einen Geleitbrief ausstellte, der für ihn und den Erbprinzen Josias Waldeck-Pyrmont, der damals Legationssekretär im Auswärtigen Amt war, galt. Habicht bestieg ein Flugzeug in Richtung Wien. Starhemberg erfuhr davon und erklärte Dollfuß, im Falle einer Landung Habichts in Aspern würden die Heimwehren putschen. Darauf wurde mit einem Blitzgespräch an Neurath im AA in Berlin der Wunsch ausgesprochen, Habicht zur Umkehr zu bewegen.

Neurath, wissend, daß Habicht darauf nicht eingehen würde,

funkte an das bereits über Österreich sich befindende Flugzeug: „Führerbefehl, sofort umkehren!" Das veranlaßte Habicht, den Flug abzubrechen. Verärgert und wütend, daß er falsch informiert worden war, veranlaßte er nach seiner Rückkehr Josias Erbprinz Waldeck, sofort zu mir nach Wien zu fahren, mit der Aufforderung, daß ich nunmehr meine Verbindungen zu Starhemberg spielen lassen sollte. Wenn der eine nicht mit uns zusammengehen wolle, sollten wir es mit dem anderen versuchen.

Am Tag bevor Waldeck nach Wien kam, waren mein Adjutant, Diplomingenieur Pauker, und meine beiden Brüder mit anderen Mitarbeitern zusammen festgenommen und nach Wöllersdorf transportiert worden.

Ich war daher genötigt für eine am Abend angesetzte Besprechung selbst die Telefongespräche zu führen. Vielleicht war es doch etwas leichtsinnig von mir, daß ich dies von meinem Apparat aus tat.

Am Abend versammelten sich verabredungsgemäß in meiner Wohnung, Gußhausstr. 2, der Rittmeister a.D. Schattenfroh (Franz), Hauptschriftleiter der Deutsch-Österreichischen Tageszeitung (der verbotenen); es erschien im Auftrage Starhembergs der niederösterreichische Heimwehrführer Graf Alberti und verspätet – da er sich bei Prinz Erbach in der deutschen Gesandtschaft aufgehalten hatte – Waldeck.

Die Besprechung hatte kaum begonnen, als die Polizei auftauchte.

Frage: „Sie haben eine Besprechung mit ihren Kreisleitern?" (Das war es, was man aufgrund der abgehörten Gespräche vermutete.)

Meine Antwort: „Nein, lediglich mit dem niederösterreichischen Heimwehrführer Graf Alberti und Erbprinz Josias Waldeck-Pyrmont vom AA in Berlin!"

Große Bestürzung; der Polizeirat hängte sich ans Telefon; es war bereits 2.00 Uhr nachts und es verbreitete sich die Schreckensnachricht, daß hier anscheinend ein Putsch vorbereitet würde.

Es wurde der Polizeipräsident geweckt, dieser rief den

Sicherheitsdirektor an, dieser den Sicherheitsminister Fey. Als der Tag anbrach, wurde folgendes veranlaßt:

Schattenfroh und ich wurden ins Polizeigefängnis transportiert. Prinz Waldeck, der ihnen hohnlächelnd, den zu einem ganz anderen Zweck ausgestellten Geleitbrief von Dollfuß unter die Nase hielt, wurde vom Polizeipräsident Skubl persönlich an den Frühzug nach Berlin gebracht. Man gab ihm bis zur Grenze zwei Polizeibeamte als Eskorte mit, damit er nicht etwa unterwegs aussteigen konnte, und Graf Alberti verschwand ebenfalls – wie er mir später erbittert erzählte – viele Monate im Gefängnis, da Starhemberg ihn wie eine heiße Kartoffel hatte fallengelassen. Als wir uns mehrere Jahre später in Berlin trafen, war seine Verbitterung darüber hinaus noch nicht abgeklungen.

Die Presse berichtete in Katastrophenlettern von dieser – alle in Angst und Schrecken versetzenden – „Verschwörung". Schattenfroh und ich wurden in einer „Grünen Minna" 45 km südlich von Wien nach Wöllersdorf ins Anhaltelager transportiert, obwohl kein strafbarer Tatbestand vorlag. Dort stellte die Bewachungsmannschaft die niederösterreichischen Heimwehren, so daß ich, den Wagen verlassend, als erstes den Leuten zurief: „Kann man hier noch Heil Graf Alberti sagen?" Worauf diese sich stumm umdrehten und verschwanden.

Uns nahm die Gendarmerie, die im Innern des Lagers Dienst machte, in Empfang, und wir kamen in eine Baracke, die wir selbst nachher „Bonzenbaracke" getauft hatten, weil sich unter den 70 Insassen nicht nur meine beiden Brüder, sondern auch die Abgeordneten unserer Wiener Landtagsfraktion sowie eine Reihe von Gaufunktionären und Kreisleitern aus ganz Österreich befanden. Es war die erste Baracke in diesem Anhaltelager.

Diese hatten einen Korridor in der Mitte. Rechts und links waren Einzelräume, die mit 4-6 Personen belegt waren. Um die Baracke herum befand sich Stacheldraht. Ein kleiner Spalt war für einen Spaziergang ausgespart, den wir unter Aufsicht täglich eine Stunde durchführen konnten. Die Verpflegung war sehr schlecht. Sie konnte jedoch durch Pakete von Angehörigen auf-

gebessert werden. Wäsche konnte zum Waschen nach Hause geschickt werden, und die Pakete wurden mit Hilfe von doppelten Böden, in Manschetten eingenähten, auf Leinwand geschriebenen Briefen und auf andere Weise zur Verbindung mit der Außenwelt benutzt. Auch sonst funktionierte der Kontakt vorzüglich. Unter den Heimwehrleuten, die nur einige Schillinge Sold erhielten und sich als Arbeitslose hatten dafür anwerben lassen, befanden sich der Einstellung nach nationalsozialistisch Gesinnte, die sich dann nachts am Fenster stehend durch leises Pfeifen des Horst-Wessel-Liedes bemerkbar machten und sich erboten, Verbindungen nach außen herzustellen, indem sie Briefe übernahmen und bestellten. Auch unter der die Baracken im Innern überwachenden Gendarmerie befanden sich Gesinnungsgenossen, die unter ihren Pelerinen Rundfunkgeräte hereinbrachten. Wenn dann eine angekündigte Inspektion der Baracken erfolgen sollte, trugen sie die Rundfunkgeräte wieder in ihre Dienstzimmer, so daß wir auf diese Weise nicht nur auf dem Laufenden waren über alles, was draußen vor sich ging, sondern auch Einfluß auf die Ereignisse nehmen konnten. So zum Beispiel habe ich mehrfach Artikel für meine Zeitschrift „Der Weg“ hinausgeschmuggelt. Hierzu ist zu bemerken:

Am 12. Februar 1934 während wir in Wöllersdorf saßen, kam es dann zu jener Eskalation, die mit dem – man darf schon sagen – „Feldzug“ des Herrn Fey gegen den Republikanischen Schutzbund endete und wo mit außerordentlicher Rücksichtslosigkeit vorgegangen wurde.

Die Angehörigen des Schutzbundes setzten sich tapfer zur Wehr, so daß man schließlich gezwungen war, Artillerie auffahren zu lassen, um die von den Roten besetzten Gemeindebauten – in denen ausschließlich Marxisten wohnten – zusammenzuschießen.

Man hat nie erfahren, wie groß die Zahl der Toten und Verwundeten war, denn die Schutzbündler verließen die nicht mehr haltbaren Stützpunkte durch das Kanalsystem von Wien und flüchteten über die Grenze nach der Tschechoslowakei.

In unserer Baracke hatte man zwei burgenländische Kommu-

nisten mit uns zusammengesperrt. Auf die Frage, wie wir uns zu ihnen zu verhalten hätten, habe ich meine Mitarbeiter angewiesen: „Sie sind mit uns interniert, teilen unser Los und sind daher auch als unsere Kameraden zu behandeln", was dann den Erfolg hatte, daß sie bei der Entlassung zur Verabschiedung sagten: „Wir sind zwar Kommunisten, aber ihr habt euch uns gegenüber so benommen, daß wir nicht mehr in der Lage sind, in Hinkunft gegen euch zu kämpfen."

Hatte schon der Kampf der Heimwehren gegen den Republikanischen Schutzbund die Gemüter der Internierten erhitzt, so war es der beginnende Frühling, der die Gefahr heraufbeschwor, daß der Tatentrieb zu irgendwelchen Explosionen führen könnte.

Wir fanden es daher an der Zeit, einen Plan zur Beendigung unserer Internierung auszuhecken.

Wir schmuggelten größere Mengen eines Abführmittels herein, mit dem man Pferde zu behandeln pflegt. Gleichzeitig erhielten wir auch Ampullen, die hohes Fieber erzeugten, wenn man sie injizierte. Nun brach bei uns eine Ruhrepidemie in unserer Baracke aus. Mein Freund Pöchlinger, Auslandspressechef alarmierte die ausländischen Korrespondenten, für die dies natürlich ein gefundenes Fressen war. Und dann ging es los.

Die ersten Transporte ins Wiener Neustädter Krankenhaus gingen ab. Wir mußten dann Bettzeug und Matratzen der „Ausgeflogenen" verbrennen; dann kam die nächste Gruppe dran. Da jedoch das nur wenige Kilometer entfernte Krankenhaus in Wiener-Neustadt keine Infektionsabteilung besaß, wurden unsere Leute nach Wien in das Infektionsspital im 10. Bezirk Favoriten an der Triesterstraße transportiert. Unermüdlich streuten sie auf der Fahrt – trotz Schwächung durch Fieber und Durchfall – noch handgeschriebene Flugblätter aus. Unsere Zahl schrumpfte zusammen. Ich mußte bis zuletzt im Lager bleiben, da ich die ganze Aktion leitete. In der letzten Gruppe war auch Professor Suchenwirth, der fleißig an seiner „Deutschen Geschichte" gearbeitet hatte, die er später in Deutschland veröffentlichte.

Einer unserer Parteianwälte, Dr. Bernwieser, gehörte auch dazu. Während Suchenwirth, der Probleme mit seiner Verdauung hatte, nicht mitspielen wollte und daher heimlich in den Kaffee seine Portion Abführmittel bekam, war Bernwieser immer zu Streichen aufgelegt. Abends stellte er – wie im Hotel – die Schuhe vor die Barackentür. Als er ins Krankenhaus nach Wiener Neustadt kam, fand er es aufreizend, daß die Nonnen, die den Pflegedienst besorgten, abends an sein Bett kamen, um dort ein Gebet zu verrichten.

Er vertrieb sie, indem er in seinem weinroten Pyjama aus dem Bett stieg, sich niederkniete und sagte: „Nun wollen wir drei Vater Unser für unseren Führer Adolf Hitler beten." Darauf verschwanden die Nonnen und kamen abends nicht wieder zum Gebet.

Endlich war es auch mit den Letzten so weit.

Nachdem ich von meinen Brüdern die Nachricht bekommen hatte, daß die „Mückenstiche" bereits aufgefallen waren, vergrub ich unter dem Barackenboden die Spritze nach der letzten Injektion. Der Rest Abführmittel wurde beseitigt bis auf das, was mein Bruder Eduard in einer Phiole unter der Zunge ins Krankenhaus schmuggelte, um einen Rückfall zu erzeugen. Wir kamen auch ins Infektionsspital nach Wien.

Es dauerte nur wenige Stunden, als ich die Äußerung machte, daß wir eigentlich erwartet hätten, in etwas feierlicher Weise begrüßt zu werden. Mein Stellvertreter Pepi Neumann sah beim Fenster hinaus und sagte: „Es ist schon soweit."

Auf dem Dach des gegenüberliegenden Miethauses flammte ein riesiges Hakenkreuz auf. Man hatte Stangen in Petroleum und Benzin getränkte Tücher gewickelt, in Hakenkreuzform montiert und diese zu unserer Begrüßung in Brand gesetzt.

Ich darf noch nachtragen, daß wir außer dieser Infektion und Fütterung mit Abführmitteln noch einen Hungerstreik inszeniert hatten, um der ganzen Aktion den richtigen Nachdruck zu verleihen.

Wir hatten unsere Absicht auch in ein anderes, in der Nähe von Wöllersdorf befindliches Lager, weitergegeben, wo eben-

falls ein Hungerstreik durchgeführt wurde. Dabei nahmen viele diesen so ernst, daß sie bei Einlieferung ins Krankenhaus völlig entkräftet über den Schultern der Bewacher hingen.

Der Hungerstreik bei uns war dadurch ausgelöst worden, daß das Essen so schlecht war, daß wir Maden im Fleisch gefunden hatten, was zu heftigen Demonstrationen führte. Dieser Vorgang war der Regierung sehr peinlich und um so mehr, als wir ja nicht nur in Österreich selbst, sondern auch im Ausland Alarm geschlagen hatten. Allmählich begann man in den nächsten Wochen die Insassen des Infektionsspitals nach Hause zu entlassen. Der Besuch von Angehörigen wurde soweit erlaubt, daß diese vor dem Gebäude standen und wir aus den Fenstern im I. Stock uns mit ihnen unterhalten konnten.

Der Chefarzt, Primarius Dr. Cychowski, wäre kein Wiener gewesen, wenn er nicht auch politisch interessiert und bereit gewesen wäre zu „kurbeln".

So kam er eines Tages zu mir und fragte mich, ob ich bereit wäre, mit dem Generalsekretär der Vaterländischen Front Stepan ein Gespräch zu führen. Man müsse sich allerdings vorsehen, daß keiner von den Spitzeln Starhembergs davon Kenntnis bekäme. So fuhr er mit mir, unter der Vorspiegelung, einen Facharzt aufzusuchen, ins Generalsekretariat der Vaterländischen Front. Dort fand ein Gespräch statt, bei dem ich mich erbot, mit meinem Anhang in die Österreichische Regierung einzutreten unter der Voraussetzung, daß man mich auf Ehrenwort beurlaubt, damit ich mir eine Genehmigung Adolf Hitlers holen könnte. Anders zu handeln, war ich nicht bereit.

Später hörte ich, daß man von der Unterredung außerordentlich beeindruckt gewesen war und bedauerte, nicht früher mit mir Verbindung aufgenommen zu haben.

Nun galt es nur noch, aus dem Krankenhaus herauszukommen. Inzwischen waren wir nur mehr vier und konnten mit unseren Tarockkarten noch einen „Königsrufer" spielen. Dann waren es nur noch drei und spielten einen „Tapper".

Etwas später saß ich alleine mit einem Ortsgruppenleiter aus der Leopoldstadt, der die Gelegenheit benutzte, mir sein Leid

zu klagen; daß er nie mit den Parteigenossen gemeinsam baden gehen könne, weil er sich in seiner früheren Jugend auf der Brust hatte Hammer und Sichel eintätowieren lassen. Er war Kellner im Walfisch im Prater gewesen, einem bei mir sehr beliebten Ausflugslokal.

Schließlich war ich ganz allein. Man hatte vor, mich irgendwo in der Provinz zu „kontinieren", stieß aber bei allen Sicherheitsdirektoren auf Ablehnung, so daß man sich entschloß, mich doch in meine Wohnung in Wien zu entlassen.

Grund: vollständige Nervenzerrüttung.

Das ging so vor sich, daß ein Arzt kam, der mir – da sich die Bewacher in einigen Metern Abstand befanden – mit leiser Stimme sagte, was ich zu tun hatte, um den gewünschten Eindruck zu erwecken.

Kaum war ich draußen, natürlich unter Bewachung, wurde ich von allen Seiten bedrängt, unverzüglich nach Deutschland zu fliehen.

Seit dem Parteiverbot war fast ein Jahr vergangen. Meine Internierung hatte fast ein halbes Jahr gedauert, und es ging in der illegalen Organisation drunter und drüber. Man verlangte von mir, daß ich zu Hitler ginge, um von ihm zu erwirken, daß er die Befehlsgewalt nicht nur von München durch Habicht, sondern auch innerhalb Österreichs eindeutig regeln möge; ganz gleich, wen er zu beauftragen gedenke, aber einer müsse es sein. Man schockte mich außerdem damit, daß seitens Starhemberg, der anscheinend von meiner Verbindung mit der Vaterländischen Front Wind bekommen hatte, erneut meine Verhaftung betrieben werde.

Ich ließ mich überreden, wenn ich es nachher auch bereut habe. So bereitete ich meine Flucht vor.

Die Flucht begann bei Tagesanbruch, als meine Bewachungsmannschaft ihren Beobachtungsposten noch nicht bezogen hatte. Es ging durch die menschenleeren Straßen Wiens nach Osten ins Burgenland und von da ohne Anstand über die Grenze nach Ungarn. Mein falscher Paß, in dem ich Dvorjak hieß, fand keinerlei Beanstandung. In Budapest fand ich

niemand bei der deutschen Botschaft vor. Es war ja knapp vor Pfingsten, und hier wartete niemand darauf, einem flüchtigen Gauleiter aus Österreich behilflich zu sein. So gings denn weiter von Ungarn in die Tschechoslowakei und dann entlang der österreichischen Grenze nach Westen quer durch bis zur deutschen Grenze im Bayerischen Wald. Dort gabs die ersten Schwierigkeiten mit den Grenzern, wegen des Anlegens einer falschen Nummer für unseren Wagen, denn wir wußten, daß es überall Spitzel aus Österreich gab, die die Nummern von Autos, die ohne Genehmigung über die Tschechei nach Deutschland fuhren, meldeten. Anscheinend war der Machtwechsel in Deutschland bis zu diesem Burschen nicht durchgedrungen und prompt wurde bei seiner Rückkehr der Wagen der mich gefahren hatte, in Österreich, beschlagnahmt. Mittlerweile hatte man mein Fehlen entdeckt, und nun begann ein groteskes Spiel. Das ärztliche Gutachten bei meiner Entlassung über völlige Nervenzerrüttung einerseits und Falschmeldungen von NS-freundlichen V-Leuten führten dazu, daß man im Heustadelwasser, einem toten Donauarm im Prater, mit Haken und langen Stangen nach meiner Leiche fischte, als ich bereits in München angekommen war und als erstes einen offenen Brief an Bundeskanzler Dollfuß richtete, der in der gesamten deutschen Presse an erster Stelle abgedruckt wurde. Da ich durch meine vielen Versammlungen in der Kampfzeit sehr bekannt war, machte meine Flucht Schlagzeilen, und ich erhielt sofort eine Reihe von Einladungen, an Kundgebungen zu sprechen. Hier beging ich zweifellos einen Fehler. Statt mich sofort zu Adolf Hitler zu begeben, der auf die Nachricht meines Eintreffens in Deutschland, Weisung gab, mich zu ihm zu bringen, ein Befehl, der nicht weitergegeben wurde, freute ich mich erst mal meiner wiedergewonnenen Freiheit und nahm die Einladungen, auf Großkundgebungen, in denen man mich feierte, zu sprechen an.

Die damalige Einstellung nach dem Parteiverbot unterscheidet sich in nichts von dem, was man dann in Österreich nach 1945 aufführte. Mein Bruder Richard hatte sich politisch nicht betätigt. Er war Diplom-Kaufmann, gab eine ungekündigte

Stellung auf, um die Leitung meines Zeitungsverlags zu übernehmen, den ich mit eigenem Geld gegründet hatte und für den ich persönlich haftete. Als mein beziehungsweise unser Bruder war er mehrfach interniert gewesen und erhielt daher nach dem Anschluß Österreichs wie alle, die länger als ein Jahr gesessen hatten, oder verwundet worden waren, den Blutorden. Der Besitz des Blutordens genügte, um ihn nach 1945 zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe zu verurteilen, von der er zweieinhalb Jahre absaß. Insgesamt betrug der Freiheitsentzug bei uns drei Brüdern von 1933-1938 und nach 1945 17 Jahre, wovon auf Eduard mehr als die Hälfte entfiel.

Der Putsch 1934

Bei der Landesleitung in München stürzte ich mich sofort in die Arbeit, und mit Habicht zusammen wurden stundenlange Spaziergänge gemacht, bei denen erörtert wurde, wie nun weiter zu verfahren ist.
Die Lage in Österreich war in der Zwischenzeit immer bedrohlicher geworden. Man steigerte die Verfolgungen, erhöhte die Strafen, und schließlich drohte man, schon für Waffenbesitz mit Todesstrafe vorzugehen. Das führte im NS-Untergrund zu einer ganzen Reihe von Putschplänen verschiedenster Gruppen, und obwohl uns der Sinn gar nicht nach Gewalt stand, sondern wir der zweifellos richtigen Meinung waren, daß sich die Dynamik des nationalsozialistischen Deutschlands immer stärker auch auf Österreich auswirken müßte, kamen wir zu der Feststellung, daß es richtiger wäre, einen Putsch von oben her zu organisieren, als spätestens im Fall, daß ein Todesurteil ausgesprochen würde, es zu unorganisierten wilden Aufständen kommen zu lassen.

Ich fuhr mit Habicht nach Berlin, um bei Hitler vorzusprechen und ihm die Bitte der österreichischen Parteigenossen eine Klärung der Befehlsgewalt herbeizuführen, vorzutragen.

Schaub hatte ein Minutenprogramm gemacht, da eine Anzahl von Vorsprachen beim Führer angemeldet waren. Als wir warteten, stand plötzlich der Stabschef Ernst Röhm vor mir, begrüßte mich in der ihm eigenen herzlichen Art und bat mich, da er nicht auf der Besucherliste stand, ihm den Vortritt zu lassen, da er sich nur kurz abmelden wollte, da er nach Wiessee auf Urlaub ging. Gleichzeitig forderte er mich auf, ihn bestimmt bald aufzusuchen, da er sich von mir über die Verhältnisse in Österreich informieren lassen wolle.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als seiner Bitte nachzukommen, ihm den Vortritt zu lassen. Röhm meldete sich aber nicht nur bei Hitler kurz ab, sondern das Gespräch zog sich über eine halbe Stunde hin. Es war seine letzte Unterredung, die er mit dem Führer hatte, ehe es zu den Ereignissen des 30. Juni kam.

Nachdem Röhm zu Hitler hineingegangen war, wandte ich mich an Habicht und fragte ihn, ob ihm aufgefallen sei, was für einen unruhigen Blick Röhm gehabt hätte. Seine Pupillen gingen ständig hin und her. Ich hatte so etwas noch nie bei einem Menschen gesehen. Habicht meinte besänftigend, er würde wohl tatsächlich sehr nervös und erholungsbedürftig sein.

Und nun geschah es. Schaub kam und sagte, Röhm hätte durch seine lange Vorsprache das ganze Tagesprogramm in Verwirrung gebracht, er könne uns jetzt nicht mehr vorlassen, da auswärtige Diplomaten angesagt waren, die er nicht warten lassen kann. Er würde uns einen neuen Termin geben.

Damals erkannten wir noch nicht, was das für eine katastrophale Wirkung haben würde, denn es kam nicht kurzfristig zu dem neuen Termin. Hitler fuhr nach Italien zu einer Unterredung mit Mussolini, kam zurück und ließ uns wissen, er möchte jetzt nicht mit uns verhandeln, da er sich mit Mussolini geeinigt habe, in innerpolitische Vorgänge Österreichs ebensowenig einzugreifen wie Mussolini es tun würde, und er könne daher nicht dieses Abkommen verletzen, indem er meinen Wunsch, in die Befehlsgewalt in Österreich einzugreifen, nachkommt. „Ihr müßt eben sehen, daß ihr euch irgendwie vertragt", war seine Weisung.

In diesen Tagen fanden laufend Besprechungen statt unter dem Vorsitz des Landesinspekteurs Theo Habicht. Anwesend waren ich, SA-Obergruppenführer Hermann Reschny, dem die gesamte österreichische SA unterstand, der Stabschef der Landesleitung Österreich in München Dr. Weidenhammer (ehemaliger Generalstabs-Offizier, Adjutant des Bayrischen Kriegsministers im 1. Weltkrieg, und dieser Zeit Bevollmächtigter des amerikanisch-deutschen Millionärs Winter, der über große Magnesit-Werke in aller Welt verfügte), ferner waren anwesend Mitglieder des SA-Obergruppen-Stabs und vereinzelt einige Gauleiter der Bundesländer Österreichs. Die entscheidende Rolle bei dem Putsch sollte die nachmals berühmt gewordene SS-Standarte 89 spielen. Sie stand unter der Leitung von Fridolin Glaß. Er gehörte zu meinem engsten Mitarbeiterkreis, war ursprünglich Leiter des Schülerbundes gewesen, war dann der österreichischen Wehrmacht beigetreten und bildete aus Wehrmachtsangehörigen eine Einheit. Eine zweite Einheit wurde aus Polizeibeamten gebildet. Beide Einheiten waren geheim und hatten die Tarnbezeichnung Gersthof II Leinz Speising als Ortsgruppe. Der Grund dafür war der, daß es in Österreich Wehrmachts- und Polizeiangehörigen zwar nicht verboten war, politischen Parteien anzugehören, wohl aber irgendwelchen paramilitärischen Verbänden. Es war also nicht möglich, eine SA- oder SS-Einheit zu bilden, ohne das Gesetz zu verletzen, hingegen konnten diese Personen in die Partei aufgenommen werden. Daß wir dies trotzdem geheim hielten, hatte seinen Grund darin, daß man sie in Verletzungen der Gesetze Verfolgungen aussetzte, wenn ihre Parteizugehörigkeit bekannt wurde.

Als dann die Partei verboten war und die meisten der NSDAP angehörenden Wehrmachtsangehörigen aus dieser entfernt worden waren, erschien Fridolin Glaß eines Tages bei mir und sagte, da nunmehr ohnedies alles verboten ist, möchten sie als Soldaten doch einer der Organisationen mit militärischem Charakter in der NSDAP angehören. Er hätte diesbezüglich bereits Verhandlungen mit Hermann Reschny geführt.



Adolf Hitler begrüßt Gauleiter Alfred E. Frauenfeld



Großkundgebung in Wien


SOLL DIE JUDENPRESSE STERBEN

Kundgebung am Heldenplatz

Wien 1932: Triumphaler Empfang in Wien (mit Hans Frank)

Ich stoppte dies sofort, und Fridolin Glaß war einverstanden, als ich ihm erklärte, daß weder die Zusammensetzung der SA in Österreich noch die Person Hermann Reschnys mir die Gewähr böten, daß diese Elite-Organisation eine angemessene Behandlung erfahren würde. Ich würde ihm vorschlagen, sich der SS anzuschließen, wo ich – ohne ihr anzugehören – vorzügliche Verbindungen hatte. Fridolin Glaß war einverstanden. Damit wurde die SA vergrämt, und dies ist eine Erklärung für das, was sich nachher ereignete. Die andere Erklärung ist, daß durch den Röhmputsch eine weitere Kluft zwischen SA und SS aufgerissen wurde. So erklärt sich auch, warum Verbindungsleute der SA-Obergruppe, die den Putsch vorbereiteten, SS-Leute der österreichischen Staatspolizei meldeten, ihnen die Namen ihrer falschen Pässe angaben. Wenn Unterlagen vorliegen, aus denen Reschny nach 1945 in seiner Verteidigung ausgesagt hat, daß er dies getan hat, weil er vom Führer in Kenntnis gesetzt war, daß dieser einen Putsch verboten habe und er sich daher berechtigt fühlte, diese zuwiderhandelnden Personen den Gegnern auszuliefern ist dies eine glatte Lüge.

Ich stelle ausdrücklich fest, daß Hitler von diesen Vorgängen laufend unterrichtet war und daß weder Habicht noch ich derartig disziplinlos zu handeln bereit waren, einen Putsch ohne Genehmigung Hitlers durchzuführen. Auch nahm Reschny mit seinen Stabsmitgliedern an den Besprechungen ständig teil, ohne jemals irgendwelche Einwände zu machen. Wie mir persönlich aber Hitler nachher mitteilte, als der Putsch gescheitert war, hatte Reschny ihn gewarnt und gesagt, er prophezeie dem Putsch einen schlechten Verlauf. Er hat mithin ein doppeltes Spiel gespielt, sich der Landesleitung Österreich gegenüber loyal verhalten und gleichzeitig eine Rückversicherung für seine Person bei Hitler eingegangen und hat die SS-Angehörigen nur deswegen denunziert, weil er verbittert war, daß ihm die Standarte 89 entgangen war, und daß der Röhm-Putsch zwischen SA und SS Haßgefühle ausgelöst hat.

Eine weitere Lüge, die mit zum Scheitern des Putsches beigetragen hat, war nachstehender Vorgang:

Wir besprachen die Teilnahme der SA im gesamten österreichischen Bundesgebiet, und Reschny versicherte uns, daß er mit allen seinen Standarten in Funkverbindung stehe, so daß er jederzeit eine Alarmierung vornehmen kann. Nachträglich stellte es sich heraus, daß dies nur außerordentlich mangelhaft der Fall gewesen ist und viel zum Zusammenbrechen des Putsches in den Bundesländern beigetragen hat. Reschny aber erklärte, zur Rede gestellt, er habe die Funkverbindungen gemeint, die er zu den Stützpunkten der einzelnen Standarten hatte, die sich in Bayern befanden.

Eine weitere unrichtige Behauptung ist, daß Habicht Hitler irregeführt habe durch die Behauptung, daß das österreichische Bundesheer sich an dem Putsch beteiligen würde. Es war vielmehr so, daß die Verbindungen zu hohen Offizieren des Bundesheeres bestanden haben, die nicht nur ihre Sympathie zur NSDAP bekundeten, sondern auch ihre Neutralität und nach Gelingen eines Putsches ihre Mitwirkung zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zugesagt hatten. Mehr wollte und konnte man auch von ihnen nicht erwarten. Daß dies nicht ins Leere gesprochen war, geht aus der Tatsache hervor, daß der Ablauf des Putsches ursprünglich von dem Stadt-Kommando in der Univertsitätsstraße gegenüber der Votivkirche geplant war.

Damit war eigentlich, ohne daß wir es natürlich ahnen konnten, über den Verlauf des Putsches schon ein Urteil gesprochen, da–weiterhin die verschiedensten Kreise–auch rivalisierend wie dies bei SA und SS der Fall war, ihr eigenes Süppchen kochten. Zwischen den einzelnen Sitzungen hielt ich Versammlungen ab.

Wenig später sprach ich in Dortmund in der Westfalen-Halle, eine der größten Versammlungsstätten, die es in ganz Deutschland gab. Ich kam bei Sturm und Regen an und am Flugplatz hatte ich eine Begegnung mit der berühmten Schwester Pia, die Adolf Hitler als er im Ersten Weltkrieg mit einer Gasvergiftung im Krankenhaus lag, gepflegt hat. Das gab wieder einmal Bilder auf den Titelseiten der Regionalpresse. Gleich nach dem Ende der überfüllten Massenversammlung fuhr ich nachts nach Köln und bestieg bei Tagesgrauen eine einmotorige Lufthansa-

Maschine, die mit zwei Besatzungsmitgliedern und sechs Passagieren nach München flog. Dort sollte ich vormittags an einer wichtigen Sitzung teilnehmen, um dann sofort nach Frankfurt zu fliegen, wo ich am selben Tag abends im Hippodrom sprechen sollte.

Es war schlechtes Wetter, stürmte, regnete, und es dauerte nicht lange und wir kamen in dichten Nebel. Wir mußten bald über Frankfurt sein, und ich spürte, wie der Pilot die Maschine drückte. Mir fiel ein, daß ich kurz vorher gelesen hatte, daß die Lufthansa-Piloten auf Blindflug geschult würden. Tatsächlich war ein Milchtopf vor den Kabinenfenstern. Man sah nichts als weißen Nebel. Der Pilot, der nach der Uhr flog, und dessen Höhenmesser, wie dies ja bei diesen Instrumenten der Fall ist, lediglich die Höhe über dem Meeresspiegel, aber nicht über dem Boden, über dem man flog, angab, dachte bereits den Taunus überflogen zu haben, er hatte die Verzögerung durch den starken Gegenwind nicht eingerechnet, und als er die Maschine drückte, sauste er mit Vollgas in einen Berghang hinein. Er riß eine ganze Lichtung um. Wie sich später zeigte, war der Motor losgerissen. Alles triefte vor Nässe. Das war unser Glück. Dadurch geriet die Maschine nicht in Brand, wie es wenige Tage später bei Prag mit einer Maschine war, bei der der berühmte Komiker Max Pallenberg und die übrigen Passagiere ums Leben kamen. In Sekundenbruchteilen hatte ich den Eindruck, daß es plötzlich dunkel wurde, und dann war es totenstill. Wir versuchten nun möglichst schnell die Maschine zu verlassen. Die beiden Passagiere, die vorne gesessen hatten, sahen aus wie in Tomatensauce getaucht, denn sie waren mit den Köpfen durch die Sperrholzplatten gefahren, die den Passagierraum von dem Cockpit trennte. Der Pilot war tot. Er mußte später herausgeschweißt werden. Der Funker schwer verletzt, starb am nächsten Tag. Wir taumelten ins Freie. Ich japste wie ein asthmatischer Mops. Wie sich herausstellte, hatte ich das Zwerchfell gerissen. Ein Koffer mit Metallkante war mir auf den Kopf gefallen, hatte mir eine Wunde gerissen. Wir trieften von Öl, Wasser und Blut. Ein Förster, der in der Nähe war, hatte das

Krachen gehört und das Verstummen des Motorengeräusches und hatte in Wiesbaden Alarm gegeben, und nach einiger Zeit kamen Rettungswagen, die uns in die Stadt transportierten. Dort wurde mir meine Wunde am Kopf genäht, meine Uniform notdürftig von Blut und Öl gereinigt und dann setzte ich mich in den D-Zug, um, wie ich richtig kalkulierte, noch unter der Einwirkung des Schocks möglichst schnell nach München zu kommen. Dort hatte sich die Nachricht von dem Unfall verbreitet. Man hatte ihn zuerst mit tödlichem und dann mit schwerverletztem Ausgang geschildert und atmete auf, als ich ankam und ein Empfangskomitee von Hess bis Habicht bereitstand. Ich fuhr in meine Wohnung in Schwabing und legte mich erstmal ins Bett.

Am nächsten Tag hatte ich scheußliche Schmerzen. Der Arzt kam, verfügte meine sofortige Überführung ins Krankenhaus. Dort stellte sich heraus, daß ich außer dem Loch im Kopf und einer Gehirnerschütterung das linke Handgelenk gebrochen hatte, das Zwerchfell und eine Niere gerissen hatte. Teils mit Eisbeutel, teils mit Thermophoren lag ich nun hier. Nach einigen Tagen erklärte mir der behandelnde Arzt, das wäre ein Krankenhaus und kein Parteibüro. Er könne sowieso jetzt nichts machen, was ich brauchte, wäre Ruhe. Ich soll mich in einen gut gefederten Wagen setzen und langsam irgendwo in der Nähe in ein Hotel fahren, insbesondere um dort bei absoluter Ruhe ein Ausheilen meiner gerissenen Niere abzuwarten. Und so fuhr ich denn in ein Hotel nach Tutzing am Starnbergersee, das in der Vorsaison fast leer war.

In der erzwungenen Ruhe fiel mir plötzlich etwas Merkwürdiges ein. Ich erzähle es, ohne Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, und möchte betonen, daß ich nicht abergläubisch bin.

Als ich mich 1918 im Ersten Weltkrieg freiwillig zur k.u.k. Fliegertruppe gemeldet hatte, sind in Wiener-Neustadt in der Fliegeroffiziers-Schule mehrfach Abstürze mit tödlichem Ausgang für die Flugzeuginsassen vorgekommen. Man erzählte uns damals, daß es ein Fliegeraberglaube sei, sich als Talisman aus einem derartigen Flugzeug einen Holzspan oder ein Stück

Leinen zu nehmen und ständig bei sich zu tragen. Und so habe ich mir aus einer abgestürzten Lloyd-Maschine, deren beide Insassen tot waren, ein Stück Leinen aus dem Leitwerk genommen und in meiner Brieftasche verwahrt. Diesen Talisman trug ich seit damals ständig bei mir. Nur an dem Tag, als ich im Taunus abstürzte, hatte ich meine Brieftasche in der Eile in München liegengelassen, und der Talisman hatte mich nicht begleitet.

Der Absturz der Verkehrsmaschine hatte möglicherweise auch eine positive Wirkung, denn ich wäre wahrscheinlich um diese Zeit bei Stabschef Röhm in Bad Wiessee gewesen. Es war dies der 20. Juni, und es ist nicht sicher, wie die Sache dann für mich ausgegangen wäre. Mein Wiener SA-Führer Rudi May jedenfalls hatte damals einige Schneidezähne eingebüßt.

Halb genesen gings wieder heraus, und ich fuhr nach Plauen, wo man als größten Versammlungsraum die zwei Tribünen mit je 5000 Plätzen eines öffentlichen Schwimmbads benützte und ich vom Springturm aus meine Rede hielt! Nach diesem etwas seltsamen Versammlungsrahmen gings sofort wieder zurück nach München. Ich saß von dem Absturz anscheinend noch etwas geschockt am Steuer meines Horch. Es gab Platzregen. In einer Kurve blockierte ein entgegenkommender Wagen die Fahrbahn. Ich trat zu jäh auf die Bremse. Wir machten einen Doppelsalto, blieben am Dach liegen, stiegen – mein Fahrer und ich – unversehrt aus, ließen den total zertrümmerten Wagen liegen und fuhren per Anhalter weiter nach München, wo man mich zu einer dringenden Besprechung erwartete. Denn mittlerweilen hatten sich die Verhältnisse in Österreich rapid zugespitzt.

Über den Putsch in Österreich existiert bereits eine umfangreiche Literatur. Ich werde mich daher mit dem nachstehend Geschilderten auf das beschränken, was in dieser Literatur falsch dargestellt wird bzw. was bisher unbekannt geblieben ist und nur mir als einzigem Überlebenden aus dem engeren Kreis bekannt sein konnte.

Ein weiterer eindeutiger Beweis, daß Adolf Hitler von dem

Putschplan unterrichtet war, geht aus der Tatsache hervor, daß er den Befehl gab, Habicht und ich dürften erst nach dem Gelingen des Putsches nach Österreich fliegen, wozu eine Maschine am Flughafen München bereitgestellt worden war, um bei einem negativen Ausgang nicht Deutschland in außenpolitische Verwicklungen zu stürzen. Er sagte dann wörtlich: „Da ich euch Burschen kenne, und euch das natürlich nicht paßt, beauftrage ich den ehemaligen obersten SA-Führer, Pfeffer von Salomon, der sich zur besonderen Verwendung in seinem Stab befand, euch in München zu beaufsichtigen, und ihr dürft erst dann nach Österreich, wenn er dies gestattet."

Natürlich war dies ein schweres Handicap für uns. Und wir suchten daher den Ausweg, daß von allen Einzelheiten unterrichtet und mit entsprechenden Vollmachten versehen, Dr. Weidenhammer nach Wien gesandt wurde und dort zusammen mit Dr. Gustav Freiherr von Wächter nach dem militärischen Gelingen des Putsches sofort die politischen und zivilen Funktionen zu übernehmen hätte bis wir dann ebenfalls in Wien aufkreuzten.

Zu diesen Schwierigkeiten kam nun eine ganze Reihe von unvorhergesehenen Zwischenfällen.

Das Stadtkommando-Gebäude wimmelte bis 2 Uhr mittags von Militärbeamten und war daher nur in den darauf folgenden Stunden als Sammelplatz für die Standarte 89 geeignet. Als die Leute bereits in Uniform unterwegs waren, wurde bekannt, daß die Ministerratssitzung, die ausgehoben werden sollte, vom Nachmittag auf den nächsten Vormittag verschoben worden war, weil einer der Minister nicht rechtzeitig von einer Reise zurückgekehrt war. Trotz der sich natürlich ergebenden Schwierigkeiten gelang es, die Leute umzudirigieren, und man legte den Turnsaal der Stiftskaserne des 7. Bezirk Maria-Hilf als Ausgangspunkt für den für den nächsten Vormittag angesetzten Putsch fest. Als die Leute sich dort versammelten, gab es Nachrichten an die Polizei, die aber durch nationalsozialistisch eingestellte Beamte in ihrer Weitergabe verzögert wurden, und als sie bei Fey, dem Sicherheitsminister, anlangten, waren sie von ihm

dilatorisch behandelt worden. Dazu ist zu sagen, daß ich den Auftrag hatte, 200.000 Mark, die von der Abteilung I des Propagandaministerium, Abt. Ltr. Min. Rat Heger, ohne Kenntnis des Zweckes, für die Landesleitung Österreich bereitgestellt worden waren, nach der Schweiz zu transferieren, um sie Fey für seine Mitwirkung zur Verfügung zu stellen. Fey war eine Condottiere-Natur, und da ihn gesinnungsmäßig von uns ebenso wie die meisten anderen Heimwehrführer nichts trennte, hatte er wohl keinerlei Gewissensbisse, sich, wenn ihm das entsprechend honoriert würde, auf unsere Seite zu schlagen. Hatten sich doch viele seiner Heimwehrkameraden, die in führender Stellung waren, auch nicht geschämt, von seiten der Italiener entsprechende Förderungsmittel anzunehmen, oder wie der ganze steirische Heimatschutz zu uns herüberzuwechseln.

Während ich vorher bereits 20.000 Mark für den Landbund unter der Bezeichnung Ankauf einer seiner Zeitungen über die Schweiz transferiert hatte und der Landbundführer, Vizekanzler a.D. Winkler, sich dann auch später loyal zum Nationalsozialismus bekannte, und dies auch in einem kurz darauf veröffentlichten Buch festlegte, war der Betrag für Fey noch nicht transferiert worden. Hier waren wir von dem Ablauf der Ereignisse überrollt worden.

Wenn man davon Kenntnis hat, braucht man sich nicht über das immer wiederum diskutierte merkwürdige Verhalten Feys in der Putschangelegenheit zu wundern. Als sich nun die Lkw-Kolonne mit den Männern der Standarte 89 in Wehrmachtsuniform in Bewegung setzte und Fridolin Glaß als Letzter folgen wollte, hatte es der Fahrer seines Wagens mit der Angst zu tun bekommen und war verschwunden. Dadurch trat eine Verzögerung ein, und als Glaß beim Bundeskanzleramt erschien, waren die Putschisten von der Bewachungsmannschaft, die informiert war, durch die bereits geöffneten Tore eingelassen worden und die Tore waren wieder geschlossen worden und niemand beachtete ihn, als er versuchte, in das Bundeskanzleramt hineinzukommen. Sein auffallendes Benehmen führte dann dazu, daß er verhaftet wurde. Er wurde aber tags darauf

aus der Haft entlassen. Man kam erst später darauf, wen man hier gehabt hatte. Wir hatten ihn bereits verloren gegeben, als er in München auftauchte.

Mit dem Ausfall von Glaß war nicht gerechnet worden, und dies hatte zur Folge, daß er seine Stellvertreter nur über das Nötigste unterrichtet hatte, so daß die nicht wissen konnten, wie es weitergehen sollte. Nun tritt eine weitere Panne ein, daß plötzlich der Gesandte Rieth auftaucht. Ein Mann, der sich bis dahin völlig passiv verhalten hatte, und es ist unerklärlich, warum er auf einmal sich ungebeten und ohne Weisung hier einschaltete. Für die Putschisten war er aber als deutscher Gesandter eine Autorität, der sie Folge leisteten.

Es sei noch erwähnt, daß es völlig abwegig ist, immer von einen Mord an Bundeskanzler Dollfuß zu sprechen. *Niemand hat Dollfuß ermordet.* Kein Mensch dachte an einen Mord. Es ist völlig widersinnig, anzunehmen, daß man eine Geisel, die nur so lange Wert hat, so lange sie lebt, umbringen wollte. Vielmehr war auch hier eine Kette von unglücklichen Zufällen der Anlaß, daß es zu seiner schweren Verwundung kam, die dann mit seinem Tod endete. Am Rande sei noch bemerkt, daß zwei Minister, einer Neustädter-Stürmer (richtiger Name Marquis Odo de Gozani) ihr Ehrenwort gegeben hatten, für einen freien Abzug der Putschisten, daß sie dann später vor Gericht erklärten: Sie überließen es diesen zu entscheiden, ob ihr Ehrenwort Gültigkeit hätte. Eine Handlung, die weder im Ehrenkodex von Offizieren noch von Adeligen vorkommt und zeigt, wes Geistes Kind sie gewesen sind.

Hitler befand sich zur Zeit des Putsches bei den Bayreuther Festspielen. Er gab die Weisung, daß ich mich sofort bei ihm einzufinden habe, und als ich in Bayreuth erschien, ließ er sich von mir die Lage schildern und ging an dem Vormittag, der auf das Scheitern des Putsches im Bundeskanzleramt folgte, mehrere Stunden lang in dem Garten auf und ab, vor dem Haus, das er in Bayreuth bewohnte.

Der Putsch war in Wien schon zusammengebrochen, als sich in den Bundesländern durch verspätete Alarmierung die einzel-

nen SA-Formationen erhoben und es zu Zusammenstößen mit Wehrmachtsangehörigen kam. Auch hier wieder tragische Zwischenfälle. Der erste Offizier, der in Kärnten bei diesen Kämpfen fiel, war ein Parteigenosse. Ich habe mich wohl während meines ganzen Lebens nie in einem so erbärmlichen Zustand befunden, als ich hier an Hitlers Seite auf und ab ging. Zu dieser Zeit wurde an verschiedenen Stellen in den österreichischen Bundesländern noch gekämpft. Ich wußte, daß dies aussichtslos war und daß unser Versuch bereits gescheitert gewesen ist. Ich war in Gedanken bei den Kameraden in Österreich. Hitler war sehr ruhig und machte für das Scheitern niemanden verantwortlich.

Hitler erklärte mir, daß er sich unmöglich in irgendwelche außenpolitische Verwicklungen einlassen könnte, und ich hatte schon damals wie später wiederholt noch Gelegenheit zu bewundern, wie genau er über den ganzen Stand der militärischen Situation unterrichtet war. Er wußte jedes deutsche Geschütz, das an der Küste stand, und wieviel Munition bereitlag und wie die Zusammensetzung und technische Ausrüstung der einzelnen Teile der Wehrmacht war.

„Sollte man Ihre Auslieferung verlangen, dann kann ich mich Ihretwegen in keine politischen Verwicklungen einlassen. Sie müssen dann untertauchen. Haben Sie einen entsprechenden Paß?“ Meine Antwort war: „Jawohl ich habe einen Gedeckten“ (d.h. einen bei Rückfragen an Behörden als echt anerkannten) Paß. Abschließend kam die Weisung: „Bleiben Sie in meiner Nähe.“

Es folgte dann ein gemeinsames Mittagessen, bei dem vor allem von seiten von Goebbels heftige Angriffe gegen Habicht gemacht wurden. Ich versuchte, die meiner Ansicht nach auf mangelnde Information beruhende Einstellung Goebbels’ zu korrigieren, und Jahre später erzählte mir Habicht, daß Göring ihm gesagt habe, daß es ihn sehr sympathisch berührt hätte, daß ich in diesem Kreis den abwesenden Habicht verteidigt hätte. Nachmittags fuhren wir über Land, nahmen im Freien eine improvisierte Kaffeetafel ein. Hitlers Fahrt über Land hatte sich

wie ein Lauffeuer herumgesprochen. In den Dörfern verbarrikadierte man die Straßen und versuchte, ihn aufzuhalten, bejubelte ihn von allen Seiten und so schön dieses Erlebnis war, so habe ich es doch nur mit einem flauen Gefühl im Magen aufnehmen können.

Hitler brach dann seinen Aufenthalt in Bayreuth ab, begab sich nach Berlin, befahl Habicht und mir, dorthin zu kommen.

Er besprach dann mit Habicht die Situation und erklärte, daß er nunmehr genötigt sei, die österreichische Landesleitung mit allen ihren Gliederungen mit sofortiger Wirksamkeit aufzulösen, ebenso die anderen Formationen (österr. Legion) und daß er an deren Stelle ein Flüchtlingshilfswerk für Österreich ins Leben rufen werde, das sich in erster Linie mit den sozialen und wirtschaftlichen Problemen der österreichischen Parteigenossen zu befassen habe: „Wen soll ich dazu nehmen?“ Habicht schlug vor, diese Aufgabe mir zu übertragen.

Anderntags war er wieder bei Hitler. Hitler empfing ihn mit den Worten: „Die Österreicher können untereinander nicht Frieden halten. Bei mir waren Gauleiter der Bundesländer und haben sich gegen Frauenfeld erklärt. Ich kann wieder einmal keinen Österreicher nehmen. Sagen Sie mir, wen ich nehmen soll.“ Und aus dieser Verlegenheit heraus, nannte Habicht einen Namen, der ihm gerade einfiel, und sagte: „Nehmen Sie Rodenbücher.“

Es war dies der vor kurzem ernannte SS-Führer für die österreichischen Formationen. Rodenbücher war Badener, war Marine-Unteroffizier gewesen und war nachher bemüht, seine Aufgabe so gut als möglich durchzuführen.

REICHSTHEATER-KAMMER

In Berlin

Nunmehr begann ein neuer Lebensabschnitt. Dazu war es vor allem notwendig, das Geschehene innerlich zu verkraften, den Ablauf der großen geschichtlichen Ereignisse weiterhin mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und in der Erkenntnis, daß nunmehr bis zur Klärung der österreichischen Frage Jahre hingehen können, sich um eine angemessene Beschäftigung bemühen.

Für mich stand fest, daß ich mir damit nicht auf die Dauer eine neue Existenz schaffen wollte, sondern daß für mich das Primäre immer Österreich bzw. im engeren Sinn Wien bleiben würde und daß ich mir nur eine Überbrückung schaffen wolle, bis ich meine Tätigkeit dort, wo es nicht Beruf, sondern Berufung für mich war, fortsetzen könnte.

Diese Überbrückung sollte aber auch für mich die Möglichkeit enthalten, mich auf eine weitere Tätigkeit für und in Wien entsprechend vorzubereiten. Meine Kenntnisse und Fähigkeiten auf die mich erwartenden Aufgaben abzustellen.

Im persönlichen Bereich des Alltags war es eine einschneidende Umstellung. Ich gab meinen Dienstwagen ab, kaufte mir privat einen DKW, ein kleines Auto, dessen Abkürzung damals mit „das kleine Wunder“ übersetzt wurde, mietete mit meinem Freund Pöchlinger zusammen in Berlin in der Königsallee in der Villa einer verwitweten alten Exzellenz eine Wohnung. Ich habe in dieser Zeit Berlin liebgewonnen. Obwohl oder vielleicht gerade weil es so ganz anders als Wien gewesen ist.

Wien war die alte, geschichtliche Metropole Europas, die aber seit dem Zerfall der Österreich-Ungarischen Monarchie Alterungserscheinungen zeigte, eine liebenswerte Großstadt, während Berlin mit einer unerhört arbeitsfreudigen und betriebsamen Bevölkerung, als sie das Jahr 1918 überwunden hatte, mit einer erstaunlichen Vitalität seine schwierigen Probleme meisterte.

In dieser wenig schönen Zeit erhielt ich die Aufforderung, zu Hermann Göring zu kommen.

So ging ich zu dem angegebenen Termin in das Ministerpräsidentenpalais, das hinter dem Reichstagsgebäude lag, in dem damals Göring residierte.

Er hatte Besuch.

Ich saß alleine in dem Vorraum, in dem sich auch das Treppenhaus und der Aufzug befanden und wartete.

Plözlich hörte ich ein Geräusch und wunderte mich, wer denn da wohl in Hausschuhen auf dem Korridor herumschlurfte.

Als ich mich umsah – stand plötzlich eine Löwin neben mir, die immerhin schon die Größe einer ausgewachsenen Bismarck-Dogge hatte.

Ein etwas merkwürdiges Gefühl, wenn man Löwen bisher nur hinter Gittern in zoologischen Gärten gesehen hat. Sie betrachtete mich einige Zeit und ging dann zum Treppenaufgang und ließ sich dort gemächlich nieder.

Nach einiger Zeit ging die Tür von Hermann Görings Zimmer auf, und katzbuckelnd rückwärtsschreitend kam ein alter Luftwaffengeneral heraus.

Erst als er einige Schritte im Korridor war und die Tür sich geschlossen hatte, drehte er sich um, um zur Treppe zu gehen – er prallte zurück, als da in ihrer ganzen Länge und Schönheit die Löwendame lag. Er stutzte, murmelte, „So ein Unfug", ging zum Lift – und fuhr mit diesem hinunter.

Dann ging nebenan eine Türe auf, ein Stubenmädchen mit Tändelschürzchen kam herein mit einem Teppichklopfer in der Hand und schimpfte:

„Immer macht sie sich die Tür selber auf und läuft dann im ganzen Haus herum!"

Sie schmierte der Löwin eine, und diese trottete dann, von ihr gewiesen davon, dorthin, wo sie hergekommen war.

Dann kam ich zu Hermann Göring. Er begrüßte mich sehr freundlich. Sprach mit mir einiges über den Putsch und erklärte, daß es ihn sympathisch berührt hätte, daß ich bei dem Essen mit Hitler in Bayreuth, bei dem die Putschangelegenheit das Gespräch bildete, der einzige gewesen sei, der den abwesenden Landesinspektor Habicht in Schutz genommen habe.

Dann erklärte er mir, er hätte mich gebeten, ihn aufzusuchen, weil er gehört hätte, es ginge mir materiell schlecht – ob er mir in irgendeiner Weise helfen könne.

Ich lehnte dankend ab, denn ich hatte weder Wunsch noch die Absicht, mich in irgendeiner Weise mit Geld beschenken zu lassen, sondern erklärte ihm, daß ich binnen kurzem in irgendeiner Weise tätig werden wolle, ich es aber sehr freundlich fände, daß er sich meiner gerade in dieser Zeit erinnert hat.

Geschäftsführer der Reichstheaterkammer

Ebenso wie in Österreich alle am Putsch interessierten Kreise, insbesondere die Wehrmacht, herausgehalten wurden und man auch später nicht erwarten konnte, daß jemand sich zu diesem gescheiterten Unternehmen ohne Nötigung bekennen sollte, war es auch klar, daß Hitler hier herausgehalten werden mußte. Daß wir daher nicht nur den Vorwurf über uns ergehen lassen mußten, daß wir eigenmächtig gehandelt hatten, sondern selbst zur Verbreitung dieser Lesart beitrugen, war selbstverständlich. Das führte dazu, daß wir in Acht und Bann getan waren. Einige Wochen hielt ich das durch, schrieb unter meinem Pseudonym

Johannes Mahr in verschiedenen Zeitungen, begann historische Studien, über den Bauernkrieg im 16. Jahrhundert und über die Gegenreformation in Süddeutschland und Österreich hundert Jahre später, dann wurde ichs leid, ging zu Hitlers Adjutant Wiedemann, bat um einen Termin mit der Begründung, ich möchte mir von Hitler die Erlaubnis geben lassen, nach Österreich zurückzukehren – auch unter der Voraussetzung, daß mir dort der Prozeß gemacht würde.

Schon tags darauf rief mich Wiedemann an und sagte mir, er hätte dem Führer Bericht erstattet. Hitler verbiete mir, nach Österreich zu gehen. Das wäre sinnlos, man würde mir dort nicht einmal einen Schauprozeß machen, sondern mich irgendwo in einem Anhaltelager oder Gefängnis verschwinden lassen. Da ich schließlich ein vielseitiger, kulturell tätiger Politiker sei, möge ich mir, da ich es abgelehnt hatte, wie andere Gauleiter Österreichs einen Polizeipräsidentenposten anzunehmen, im Rahmen der Reichskulturkammer eine Betätigung suchen. Er habe diesbezüglich bereits mit Dr. Goebbels gesprochen.

Darauf ging ich – Dr. Goebbels war verreist – zu Staatssekretär Funk (dem späteren Reichswirtschaftsminister). Funk war bereits informiert und sagte mir: „Sie wissen, die Kulturkammer besteht aus 7 Kammern. Suchen Sie sich eine aus." Ich erbat mir Bedenkzeit und überlegte, daß Wien als eine Kulturmetropole nach dem Anschluß eine bedeutende Rolle spielen werde, und erbat mir die Reichstheaterkammer. Schon am Tag darauf erhielt ich Anrufe und Gratulationen. Es war im Rundfunk verlautbart worden, daß ich von Hitler zum Präsidialrat- und Geschäftsführer der Reichstheaterkammer ernannt worden sei.

Es gab damals in Deutschland im Theaterbereich, so wie heute wieder, eine ganze Reihe von Verbänden. Es waren zusammengeschlossen die Intendanten und Theaterdirektoren. Es waren die künstlerischen Vorstände – Regisseure, Ballettmeister, Chordirektoren – in einer eigenen Organisation zusammengeschlossen. Ebenso die Schauspieler und Sänger und Sängerinnen, sowie Tanz und Chorgesang. Dieses halbe Dutzend Ver-

bände, die alle eigene Vorstände und Präsidenten hatten, sollten allmählich aufgelöst und zusammengeschlossen werden in einer Fachschaft Theater, die in Fachgruppen zu unterteilen war. Und man sagte mir, daß die bisher tätigen Verbandspräsidenten in den nächsten Monaten abzuberufen seien.

Ich fand es nicht richtig, mit Leuten noch monatelang zusammenarbeiten zu müssen, die wußten, daß ihre Tätigkeit zeitlich begrenzt war, und habe sie mit sofortiger Wirksamkeit abberufen und mit der Organisierung der Fachgruppen begonnen. Es gehörte dann noch die Fachschaft Artistik als selbständige Gruppe dazu, dann eine kleinere Gruppe, die die Bühnenschriftsteller umfaßte, und schließlich holte ich mir vom Lehrerbund die Gesellschaftstanzorganisation in die Theaterkammern.

Reichstheaterwoche in Hamburg

Wenig später fand in Hamburg eine Theaterfestwoche statt, zu der ich mit dem Leiter der Abteilung T (Theater) im Propagandaministerium, dem Reichsdramaturgen Dr. Rainer Schlösser, nach Hamburg fuhr, um mich bei Hitler zu melden.

Hitler war gerade von seinem Mussolinibesuch in Italien zurückgekommen, im Hotel Atlantik an der Außenalster abgestiegen, und als wir kamen, begrüßte uns Schaub mit den Worten: „Ihr seid zum Abendessen eingeladen." Und an mich gewandt in seinem bayerischen Dialekt: „Schaug zu, daß da ka Zacken aus da Krone fällt."

Ich darauf: „Was ist denn schon wieder passiert", worauf Schaub sagt: „Goar nix, aber der Goebbels, der hat dich beim Führer über den grünen Klee gelobt, daß du in der Theaterkammer derartig rasch aufgeräumt hast."

Wir saßen im kleinsten Kreis, Hitler mit seinen Adjutanten, Bürgermeister Krogmann, der Regierende von Hamburg, Dr. Schlösser und ich im letzten Stock des Atlantik beim Essen.

Unten stand eine riesige Menschenmenge, die nach dem Führer rief, der immer nach einigen Bissen aufstand und auf den Balkon trat, worauf sich der Jubel zu einem frenetischen Geschrei steigerte.

Dann erzählte Hitler von der Italienreise und sagte, daß es ihn peinlich berührt hätte, wie schlecht seitens des Königshauses Mussolini behandelt worden wäre, so z.B. daß bei einem Empfang selbst die jüngsten Prinzen und Prinzessinnen saßen, während Mussolini stehen mußte, und ähnliches. Und dann zu Schaub gewandt: „Daß wir 1918 unsere ganzen Duodezfürsten losgeworden sind, das haben wir den Sozialdemokraten zu verdanken. Schaub, erkundigen Sie sich, wie hoch die Pensionen der verschiedenen Parteiführer wie Löbe, Noske usw. sind. Ihnen sollen die Pensionen erhöht werden!"

Im Zusammenhang mit dieser Einstellung Hitlers wurde mir auch erzählt, daß er, als in seiner Gegenwart harte Kritik an dem Kölner Oberbürgermeister Adenauer geübt wurde, erklärte: „Laßt mir diesen Mann in Ruh, der hat sich um Köln durch die Anlage des Grüngürtels und andere Maßnahmen große Verdienste erworben, die man ihm zu einer Zeit noch danken wird, wo andere negative Gesichtspunkte keine Rolle mehr spielen!"

Tags darauf war Meistersinger-Aufführung, und wir hatten eine ganze Eisfabrik ausgeräumt und in den Logen überall Kübel mit Eis aufgestellt. Unsere Frackkragen und Hemden waren nach kürzester Zeit völlig zerweicht. Hitler aber saß eisern seine fünf Stunden ab und neben ihm in seiner eindrucksvollen Totenkopfhusarenuniform der alte Feldmarschall Mackensen. Bei einem Empfang nachher kamen gerade die Admiräle zurück, die in England Verhandlungen wegen des Flottenprogramms geführt hatten, und brachten den Bericht über einen erfolgreichen Verlauf. Hitler war so erfreut, daß er sich, was er nur aus ganz besonders erfreulichem Anlaß zu tun pflegte, auf die Schenkel schlug, hatte er doch immer den Gedanken mit England als Vettern zu einer Einigung zu kommen und dos a dos – Rücken an Rücken – er mit der Ostexpansion, England als Be-

herrscherin der Meere eine erfolgreiche Außenpolitik zu führen.

In Österreich sind nach dem Putsch und den Hinrichtungen, sowie nach dem Rücktransport der nach Jugoslawien geflohenen Pgs nach Deutschland allmählich wieder ruhigere Zeiten eingekehrt. Der Gesandte Rieth war durch Herrn von Papen ersetzt worden. Hier wurde mir aus der engsten Umgebung dieses Kreises folgende Geschichte berichtet:

Die Röhmaffäre und der Putsch in Österreich spielten sich zeitlich in einem kurzen Abstand ab, und als es bei Papen in vorgeschrittener Nachtstunde Sturm läutete, war man in heller Aufregung, insbesondere als man feststellte, daß sich vor der Tür Uniformierte befanden. Man hatte die bösesten Befürchtungen, bis sich dann aufklärte, daß die Männer da waren, um Papen abzuholen zu einer Besprechung mit Hitler, der ihn mit dem Posten des Botschafters in Wien betraute.

Aus der Kulturarbeit

Während ich mich an das Verbot, mich in irgendwelche österreichischen Vorgänge einzuschalten oder mich in irgendeiner Weise zu betätigen, hielt, wurde in den kommenden Jahren von allen möglichen Seiten nach Österreich hinein gearbeitet. Ich setzte meine Tätigkeit neben der Geschäftsleitung der Reichstheaterkammer als Reichsredner fort. In den Jahren bis zur Lösung der Österreichfrage habe ich jährlich 120 bis 130 Veranstaltungen bestritten. Meist waren es keine Versammlungen, sondern Vorträge, die ich hielt. Bei der deutschen Beamtenakademie, an verschiedenen Hochschulen, beim Reichskolonialbund, an Führerschulen oder regelmäßig in Jüterbog, wo sich ein Lager befand in dem junge Referendare für einige Wochen geschult wurden. Es waren meist Vorträge, bei denen ich versuchte, die in einem durchaus kleindeutschen, stammesmäßig und dynastischen Geschichtsbild erzogenen Menschen vertraut zu machen mit der uns Österreichern als Auslandsdeutschen so

geläufigen europäischen Schau, mit einer Deutung des Gedanken des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation als ein Gebilde, das keine geographischen Grenzen hat, sondern das ganze Abendland umfaßte und bestimmt war, rassisch durch das germanisch-keltische Element, weltanschaulich durch das Christentum. Mir erschien es auf höchster Ebene der Gedanke Hitlers zu sein, das was Napoleon im 19. Jahrhundert mit Hilfe der französischen Nation nicht gelungen war, nun im 20. Jahrhundert zu verwirklichen, ein gemeinsames Europa als Träger der abendländischen Kultur mit dem deutschen Volk nicht in Vorherrschaft, sondern als Primus inter pares zu schaffen. Ein vielleicht letzter heroischer Versuch gegenüber den großen Weltmächten, den europäischen Kontinent zu einigen!

Ich hatte die Genugtuung, daß z.B. bei Vorträgen an Universitäten es nicht nur die Studenten unter meinen Zuhörern, sondern oft auch die Professoren und Dozenten waren, die nachher kamen und erklärten, sie hätten das erste Mal die Bedeutung des deutschen Volks und unsere Geschichte so gedeutet gesehen, wie ich es getan habe. Zu dieser großen Zahl von Versammlungen und Vorträgen kamen mehr oder weniger als dienstliche Aufgabe jährlich 120 bis 130 Premieren, in den verschiedensten Theatern, nicht nur in Berlin, sondern auch im übrigen Reichsgebiet. Bei den alljährlich stattfindenden Gaukulturwochen, habe ich dann am Tag des Theaters, teils aber auch bei der großen festlichen Eröffnung die Ansprachen gehalten.

Ich glaube, daß es mir auch möglich war, vereinzelt spektakuläre Dinge zu tun. So z.B. gab es in Deutschland über 250 kleine und kleinste Wanderbühnen, Schmieren genannt, und in Bayern sowie in dem norddeutschen Raum, in dem man Platt sprach, zahlreiche mundartliche Volksbühnen. Die Bürokratie wollte nun diese Bühnen als überflüssig auflösen und an ihre Stellen Landesbühnen, die als Wanderbühnen tätig sein sollten, setzen.

Ich stoppte das unter dem Hinweis auf den ungeheuren Idealismus und die Opferfreudigkeit, mit denen gerade solche kleinen Bühnen geführt wurden, und daß sie unvergleichlich

waren als Schulungsstätten für einen Nachwuchs, dem nicht damit gedient war, daß man als Anfänger auf eine städtische Bühne kam und dann vielleicht einmal Gelegenheit hat, zu erscheinen, um einen Brief zu übergeben oder den berühmten Satz zu sprechen „Die Pferde sind gesattelt". Auf diesen kleinen Bühnen, wo oft junge Anfänger schwerste Rollen zu spielen hatten, haben sie sich jenen Schliff und die Reife geholt, die es ihnen dann später ermöglichte, vollwertig an großen Theatern tätig zu sein. Ich fand hierin die Unterstützung meines Präsidialrates, darunter war Gustaf Gründgens, der preußischer Staatsrat war, darunter war Eugen Klöpfer, Paul Hartmann und viele andere. Eine weitere Aufgabe, der ich mich mit Hingabe widmete, war die Frage des Nachwuchses und der Schulung.

Ich wurde Mitglied des Reichskultursenates und Mitglied des Großdeutschen Reichstages. Das war zwar materiell keine so großartige Angelegenheit wie es heute ist, denn von den 600,– Mark Aufwandsentschädigung, die es gab, wurden zehn Prozent Steuern einbehalten und dann gleich weitere 100 Mark für das Winterhilfswerk abgezogen; was aber angenehm war, war der Umstand, daß man einen Freifahrschein 1. Klasse bei der Reichsbahn hatte; dadurch war die Abhaltung von Versammlungen und Vorträgen wesentlich vereinfacht und erleichtert.

In Österreich war es so, daß man nach meiner Flucht sofort wieder meine in der Zwischenzeit in Freiheit gesetzten Brüder interniert hat, und als sie dann freikamen, versuchte man sie mit Schikanen zu veranlassen, ebenfalls nach Deutschland zu gehen, wo man sie weniger fürchtete, als wenn sie in der Heimat blieben. Beide lehnten dies ab, aber eine Unterstützung aus Deutschland konnte nur getarnt erfolgen, da man sie sonst als Vorwand benützt hätte, wieder gegen sie vorzugehen, und so haben wir dann meinem Bruder Eduard eine Anstellung bei der Nordsee-Fischerei Filiale in Wien verschafft. Keine angenehme Sache, denn seine kleinen Töchter pflegten, auch wenn er sich umgezogen und gebadet hatte, zu sagen: „Papa, du stinkst" und sich von ihm abzuwenden.

Dafür lernte er aber auch, wie man hier Fischfilets in hyper-

mangansaurem Kali so zubereitet, daß sie dann im Hotel Imperial und im Grandhotel den Gästen als besondere Leckerbissen serviert werden konnten, nachdem sie aus ihren Reinigungsbädern heraus mit dem Fahrrad schnell in die Hotelküche transportiert worden waren.

Meinen Bruder Richard, der ja keinerlei Funktion hatte, sondern lediglich als Verlagsleiter wirtschaftlich tätig war, hatte man eines Tages während seiner Internierung geholt und ihm gesagt: „Kommen Sie um Namensänderung ein, solang Sie Frauenfeld heißen, werden Sie sitzen!" worauf mein Bruder in seiner ruhigen Art sagte: „Dann heiß ich lieber weiterhin Frauenfeld und sitze."

Obwohl meine neue Tätigkeit weit ab von dem erlernten Beruf des Technikers und dem des Bankbeamten lag, auch schließlich weg von der politischen Tätigkeit, und mir lediglich meine journalistischen und schriftstellerischen Erfahrungen hier eine Hilfestellung gaben, hatte ich mich doch sehr rasch eingelebt. Wenige Tage nachdem ich die Geschäftsleitung der Reichstheaterkammer übernommen hatte, fand die allwöchentliche Besprechung statt, an der die Ministerialräte des Preußischen Innenministeriums als Vertreter der Göring unterstellten Theater wie Lindenoper, Großes Schauspielhaus usw., teilnahmen, aber auch die Intendanten bzw. Generalintendanten der großen vom Reich subventionierten Bühnen sowie die Vertreter der einzelnen Fachschaften.

Ich stellte mich den Herren vor, leitete die Sitzung, und als sie aus war, wurde ich gefragt: „Sagen Sie, wir kennen Sie gar nicht, wo sind Sie den eigentlich Intendant gewesen?" Worauf ich nur erwidern konnte, „Meine Beziehungen zum Theater bestanden nur vom Stehparterre angefangen bis ins Parkett und von da in die Intendantenloge, aber hinter den Vorhang und über den Orchesterraum hinweg bin ich erst vor einigen Tagen gesprungen".

Da ich selber in meiner Familie eine große Anzahl Angehöriger dieses seltsamen Bühnenvölkchens hatte, wurde es mir wahrscheinlich aus diesem Grund nicht schwer, mich in die

Tätigkeit hineinzufinden. Vor allem wie man diesen Kreis von Menschen behandeln kann und muß. Was gab es da an Beschwerden, was gab es an Gezänk. Wie oft mußte ich in irgendeine Stadt fahren, wo der Theaterdezernent oder der Kulturreferent mit dem Theaterleiter in Konflikt geraten war, um hier zu schlichten. Es konnte aber auch sein, daß man kam und ganz verwundert gefragt wurde, warum man denn eigentlich gekommen war, da man den Konflikt, der Anlaß der Reise war, bereits wieder längst vergessen hatte.

Die Frage der jüdisch Versippten oder Halbjuden behandelte ich, nachdem man vor meiner Berufung bereits die volljüdischen Bühnentätigen eleminiert hatte, sehr dilatorisch.

Ich würde es nicht heute sagen, wenn ich es nicht damals schon gesagt hätte:

„Wenn einer ein Halbjude ist, dann hat er eben nicht nur einen jüdischen Elternteil, sondern er hat auch einen arischen Elternteil, und ich sehe bei ihm dann in erster Linie den arischen und richte mein Verhalten danach. Und wenn einer mit einer Jüdin verheiratet ist, so ziehe ich keine Konsequenzen, wenn er irgendwo in einem städtischen Orchester sitzt, wenn es auf der anderen Seite bei namhaften Künstlern so ist, daß man ihnen trotzdem bzw. ihren Frauen sozusagen, einen Ritterschlag erteilt hat." Und was die Behandlung der Künstler anlangt, so stand ich auf dem Standpunkt: Es gibt nur zwei Möglichkeiten, entweder man steckt sie alle ins KZ, oder man gibt ihnen Narrenfreiheit, und wenn dann politische Beschwerden kamen, dann habe ich mich auf den Standpunkt gestellt, daß sie für mich Narrenfreiheit haben.

Ein Schwerpunkt für mich war die Frage des Nachwuchses und seiner Schulung und Erziehung. Ich führte daher sogenannte Eignungsprüfungen ein, die sich bis heute erhalten und bewährt haben. Das heißt, wer Unterricht nehmen wollte, mußte sich einer solchen Prüfung unterziehen. Bei dieser Prüfung wurde es keinem verboten, sich zum Sänger oder Schauspieler ausbilden zu lassen, sondern es wurde ihm lediglich ein Ratschlag erteilt, ob es ihm empfohlen oder ob ihm ab-

geraten wird. Auch dem, dem abgeraten wurde, stand das Recht zu, sich trotzdem einer Ausbildung zu unterziehen, aber es ging mir darum, die Lehrer und Schulen zu kontrollieren, denn es gibt ja keine andere Möglichkeit, die Qualität eines Lehrers auf künstlerischem Gebiet anders als durch die Leistung seiner Schüler zu prüfen. Der Umstand, daß einer ein hervorragender Schauspieler oder Sänger war, besagt noch lange nicht, daß er ein guter Lehrer ist, und umgekehrt gibt und gab es Lehrer, die durchaus auf der Bühne keine besonders gute Figur machten, aber gute Lehrer waren. Dies sind zwei ganz gesonderte Dinge, die man daher auch gesondert behandeln muß. Und wenn man z.B. dann feststellen konnte, daß es Lehrer gab, die in erster Linie Schüler annahmen, denen man bei der Eignungsprüfung von einer Ausbildung abgeraten hatte, dann bestand die Möglichkeit, ihnen auf die Finger zu klopfen, denn sehr oft hat es einen unerfreulichen um nicht zu sagen dramatischen Ausgang genommen, wenn z.B. in irgendeiner kleineren Stadt die Tochter des Herrn Bürgermeisters oder Oberstudienrates auf der Dilettantenbühne von den Verwandten bejubelt wurde und man sich dann einbildete, es müßte aus ihr eine Schauspielerin gemacht werden, mit dem Ergebnis, daß man bei oft fehlenden finanziellen Mitteln, sich hier Entbehrungen auferlegte, um dann nachher bittere Enttäuschungen zu erleben.

Ebenso gab es Abschlußprüfungen, aber auch hier war es so, daß auch der bei einer Abschlußprüfung durchgefallene, wenn er einen Theaterleiter fand, der ihn engagieren wollte, eben engagiert werden durfte. Natürlich wurde das nicht öffentlich proklamiert, weil dadurch das Interesse für die Prüfungen erlahmt wäre, und das war ja nicht der Zweck dieser Maßnahme. Ebenso habe ich theoretische Prüfungen eingeführt mit der Weisung, wenn einer bei der theoretischen Prüfung versagt, ihn nicht deswegen durchfallen zu lassen: allein die Notwendigkeit, sich theoretisch etwas mit der Materie zu befassen, in der man ja, wie ich persönlich feststellen konnte, einen Beruf sucht, hatte schon gewisse Erfolge, denn ich nahm sehr oft an solchen Prüfungen teil.

Was man hier erleben konnte, war oft erschreckend.

Da ist zum Beispiel der junge Mann, der aus einem Schillerdrama etwas spricht. Gefragt: „Was wissen Sie von Friedrich von Schiller?“ – Schweigen. – „Wo kommen Sie her?“ – „Aus Stuagart!“ – „Schön, sind Sie da auch schon einmal bei dem Gebäude vorbeigegangen, wo die Karlsschule einmal war?“ – Nicken: „Na und, was ist dort?“ „Die Kreisleitung der NSV!“ – „Können Sie mir vielleicht sagen, wann Schiller gestorben ist?“ Antwort: „Das interessiert mich nicht.“ „Soso, wissen Sie denn nicht, daß er im ersten Weltkrieg gefallen ist?“ Antwort: „So, hats’ ihn noch erwischt.“

Die singende Maid, die gefragt wird, ob sie wisse, welche Opern Beethoven geschrieben hat? Richtige Antwort „Fidelio“. Welche noch? Antwort: „Draußen habe ich’s noch gewußt.“ Ratschlag: „Gehen Sie rasch hinaus, vielleicht fällt’s Ihnen ein, dann sind Sie der einzige Mensch auf der Welt, der das weiß.“

Junger Mann in Uniform. Schon ein Grund, daß den Prüfungsausschuß zur Vorsicht warnt. Frage: „Was können Sie uns sprechen?“ Antwort: „Allein? – Ich dachte, man kann das in einem Ensamblee machen.“ – „Sie meinen wohl Ensemble?“ – „Kann sein!“ „Wissen Sie nicht irgendeine Dichtung?“ – „Doch“ , sagte der erleichtert: „Die Ballade vom Steinhäger.“ Na, wir ließen uns die Ballade vom Steinhäger, die er nur zur Hälfte auswendig konnte, aufsagen und sagten ihm dann: „Nun gehen Sie nach Hause und besorgen sich Dramen von Schiller. Lernen Sie aus Maria Stuart den Mortimer. Können Sie ganz billig im Rèclam bekommen.“ – „Sie meinen wohl Reklame?“ (mit Betonung auf „a“) „Wenn Sie den Mortimer gelernt haben, kommen Sie wieder.“ Der Knabe verschwand. Er kam nicht wieder, aber von seinem Vater, einem kleinen Dorfbürgermeister, kam ein böser Brief, warum wir denn sein Söhnlein immer zu Prüfungen nach Berlin bestellten, es würde ihm langsam zu teuer.

Zweifellos war die Tätigkeit der Reichstheaterkammer eine segensreiche. Früher unterstanden die Theater einem halben Dutzend verschiedener Dienststellen und Behörden, besonders

den Wanderbühnen wurde es manchmal sehr schwer gemacht. Wenn z.B. an irgendeinem Ort eine Dilettantenvorstellung bevorstand, bei der die Gattin des Herrn Gemeinderats oder das Töchterlein des Apothekers die Hauptrolle spielte, und es kam eine Wanderbühne, um ihre Zelte aufzuschlagen, dann konnte sie nicht damit rechnen, daß man ihr eine Auftrittsgenehmigung gab, weil man diese interne Fête nicht gefährden wollte. Hier wurde nun eine ganze Abteilung mit einer Assessorin an der Spitze geschaffen, die für das ganze deutsche Reichsgebiet die Bespielungsorte, die Daten wie oft und von welcher Bühne festlegten, so daß hier Kollisionen zwischen den Abstechern der städtischen Bühnen, den dauernd unterwegs befindlichen Landesbühnen und freien Unternehmen vermieden wurde.

Außerdem schuf ich mir aus einem sog. „Reptilienfonds" – wie man schwarze Fonds zu bezeichnen pflegte – die Möglichkeit, Stipendien für besonders begabte, mittellose Anwärter zu geben. Dieses Stipendium wurde an Anfänger vergeben, die vorher eine Stipendienprüfung ablegen mußten, damit man feststellen konnte ob eine entsprechende Begabung vorhanden sein dürfte. Leider mußten wir feststellen, daß es Fälle gab, in denen sich Lehrer und Stipendiat das Stipendium teilten, aber nicht daran dachten, auch einen entsprechenden Unterricht durchzuführen, daher führten wir in Abständen von etwa einem Vierteljahr regelmäßige Kontrollprüfungen ein. Tatsächlich konnte ich durch diese Gewährung von Stipendien einigen später zu Erfolg gekommenen Bühnen- und Filmschauspielern bzw. Schauspielerinnen ihre Ausbildung ermöglichen, die sie, da sie mittellos waren, sonst nicht hätten haben können.

Die Prüfungen, die ich einführte, führten gerade in den Kreisen namhafter Künstler zu heftigen Diskussionen mit der Begründung, man könne künstlerische Begabung nicht prüfen. Mein Argument war: „Meine Lieben, ihr vergeßt ganz, daß ihr die harte Schule der Schmiere, der Wanderbühne mitgemacht habt; und wenn man heute mit euch beisammensitzt, dann erzählt ihr nicht von dem rauschenden Beifall, den ihr als fertige namhafte Darsteller geerntet habt, sondern ihr erzählt mit Vor-

liebe abenteuerliche Geschichten aus euerer Frühzeit, und die gibt es heute kaum mehr, und an ihre Stelle setze ich diese Prüfungen, die wie schon gesagt ja keine Verbote aussprechen, sondern nur Ratschläge erteilen, und im übrigen seid ihr, wenn ihr derartig kritisiert, so nett und verbringt einmal in so einer Prüfungskommission einen Nachmittag, um euch das anzusehen."

Der Erfolg war erstaunlich. Schon nach dem vierten oder fünften Kandidaten saßen die Damen oder Herren Schauspieler da, rauften sich die Haare und erklärten, das wäre ja schaurig und unmöglich, was da hier alles aufkreuzt, und damit war ich diese Kritiker los. Tatsächlich waren es sehr oft auch nur höchst naive Argumente, mit denen man sich auseinandersetzen mußte. Frage: „Warum wollen Sie eigentlich zum Theater gehen?" – „Ich möchte gerne einen Beruf haben, wo man lange schlafen kann" und ähnliches ermöglichen es schon zu Beginn, eine Eignung zu verneinen.

Ich hatte auch den Ehrgeiz, dem Lehrerbund die Gesellschaftstanzlehrer abzujagen und sie der Reichstheaterkammer einzuverleiben. Es gibt wenig Berufe, die eine so riesige Spannweite haben. Es gibt Besitzer von Tanzschulen in Großstädten, die Einkünfte hatten, die denen eines Generaldirektors einer Bank oder eines Industriebetriebs entsprachen, und die mit einem hohen Beamten einkommensmäßig nie getauscht hätten. Die eigene Häuser besaßen, mit Assistenten und Assistentinnen arbeiteten, die ihren Töchtern, wenn sie heirateten, Miethäuser als Mitgift gaben, und es gab auf der anderen Seite ganz arme Teufel in den Dörfern, die nebenberuflich tätig waren. Ich setzte eine Kommission zusammen aus dem Leiter der Fachschaft Tanz und einigen anderen Personen, darunter eine kleine, aber sehr energische alte Dame, Tochter einer Exzellenz, eines Generals, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, jungen Kadetten das gute Benehmen beizubringen. Die zogen nun über Land und luden sich die Leute vor, die Tanzunterricht gaben, die man Tanzhalter nannte. Was sie dann berichteten, konnte durchaus einen bunten Varietéabend mit einem erbaulichen Programm versehen.

Frage: „Was sind Sie sonst beruflich?" – „Totengräber, wissen Sie das paßt so gut, daß man den schwarzen Anzug in beiden Fällen gebrauchen kann!"

„Was sind Sie sonst in Ihrem Beruf?" wird ein anderer gefragt. – „Kastrierer." – „So, wie geht denn das Geschäft?" – „Ja, nicht besonders, hauptsächlich Hunde und Katzen."

Ein anderer. „Erzählen Sie uns, wie Sie es machen, wenn Sie mit einem Tanzunterricht beginnen." – Antwort. „Zuerst kaschieren die Herren an." – Nach längerem Rätselraten stellte man fest, daß es sich darum handelt, daß die Herren die Damen engagierten. „Und wie gehts weiter?" – „Dann greift der Herr mit der rechten Hand unter die linke Hüfte der Dame." – Einwurf der Tanzlehrerin, der kleinen Exzellenz: „Dann gibt die Dame dem Herrn eine Watschen, wenn sie eine Dame ist."

Frage: „Können Sie mir zeigen oder sagen, was ein Plié ist?" – Gegenfrage: „Sie meinen wohl Plissé?" – Zwischenruf eines anderen Prüflings: „Aber nein, das sind doch die Falten bei der Frau!"

Frage: Im schönen Land der Sachsen an eine sogenannte Tanzlehrerin: „Sagen Sie, wie macht man ein Batement?" – Antwort (auf sächsisch) : „Das gan man stehend, aber auch liegend machen", worauf sich einige Prüfungsbeisitzer verschluckten und eine kleine Pause eingelegt werden mußte.

Der Leser sieht schon, diese Tätigkeit, die ich damals ausübte, hatte eine riesige Spannweite vom Reichsredner und Vortragenden an Universitäten, von der Mitarbeit an einigen Zeitschriften und Zeitungen zum Leiter von Prüfungskommissionen für Schauspiel, Gesang und Tanz.

Heinrich George

Künstler haben zu allen Zeiten die bürgerlichen Menschen interessiert und waren Gegenstand des Klatsches. Man hat sie oft mit großen Kindern verglichen, und vielleicht ist es nicht ganz unrichtig, wenn man bedenkt, daß sie, in einer Scheinwelt lebend, oft keine Trennung zur Realität des Lebens vorzunehmen vermögen; daß sie Dichtung und Wahrheit auch in ihr Privatleben vermischen, ohne daß sie sich dessen bewußt sind.

Es ist nicht so sehr der Umstand, daß sie egozentrisch sind. Das ist jeder Mensch mehr oder weniger, und es ist natürlich sehr amüsant bei dem Leben, das sie führen, sie von sich erzählen zu hören. Während dem z.B. ein egozentrischer Buchhalter kaum Interesse finden dürfte mit dem, was er aus seinem Leben zum Besten zu geben hat.

Für mich ist ein klassisches Beispiel der in den dreißiger und vierziger Jahren berühmte Heinrich George. Ein wandelnder, schwitzender, schnaufender Fleischberg, aber ein Künstler von Karaten. Und wenn er sich in Gesellschaft befand und sich einiges von C_2H_5OH einverleibt hatte, das tat er oft und gerne, dann pflegte er auch von seinem Vater zu erzählen, von dem er immer nur sprach als „mein Vater, der alte Seebär". Eines Tages wurde in der Geschäftsleitung der Reichstheaterkammer bekannt, daß sein Vater sein 50jähriges Berufsjubiläum feiere und hochgeehrt werden soll. Dies war vorgesehen in seiner Heimatstadt. Ich glaube es war Rostock oder Stralsund. Eine Abordnung fuhr hin, und hier zeigte sich nun, daß der Vater des großen Schauspielers, der hier geehrt wurde, ein würdiger Stadtschreiber gewesen ist, der wohl nie zur See gefahren ist, sondern sein Leben im Büro und am Schreibtisch verbracht hat. Einige Zeit später saß man wieder mit Heinrich George fröhlich beisammen, und er begann wieder irgendeine Geschichte mit den Worten: „Mein Vater, der alte Seebär"; dann stutzte er einen Augenblick, sah in der Runde die Leute, die bei der Ehrung des Herrn Stadtschreibers gewesen waren, es dauerte

aber nur eine Sekunde, und dann setzte er seine Tiraden in gewohnter Weise wieder fort. Er log nicht. Für ihn war sein Vater eben der alte Seebär; ganz gleich, was er in seinem schlichten bürgerlichen Dasein für eine Tätigkeit hatte.

Theo Lingen

In meiner Theaterkammertätigkeit, die ich stark auf die Förderung des Nachwuchses abgestellt hatte, befaßte ich mich naturgemäß mit vielen Dingen die Künstler betreffend. So rief mich eines Tages ein Österreicher an, der in der Prinz-Albrecht-Straße, in dem Gebäude der Gestapo als Beamter saß, und klagte mir, daß er fortwährend Meldungen aus Österreich erhielt, daß der bekannte und beliebte Schauspieler Theo Lingen sich in Österreich abfällig über das Dritte Reich und den Nationalsozialismus äußere. Außerdem sei seine Schwiegermutter Jüdin und seine Frau demnach Halbjüdin. Ich bat ihn, mir die Akte zu übersenden, sah mir die Unterlagen an und bat Theo Lingen zu mir.

Ich sehe ihn heute noch mit seinem erheiternden Gesicht und seiner großen Nase vor mir sitzen.

Ich trug ihm die gegen ihn erhobenen Vorwürfe vor. Herr Lingen war sehr entrüstet. Er leugnete, in Österreich abfällige Bemerkungen über das Dritte Reich getan zu haben, dem er schließlich sehr viel verdanke, was er – zumindest mir gegenüber – anerkannte.

Dann fragte ich ihn nach seiner Schwiegermutter.

„Das ist unglaublich“, erwiderte er mir, „mein Schwiegervater ist alter k.u.k. Offizier. Er hat von meiner Schwiegermutter verlangt, daß sie sich taufen läßt, bevor er sie geheiratet hat!“ Einen Moment war Schweigen. Dann dankte ich ihm für die Unterredung und bedauerte, keine Zeit zu haben, ihm zwei Semester Vorträge halten zu können über Rassenkunde.

Nach einiger Zeit rief mich der biedere Mann der Gestapo an und fragte, was denn los sei.

Ich teilte ihm mit, daß ich die ganze Akte in den Papierkorb geschmissen hätte.

„Mein Gott, das können Sie doch nicht tun", rief er aus: „Das überlassen Sie ruhig mir", antwortete ich ihm, „und wenn es notwendig sein sollte, werde ich mich mit Heinrich Himmler schon auseinandersetzen.

Jedenfalls brauchen Sie sich um diese Angelegenheit nicht mehr zu kümmern."

Mir war bekannt, daß Hitler, wenn ihm solche Sachen vorgetragen wurden, sehr tolerant war und sich ärgerte, wenn man in den Stellen nicht etwas mehr Fingerspitzengefühl bewies.

Olga Tschechowa

Anfang der siebziger Jahre veröffentlichte die bekannte Schauspielerin Olga Tschechowa ein Memoirenbuch, betitelt: Meine Uhren gehen anders. Dazu bemerkte ich: Sie irren, Frau Olga, der Titel Ihrer Memoiren mußte richtig heißen:

Meine Uhren gehen falsch.

Eine ausschweifende Fantasie darf nicht zur Lüge ausarten und zu verzerrten und falschen Darstellungen von Ereignissen und Geschehnissen führen.

Frau Tschechowa war eine der schönsten Frauen in Film und am Theater während des Dritten Reiches.

Wenn sie uns in einem Atemzug erzählen will, man hätte sie kaltgestellt, weil sie ihrer Abneigung gegen das Regime und seine Repräsentanten in gerade selbstmörderischer Tollkühnheit bei jeder passenden und vielen unpassenden Gelegenheiten Ausdruck verlieh, so ist das ganz einfach gelogen und nicht mehr phantasiert.

Gleichzeitig renommiert sie damit, wie sie von Film zu Film, von Bühnenengagement zu Engagement hetzte – und das kann ein Theaterbesucher, der damals im Jahr dienstlich bei 120 bis 130 Erstaufführungen zugegen war und die meisten neuen Filme besuchte, nur bestätigen.

Sie wurde auch bei Empfängen herumgereicht und sie kam. Frau T. kam gerne und nicht weil sie bangen mußte, künstlerisch kaltgestellt zu werden, wenn sie nicht gekommen wäre.

Sie rühmte sich dieser Einladungen und ließ keinen Anlaß vorübergehen, und gab es keinen, dann suchte sie ihn, um zu erzählen, wann sie bei Goebbels und wann bei Hitler eingeladen war und was man dort in ihrer Gesellschaft für hochpolitische Gespräche geführt hatte.

Daß sie – so in ihren Memoiren – als Wickelkind von einem Schakal gekidnappt wurde und daß sie als kleines Mädchen mit den Zarentöchtern spielte, mag angehen.

Man lernte ja auch keinen Balten kennen, der nicht erzählte, er sei Adjutant des Zaren gewesen. Der arme Zar muß mindestens eine Division Adjutanten gehabt haben. Auch sonst ist vieles, sehr vieles in diesem so abwechslungsreichen Leben in der Rückerinnerung verklärt und noch öfter verdreht.

Aber was soll man dazu sagen – Künstler sind nicht Menschen, wie du und ich, denn sonst wären sie Post- oder Bahnbeamte oder brave Hausmütterchen geworden. Künstler haben bei mir Narrenfreiheit, pflegte ich als Geschäftsführer der Reichstheaterkammer zu sagen, wenn man sich über undankbare und oft ebenso takt- wie instinktlos Eskapaden von Künstlern bei mir beschwerte.

Aber irgendwo hat alles einmal eine Grenze.

In Olga Tschechowas Memoiren sind Hitler und Goebbels einfältige und primitive Proleten, die sie und ihre Kollegen durch ihren Spott und durch Taktlosigkeiten zu blamieren wußten, und seltsamerweise hatte das nie Folgen, obwohl es doch brutale Barbaren waren, mit denen sie es zu tun hatte!

Man erspare es mir, Einzelnes zu zitieren, es ist ihr ganzes Buch, daß von solchen Albernheiten strotzt.

Lassen Sie mich lieber erzählen, wie sich das damals aus dem Mund der schönen Frau Olga anhörte, bei welcher der liebe Gott anscheinend so viel für das Äußere verschwendete, daß ihm für das Innere nicht allzuviel übrig blieb.

– Fronttheater in Lille. Jenem Lille, wo sie ihre große Liebe fand. Frau Olga ist am Erzählen, und das hört sich dann so an:

„Da war ich an den Westwall eingeladen. Es war Winter. Verschneite Landschaft. An der Bahnstation stand ein Schlitten, und geleitet von berittenen Fackelträgern ging es zu der Artillerieeinheit, deren Gast ich war, und diese beschloß, statt der heiligen Barbara, die heilige Olga zu ihrer Schutzpatronin zu erwählen. Dies sah aber ein Zahlmeister, und da er noch nie im Schlitten mit Fackelreitern zu seiner Einheit eingeholt worden war, nahm er übel und ließ über dieses unmilitärische, in einem Krieg verwerfliche Schauspiel eine Beschwerde los!" Und wie dies nun bei so bösen Diktaturen Brauch ist, daß wichtige Ereignisse an höchster Stelle entschieden werden müssen, war Frau Olga gerade wieder einmal bei Hitler eingeladen, als man ihm von diesem Vorkommnis berichtete. Und was tat er?

Er wischte die Sache vom Tisch mit den Worten: „Generäle habe ich viele, aber Olga Tschechowa habe ich nur eine!" –

Die Tournee und mit ihr O.T. zog weiter nach Paris. Auch ich hatte damals als Verbindungsoffizier des AA bei der Botschaft in Paris zu tun und daher wurde ein neuerliches Zusammensein vereinbart. Schließlich kannte man sich schon lange von Berlin her.

Ich lud dazu den 1c der Armeestabes der XVI. Armee, damals Major, später Oberst Frhr. von Uckermann zum Mitkommen ein (ich erwähne diese Einzelheiten, um die Authentizität dieser Ereignisse zu beweisen), sagte ihm aber, daß ich dies nur unter der Bedingung tue, daß er nicht, was immer auch geschehe, in ein ungeziemendes Lachen ausbreche und damit die Harmonie des Beisammenseins störe.

Es waren etwa ein Dutzend Personen; von der Fronttheatertruppe die damals bekannte Pianistin Blacky Hübner, die Filmschauspielerin Rotraut Richter, der Tenor Groh.

Frau Olga erzählte – was glauben Sie wovon – natürlich von ihren Empfängen bei Hitler. Alles lauschte ehrfürchtig: Schließlich waren die meisten Gäste gegangen und sie allein mit ihm – und da geschah es: Adolf Hitler kniete vor ihr nieder und flehte, Frau Olga werden Sie die Meine! ..., Frau Olga aber sagte züchtig, „Mein Führer, geben Sie mir Bedenkzeit!" ...

Mein guter Freiherr von Uckermann suchte etwas unter dem Tisch und tauchte; Er kam erst nach längerer Zeit mit rotem Kopf zum Vorschein. Die anderen saßen ernst und mit nachdenklich zusammengepreßten Lippen da.

Diese Geschichte muß Frau Olga aber nicht nur uns, sondern auch anderen Leuten erzählt haben ... nur im Memoirenbuch suchte ich sie vergebens. Schade!

Denn Monate später, ich war für einige Zeit bei meiner zivilen Dienststelle in Berlin, der Reichstheaterkammer, da rief mich der Direktor Horack an, der in Berlin ein Boulevardtheater leitete, an dem Olga Tschechova gastierte, er müsse mich in einer dringenden Angelegenheit sprechen.

Er kam und erzählte folgendes: Sie wissen doch, daß die Tschechowa bei mir jeden Abend spielt, und nun sagte sie mir wegen Erkrankung einige Tage ab, was für mich sehr peinlich war. Ich habe aber festgestellt, daß sie gar nicht krank ist, sondern mit Herrn Generaldirektor X, für einige Tage untergetaucht ist."

Ich: „Ja, wenn Sie das beweisen können, dann ..."

Er: „Gar nichts dann ..., ich kann es mir mit ihr nicht verderben, sie soll bei mir weiter spielen, wenn sie zurück ist."

Ich: „Na, und was erzählen Sie mir das dann ...?"

Er: „Ja, da ist noch etwas, etwas sehr Peinliches ...".

Ich: „Da bin ich aber neugierig ..."

„Sie wissen doch" , sagte mein Landsmann Horak mit einem faunischen Grinsen, „daß Leute, die Seitensprüngen Vorschub leisten, bei Frauen, deren Männer oder Verlobte eingerückt sind, von harten Strafen bedroht werden ... !"

„Was soll den das? ..."

Er fuhr fort: „Na, hören Sie, ist der Führer nicht auch im

Krieg, an der Front bei seinen Soldaten und ist Frau Olga nicht sozusagen nach eigener Aussage ...!"

„Raus, Sie unverschämter Kerl", und Herr Direktor Horack verschwand grinsend durch die Tür.

Ja, ja, manche Uhren gehen anders, aber manche Uhren gehen auch falsch.

Die Hörbiger

Der Name Hörbiger war in Österreich und Deutschland über Jahrzehnte hinweg in vieler Leute Mund, und das aus verschiedensten Gründen. Da ist einmal der Ingenieur Hans Hörbiger, der all den Leuten wohl bekannt war, die sich mit Naturwissenschaften und mit weltanschaulichen Fragen beschäftigten. Er hatte eine größere Anzahl Erfindungen gemacht und zahlreiche Patente, sein berühmtestes ist das Weltpatent für das Hörbiger-Ventil, das bei den meisten Dampfmaschinen angebracht ist. Diese Erfindung trug ihm eine Rente ein, die es ihm ermöglichte, sich auf einem anderen Gebiet vollständig zu engagieren, Hans Hörbiger ist der Vater der Welteislehre, oder, mit einem Fremdwort, der Glacial Kosmogonie. Er hat mit dem Landstuhler Laien-Astronomen Fauth ein zweibändiges, schwer lesbares Werk geschrieben, in dem er ein umfassendes Weltbild entwirft.

Wenn auch heute feststeht, daß vieles in diesem riesigen Werk auf Irrtümern beruht, so ist immer noch eine ganz beträchtliche Menge von Erkenntnissen geblieben, an deren andere weitergearbeitet haben und sie durch ihre Forschungen bestätigt haben.

Ich habe in den von mir gegründeten und geleiteten Zeitungen der NSDAP in Wien eine größere Anzahl von Artikeln über die Welteislehre geschrieben. Das verschaffte mir die Bekanntschaft der Söhne Hörbigers, einer davon, ebenfalls ein Diplomingenieur, war Janos Hörbiger. Die Hörbiger waren

Deutsche, kamen aber aus Budapest, und sind im Kindesalter nach Wien gekommen. Janos Hörbiger besuchte mich öfters, und ich sagte ihm, ich wäre gerne bereit, nochmehr und ausführlicher über seines Vaters Glacial Kosmogonie zu berichten, wenn er mir entsprechende Artikel brächte, da es mir bei meiner politischen Arbeit an Zeit gebricht, diese Arbeiten immer selbst zu schreiben. Der gute Janos brachte mir 8 Artikel, leider aber waren sie nicht über Glacial Kosmogonie, sondern es waren Aufforderungen zum Beitritt in einen Freikörperkulturbund auf rituellen Basen. Es gab und und gibt Schwärmer, die behaupten daß bei den Kelten in den heiligen Druiden-Hainen die Kinder bis zum Alter von etwa 1000 Wochen so herumhüpften wie sie der liebe Gott erschaffen hat, und zu dieser Nacktkultur bekannten sich auch die Mitglieder dieses Vereins. Ich konnte Hörbiger nur immer wieder sagen, es fehlte nichts, als daß ich hier beitrete und dann die „Arbeiterzeitung" und die „Rote Fahne" wieder ein Thema mehr hätten, bei dem sie sich mit meiner Person beschäftigen könnten. Aus den Satzungen dieses kultischen Vereins sind mir nur zwei Punkte in Erinnerung, in einem Paragraph hieß es: (sie nannten sich untereinander Lichtbrüder und Lichtschwestern), es ist den Lichtbrüdern verboten, die Lichtschwestern mit lüsternen Blicken zu betrachten, und in einem anderen Paragraphen hieß es, es ist den Lichtschwestern verboten, sich über Brüstungen zu beugen!

Vielleicht wird man jetzt schon ersehen, daß die Brüder Hörbiger keine ganz alltäglichen Leute gewesen sind.

Ein beliebter Schauspieler war Paul Hörbiger, der insbesondere im Dritten Reich groß aufgebaut wurde und in Deutschland selbst die Verkörperung des gemütlichen, weinseligen, leicht bedudelten Wieners war, ob er damit wirklich dem Wienertum einen Dienst erwiesen hat, oder aber er nicht dazu beigetragen hat, daß man Wien oft in einem Zerrspiegel betrachtet, steht auf einem anderen Blatt. Aber es ist einer jener vielen Fälle, wo eben Menschen einer ganzen Volksgruppe einen Stempel aufgedrückt bekommen, der gar nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Ein weiterer Angehöriger der Familie Hörbiger war Attila Hörbiger, der sich vom Naturburschen allmählich zu einem hervorragenden Charakterdarsteller entwickelte, und obwohl lange nicht so bekannt wie Paul, doch hoch als Künstler über ihm stand und steht, er ist verheiratet mit einer der liebenswertesten Bühnengestalten unserer Zeit, mit Paula Wessely. Alle drei Töchter aus dieser Familie sind ebenfalls wieder Schauspielerinnen geworden, die jede in ihrer Art eine besonders hoch zu wertende Note aufzuweisen haben.

Attila Hörbiger sagte einmal zu mir, er wäre Nationalsozialist geworden, weil ich der einzige Zeitungsherausgeber gewesen bin, der seinen Vater und die Welteislehre immer wieder gewürdigt habe! Ob das gerade die richtige Einstellung zu politischen Fragen ist, sei dahingestellt.

Ich hatte Attila Hörbiger vorgesehen als Hauptdarsteller für einen Film, der mit als erster mit Mitteln des Propagandaministeriums gedreht werden sollte, der den Kärntener Freiheitskampf nach 1918 zum Gegenstand hatte. Es kamen aber dann andere politische Ereignisse dazwischen, und eines Tages erklärte mir der zuständige Sachbearbeiter im Propagandaministerium, wir könnten den Kärntner Freiheitskampf-Film nicht drehen, weil wir uns nicht mit Mussolini anlegen könnten. Ich habe es aufgegeben, den Herrn darüber aufzuklären, daß der Freiheitskampf der Kärntner nicht gegen die Italiener, sondern gegen die Slowenen gerichtet war, und daß wir hier durchaus auch bei den Italienern mit Sympathien hätten rechnen können. Das gehört in die Reihe jener Mißverständnisse die durch die halbe oder überhaupt nicht vorhandene Bildung vieler Deutscher über europäische Vorgänge ihre Ursache haben.

Weß Geisteskind Paul Hörbiger ist, charakterisiert vielleicht eine kleine Anekdote, ich traf ihn einmal bei einem gemeinsamen Bekannten, dem akademischen Maler Baron Jögl Anderlahn. Hörbiger spielte damals gerade im Burgtheater in einem Shakespeare-Drama und sagte mir, „Wenn Sie mal reingehen, dann bitte sagen Sie es mir, dann mache ich extra einen Witz für Sie!“

Paul Hörbiger hat sich zwar bei Interviews geäußert, ein Schauspieler sollte sich in keiner Weise politisch festlegen, weil er sich dadurch einen Teil seines Publikums zum Gegner machen könnte. Aber während des Krieges hat er nicht so gedacht, und obwohl sein Bruder Attila eine durchaus positive Einstellung hatte, war dies bei Paul anders. Er hat sich von gewissen Kreisen einfangen lassen und ließ sich sogar auf eine Liste einer Umsturzregierung setzen, in der er seine Popularität als österreichischer Propagandaminister in die Waagschale werfen wollte. Es war das im letzten Drittel des Krieges, und Paul Hörbiger wurde vorübergehend festgenommen. Es gab eine nicht unbeträchtliche Aufregung darüber, daß man schließlich nicht irgendeinen kleinen Kommunisten, der einer Verschwörerclique angehörte, die Rübe runterschlagen könne, wenn man einen derartig prominenten Gegner nicht zur Verantwortung ziehen würde! Und so kreuzte auch eines Tages Attila Hörbiger bei meinem Bruder Eduard, der das Propagandaamt in Wien leitete, auf, um für seinen Bruder zu intervenieren. Darauf gab ihm mein Bruder die Akte, bat ihn Platz zu nehmen und sich die Dinge anzusehen. Attila las sich die Unterlagen durch, gab sie meinem Bruder mit den Worten zurück: „Unter diesen Umständen sehe ich keine Möglichkeit, für meinen Bruder etwas zu unternehmen, wenn er so töricht handelt."

Es ist dann erfreulicher Weise für alle Beteiligten nicht zum Äußersten gekommen, und der gute Paul Hörbiger, der damit bewiesen hatte, daß er zwar ein guter Schauspieler war, aber nicht gerade ein großes Licht auf anderen Gebieten, konnte sich seines hohen Alters ungestört bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts erfreuen.

Es war so, daß die Theater und Filmleute in einer Weise behandelt, hofiert und honoriert worden sind, wie sie es sich in ihren schönsten Träumen früher niemals hätten einfallen lassen. Ich darf nur darauf verweisen, daß z.B. die erste Garnitur der Sänger nicht mehr bereit war, zu der Metropolitan nach New York zu gehen, weil sie dadurch wirtschaftliche Verluste erlitten hätten, so hoch sind ihre Gagen gewesen. Es war Dr. Goebbels,

der die erste Garnitur der Kammersänger und Kammersängerinnen und Staatsschauspieler von Steuern freistellte mit der Begründung, daß die Zeit, in der diese Künstler in Hochform sind, auf so wenig Jahre beschränkt ist, daß man ihnen da nicht die Chance nehmen soll, sich Werte zu schaffen, die ihnen später, wenn sie ihren beruflichen Höhepunkt überschritten hätten, es ermöglichen, ein standesgemäßes Leben zu führen. Damals gab es ja noch nicht die Möglichkeit, daß angesehene Opernsängerinnen und -Sänger, wenn sie nicht mehr in der Lage waren, abendfüllende Rollen zu spielen, beim Fernsehen landeten, eigene Shows aufzogen und so ihr Auskommen fanden.

Künstler und die Politik

Es gab unter den Künstlern zahlreiche linksgerichtete, und wenn man heute oft in Biographien liest, was sie sich an tollkühnen Dingen geleistet hätten, so kann man nur nachsichtig lächeln, denn nicht eine einzige dieser Geschichten darin ist wahr. Sie sind alle erfunden. Was nicht ausschließt, daß sie 30 Jahre damit renommiert haben und heute selbst glauben.

Viele Künstler waren ehrlich begeistert, manche ablehnend, nach außen hin gaben sie sich unterwürfig und regimefreundlich. Es ist ja auch nicht ihre Aufgabe, Männerstolz vor Königsthronen zu beweisen, sondern, sich als Künstler entsprechend zu bewähren. Wenn Leute kamen, und sich über die privaten Einstellungen von Künstlern beschwerten, dann konnte ich ihnen nur eins antworten: Es gibt nur zwei Möglichkeiten, entweder man steckt sie ins KZ, und das ist nicht gut zu machen, oder man muß ihnen Narrenfreiheit gewähren, denn wenn sie nicht auf irgendeine Weise ungewöhnliche Menschen wären, wären sie Post- oder Bahnbeamte oder Kaufleute geworden. Da sie nun Künstler geworden sind, haben sie auch einen Anspruch darauf, daß man sie anders

betrachtet und behandelt wie die anderen Mitmenschen. Ich glaube, daß ich mit dieser Auffassung immer gut gefahren bin.

Diese Betrachtung bezog sich auf die Männer.

Anders lagen die Dinge bei den Frauen.

Sie sind ja – das lehrt die Geschichte und die Jahre nach dem 2. Weltkrieg in hohem Maße – immer die Beute der Sieger, sie sind immer diejenigen, die dem verfallen, der die Macht besitzt. So waren viele der Künstlerinnen liiert mit Funktionären des Staates und der Partei. Die es nicht waren, wären es durchaus gerne gewesen. Daher habe ich gar kein Verständnis für die Hetzereien gegen Goebbels wegen seiner Schwäche für verschiedene Künstlerinnen.

Es war hier ja nicht so wie bei dem Fürsten Kaunitz, der zur Zeit der sittenstrengen Kaiserin Maria Theresia und als ihr Kanzler, Müttern in den Vororten Wiens das jusprimae noctis ihrer Töchter abkaufte für eine Handvoll Dukaten.

Daß es sich hier nicht um seltene Sonderfälle handelte, geht daraus hervor, daß man im 19. Jahrh. in Wien halbwüchsige Mädchen noch „Kaunitzeln“ zu nennen pflegte in Erinnerung an diese unerfreuliche Leidenschaft des Fürsten, der auch sonst etwas absonderlich war. Hatte er doch maßlose Angst vor Zugluft, und selbst die Kaiserin, die frische Luft liebte, rannte, wenn er bei ihr angesagt war, und schloß eigenhändig die Fenster, weil er sonst kehrt machte und verschwand. Er tauchte nur in dicke Schals gehüllt auf, was ihn allerdings in seiner geschilderten Leidenschaft nicht zu behindern schien.

Schauspielerinnen

Bei Goebbels lagen die Dinge doch ganz anders. Hier handelt es sich um kein jus primae noctis und nicht um irgend ein schüchternes Jüngferlein, sondern um Damen, die dem Leben gegenüber oft sehr aufgeschlossen waren.

Wenn aber eine Künstlerin nicht wollte, mußte sie auch nicht. Dafür gibt es genug Beispiele, und die Behauptungen, daß es sich um Existenzgefährdungen gehandelt hätte, daß sie, falls sie sich verweigerten, von ihm mit Haß verfolgt und mit der Sperre für Filme bedacht wurden u.ä.m., sind handfeste Lügen, die ich aus meiner jahrelangen Erfahrung an einer Stelle, wo man alles erfuhr und wußte, ganz eindeutig widerlegen kann.

Es war vielmehr so, wenn eine Künstlerin eine Einladung von Goebbels bekam oder irgendeiner der Adjutanten zum Tee bei Hitler bat, der sich gerne mit hübschen Frauen unterhielt und sie gerne um sich sah, dann wurden von diesen Damen, um aus der Einladung Kapital zu schlagen, die verschiedensten Büros der großen Filmgesellschaften angerufen und ihnen mitgeteilt: „Falls Sie etwas für mich haben: ich bin in der Zeit von ... bis ... nicht erreichbar, da ich beim Minister bzw. Führer zum Tee eingeladen bin!" Im allgemeinen interessierte das diese Leute nicht, und niemand wollte etwas von den Einzelnen, aber es verfehlte leider auch oft seinen Eindruck nicht, um so mehr, als hier Dichtung und Wahrheit miteinander vermischt wurden.

Wer seriös war und wer etwas konnte, hat sich auch durchgesetzt. Nach dem alten Spruch: Abends um 8 Uhr geht der Vorhang auf, da stehst du alleine auf der Bühne und mußt zeigen, was du kannst! alles andere kann vielleicht vorübergehend von Vorteil sein, auf die Dauer aber ist entscheidend, wo die Fähigkeiten liegen und ob sie vorhanden sind.

Wenn bei mir eine Dame auftauchte und erzählte, sie wäre beim Tee beim „Doktor", wie man Goebbels allgemein nannte, oder Führer gewesen und dieser hätte den Wunsch geäußert, daß man sich für sie da und dort bemühe, konnte ich nur sagen: „Das ist doch selbstverständlich, meine Liebe, wenn es der Wunsch des Ministers bzw. gar ein Wunsch des Führers ist, so soll dem auch Rechnung getragen werden. Bleiben Sie doch noch einen Moment! – Dann hob ich das Telefon ab und läutete nach einer meiner beiden Sekretärinnen. Diese bat ich dann, mich mit Schaub oder Brückner oder jemand anderen aus der Umgebung des Ministers oder Hitlers zu verbinden. In fast allen

Fällen kam in diesem Moment der Einwurf der Dame: „Bitte, lassen Sie das, so war das nicht gemeint!"

„Bitte schön", sagte ich daraufhin – und damit war der Fall ausgestanden.

Theaterprobleme

Mit zwei Problemen haben wir uns in der RThK die ganzen Jahre herumgeschlagen, ohne sie in befriedigender Weise lösen zu können, aber auch in den folgenden vier Jahrzehnten bis heute ist es nicht gelungen, dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

Das erste Problem ist die Frage der ständigen hohen Arbeitslosigkeit auf dem Gebiete des Theaters. Dieses Problem betrifft hauptsächlich das Schauspiel. Bei dem Gesang ergibt sich bei fortschreitendem Alter von selbst die Unmöglichkeit, diesen Beruf weiterhin auszuüben und zwingt zu einer rechtzeitigen Vorsorge, um einen Berufswechsel vorzunehmen. In noch höherem Maße ist dies beim Tanz der Fall, soweit es sich um Gruppentänzerinnen handelt. Während Solisten die Möglichkeit haben, bis in die Lebensmitte und darüber hinaus tätig zu sein, ergibt sich bei den Gruppentänzerinnen eine starke Fluktuation. Hier lösen sich die Probleme oft auf einfachste Weise durch Eheschließungen, und man konnte zumindest damals feststellen, daß besonders in den kleineren Städten viele Mädchen über den Stand hinaus, aus dem sie kamen, sich verehelicht haben.

Bei Chorsängerinnen und Chorsängern ergab sich kaum ein Problem, denn diesen Beruf kann man lange, bis ins Alter hinein ausüben. Vielfach kam es zu Eheschließungen zwischen Chorsänger und Chorsängerinnen, die sich damit eine durchaus erträgliche bürgerliche Existenz schufen.

Bräuche wie sie bei den kleinen Hoftheatern Mitteldeutschlands herrschten, haben die dreißiger Jahre kaum überlebt. Dort

hatten sich Tänzerinnen vielfach die Dauer ihrer Berufsbetätigung nicht ertanzt, sondern sozusagen ersessen. Man erzählt sich folgende Geschichte: In einem kleinen Duodezfürstentum steht am Bühnentürchen ein kleines Mädchen; es wird gefragt: „Was machst du denn hier?“ und gibt zur Antwort: „Ich warte hier auf meine Großmutti, die ist Elevin im Ballett.“

Leider läßt sich die Frage der stellungslosen Bühnenkünstler im Gebiet des Schauspiels nicht in dieser Weise lösen. Dies hat verschiedene Gründe. Die Zahl der stellungslosen Frauen im Schauspiel ist ungleich größer als die der Männer. Das hat vor allem seine Ursache darin, daß es mit der Verteilung von Männern und Frauen in den Stücken umgekehrt der Fall ist. Es gibt zahllose Stücke, die mit einer ganz geringen Anzahl von Frauen auskommen, gegenüber einer großen Anzahl von Männern. Man denke an klassische Stücke wie die „Räuber“ von Schiller oder sein „Wallenstein“, und bei einer näheren Untersuchung wird man feststellen, daß dieser Unterschied wenn auch nicht so kraß auch bei zahlreichen modernen Stücken gegeben ist.

Auch die Verteilung der Arbeitslosen auf die einzelnen Rollen ist sehr unterschiedlich. Wir hatten daher die Weisung gegeben, zum Beispiel bei Prüfungen, bei dem Fach der Sentimentalen einen besonders strengen Maßstab anzulegen, da dieses Fach das am stärksten beschickte ist. Während es zum Beispiel an Salondamen immer einen Mangel gegeben hat und wohl auch geben wird.

Es ist viel über das oft bittere Los alternder Schauspielerinnen geredet und geschrieben worden. Geändert hat sich über Jahrzehnte hinaus wenig, und das liegt vor allem an diesen alternden Künstlerinnen selbst.

Wir hatten einen Fonds geschaffen und uns bemüht, Umschulungen vorzunehmen. Wir haben dazu Prüfungen vorgenommen für jene, die durch Jahre hindurch bereits arbeitslos waren, und kamen dabei zu erschreckenden Ergebnissen.

Immer wieder kamen ältere Frauen mit der Beschwerde, die Vermittler täten nichts für sie, die Bühnen würden sie nicht

engagieren, obwohl sie doch so erfolgreich gewesen seien, und dann bekam man ein ganzes Paket von Kritiken vorgelegt, die aber alle nicht nur abgegriffen, sondern auch bereits Jahre zurückliegend gewesen sind. Der Ratschlag, sich umschulen zu lassen, daß dies entsprechend bezahlt würde und dann die Möglichkeit einer wenn auch bescheidenen Existenz böte, wirkte abschreckend.

Es ist so, daß alle diese oft traurigen Gestalten eins nicht verlieren wollten, die Hoffnung, doch einmal und sei es als komische Alte oder als Mütterspielerin entdeckt zu werden, und man erzählte sich dann in diesen Kreisen immer wieder die Fälle, wo durch eine Absage jemand, der einspringen konnte, plötzlich wiederum den Anschluß fand und auch in vorgeschrittenem Alter vor einer neuen Karriere stand.

Tatsache ist, daß solche Fälle nicht nur vorkamen, sondern sich verhältnismäßig häufig ereigneten. Man ging lieber mit abgetretenen Schuhen und abgewetzten Nähten an den Kleidern und man ließ sich lieber bei der Bühnengenossenschaft ein billiges Mittagsmahl vorsetzen, um den Hunger zu stillen, als die Hoffnung zu begraben, eines Tages wieder im Rampenlicht zu stehen. Indem man als Kontoristin oder Stenotypistin oder Verkäuferin irgendwo ein bescheidenes Dasein, das aber auskömmlich ist, zu fristen.

Auch bis in die jüngste Zeit tauchen immer wieder von Zeit zu Zeit Vorschläge auf, wie man diesen Leuten helfen könnte, wie man diesen Zustand ändern könnte, um dann aber nichts mehr zu hören, denn jeder, der es bisher versuchte, mußte vor den hier aufgeführten Tatsachen resignieren.

Ein anderes, nicht weniger schwieriges Problem war die Frage der Vermittlung von Engagements. Die Frage der Manager, der Agenten, der Bühnenvermittler. Hier hat man experimentiert, man hat eine Zeitlang die freiberuflich tätigen Agenten zu Angestellten eines Bühnennachweises gemacht. Man hat dies dann wieder gelockert, weil sich das als zu bürokratisch erwies, ohne aber zu einem befriedigenden Ergebnis dabei zu kommen. Viel trug der Umstand dazu bei, daß die bereits er-

wähnten durch längere Zeit stellungslosen Darstellerinnen, aber auch Darsteller die Vorzimmer der Agenturen blockierten und großen Leerlauf in der Arbeit der Vermittler erzeugten.

Etwas was wohl untrennbar mit dem Beruf des Bühnenkünstlers verbunden ist, ist eine erstaunliche Egozentrik und das völlige Fehlen einer Selbstkritik. Hier bedarf es wirklich des freundschaftlichen und fachkundigen Rates von Vermittlern oder aber von Regisseuren, damit Künstler und Künstlerinnen doch wenigstens mit den Beinen am Boden bleiben, wenn sie auch mit den Köpfen in die Wolken ragen. Außerdem werden es sich Künstler, wenn sie jemals versucht haben, ihren Kollegen kritischen Rat zu geben, dies bald aufgegeben haben. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß man sich lobend über den Kollegen äußert in der Erwartung, daß er das gleiche tun wird und damit das Selbstbewußtsein stärkt.

Für die Egozentrik die kleine Geschichte, wie ein Schauspieler einem Zuhörer von sich und seinen Rollen und seinen Erfolgen erzählt und dann abbricht und sagt: „Aber jetzt haben wir genug von mir geredet, sprechen wir nun einmal auch von Ihnen. Wie hab ich Ihnen denn in meiner letzten Rolle gefallen?“

Was man hier noch tun konnte, war, zu der Angestellten-Versicherung noch eine zusätzliche Versicherung zu schaffen, die eine bessere Altersversorgung garantiert, und für die Angehörigen der Fachschaft Tanz eine Sonderregelung, daß sie, auch wenn sie nicht die Vertragszeiten erfüllt haben, bei Ausscheiden aus dem Beruf vorzeitig die eingezahlten Beträge zur Verfügung gestellt bekommen.

Eberhard Wolfgang Möller und das Frankenburger Würfelspiel

Als ich meine Tätigkeit als Präsident der Reichstheaterkammer und als deren Geschäftsführer in Berlin aufgenommen hatte, kam es bald zu einer engen Zusammenarbeit mit dem Ministerialdirigenten Dr. Rainer Schlösser. Zu jeder der sieben Kammern, die in der Reichskulturkammer vereinigt waren, bestand parallel im Propagandaministerium eine entsprechende Abteilung, die Abteilung T (Theater) war für mich zuständig, deren Leiter war Dr. R. Schlösser. Es handelte sich bei ihm um einen sehr feinsinnigen Mann, der Gedichte und ausgezeichnete Vorträge schrieb, die er dadurch in ihrer Wirkung verringerte, daß er sie selber vortrug, wozu er leider nicht die geringste Eignung besaß.

Einer seiner Sachbearbeiter war der Schriftsteller – hier ist es erlaubt, von einem Dichter zu sprechen – Eberhard Wolfgang Möller. Er war ein kleiner drahtiger Mann, der nicht nur in seinen Bühnenstücken, sondern auch unter seinen Prosaarbeiten hochwertige Literatur geschaffen hat.

Ich hatte Schlösser wiederholt zu Vorträgen mitgenommen.

Eines Tages sagte nun – nachdem Eberhard Wolfgang Möller seinen Roman „Das Schloß in Ungarn“ geschrieben hatte, ohne jemals über die Mainlinie hinausgekommen zu sein – Dr. Schlösser zu ihm: „Es wird aber höchste Zeit, daß du dir endlich einmal einen der geschichtlichen Vorträge von F. anhörst!“ Eine Gelegenheit ergab sich, als sich mein Freund Hans Bieber, ehemaliger Kavallerierittmeister, später als Direktionsassistent bei der Siemens-AG, mich bat, doch vor etwa 400 Direktoren, Prokuristen und Oberbeamten der Firma einen Vortrag zu halten.

Ich nahm Eberhard Wolfgang Möller mit. Wie beeindruckt er war, erfuhr ich einige Wochen später, als er mich anrief und um eine Unterredung bat. Wir trafen uns in einem Café am Nollendorfplatz. Er erzählte mir, daß er von Goebbels oder „vom Doktor“, wie er genannt wurde, den Auftrag erhalten habe, ein

Bühnenstück für die Olympiade zu schreiben. Es sollte auf der Dietrich - Eckart - Bühne, einem Freilichttheater, aufgeführt werden. Diese Bühne befand sich am olympischen Gelände.

Heute heißt sie Waldbühne. Dietrich-Eckart-Bühne wurde sie genannt nach dem Dichter, der leider viel zu früh, knapp als Hitler aus Landsberg entlassen war, verstarb. Immerhin hatte er die deutsche Übersetzung von Peer Gynt und anderer Dichtungen vorgenommen.

Auch als Lyriker war er angesehen. In den Anfangszeiten der Partei war er Hitler, mit dem ihn eine Freundschaft verband, auch finanziell behilflich.

Für diese Dietrich Eckart zubenannte Waldbühne, die ca. 20000 Menschen faßte und als Amphitheater angelegt war, sollte E.W. Möller ein passendes Stück schreiben.

Er wollte sich dazu von mir beraten lassen.

Wir diskutierten die verschiedenen Möglichkeiten der Themenwahl.

Ich erklärte ihm, daß ich eine Geschichte wüßte, über die ich schon mehrere Artikel geschrieben hätte.

Es waren dies die Ereignisse der Gegenreformation, die sich in Oberösterreich auf der Welser-Heide an der Haushammer-Linde abspielten.

Bei der Gegereformation hat man Adelige, die evangelisch geworden waren und nunmehr wieder in den Schoß der alleinseligmachenden, der Römischen Kirche zurückkehrten, zur Bewährung angesetzt, gegen ihre früheren Glaubensbrüder.

Damals war Österreich weitgehend – insbesonders die westlichen Gebiete wie Salzburg, Vorarlberg, Tirol und Oberösterreich, aber auch Kärnten und die Steiermark – evangelisch geworden.

Graf Herbersdorf, ein steirischer Adeliger, wurde gegen seine früheren Glaubensgenossen Oberösterreichs, angesetzt. Eines Tages ließ er die Aldermänner, Achtermänner, Vierermänner, das waren die Ortsbürgermeister und Dorfvorsteher der Welser Heide, zusammenrufen. Sie kamen in der Erwartung irgend einer Proklamation, unbewaffnet zu dem Ort. Als sie

dort versammelt waren, ließ der Graf sie von seinen Landsknechten umstellen und erklärte ihnen, daß 22 von ihnen ausgewählt und die Hälfte gehängt würde.

Er tat dies, um Angst und Schrecken zu verbreiten, denn die evangelischen Bauern waren sehr aufsässig. Man hatte ihnen, da die römische Kirche nur über eine unzureichende Anzahl von Geistlichen verfügte, Männer hingesetzt, die keine Messe richtig lesen konnten und des Lateinischen nicht kundig waren, sich betranken und die Frauen belästigten. Es herrschte eine gespannte Stimmung.

Um die Möglichkeit einer Revolte schon im Keim zu ersticken, wollte Graf Herbersdorf auf diese brutale Weise ein Exempel statuieren.

Jetzt folgt die Tragödie, daß 22 Leute miteinander würfeln müssen und der Unterliegende gehängt werden wird.

Der Vater gegen den Sohn, der Junge gegen den Alten, der Freund gegen den Freund. Daraus entwickeln sich nun die einzelnen Situationen.

Möller war von diesem Thema hellauf begeistert. Er schrieb: „Das Frankenburger Würfelspiel".

Er hatte mehrere Ebenen verwandt. Auf der obersten saßen die Richter, und die Betroffenen führten Klage. Sie beschlossen, um ein Urteil fällen zu können, sich den ganzen Fall vorführen zu lassen.

Dann führten die Scheinwerfer auf die Spielfläche, und die Szene belebte sich. Von der einen Seite kamen die Landsknechtshaufen, von den anderen die aufmuckenden Bauern, und dazwischen stand Graf Herbersdorf.

Alexander Golling war der „Hauptdarsteller". Ein hervorragender Schauspieler. Später war er dann Intendant des Münchner Staatsschauspiels.

Golling mit seiner Stentorstimme, die das akustisch wunderbare arenaförmige Rund ohne Mikrofon füllte, war die gegebene Persönlichkeit für diese Rolle.

Es folgte das Würfelspiel, und schließlich blendeten die Scheinwerfer wieder auf die Richter, die nun ihrerseits Urteil

sprachen, den Stab brachen über Herbersdorf, den Kaiser, den Papst, zugunsten der Bauern.

Das „Frankenburger Würfelspiel" wurde dann auf vielen Bühnen gegeben, aber nirgends war der Eindruck so stark wie auf der Freilichtbühne. Es freut mich, daß ich mich als geistigen Vater dieses Stückes bezeichnen durfte.

Ich war auf recht kuriose Weise zu dieser eingehenden Kenntnis des Bauernkrieges aus der Zeit der Gegenreformation gekommen. In der Zeit nach dem Dollfuß-Putsch in Österreich, als ich mich öffentlich nicht betätigen konnte, beauftragte ich einige der jungen Parteigenossen, die später in Ordensschulen kamen und zu dieser Zeit auch nicht voll beschäftigt waren, an verschiedenen Bibliotheken mir Material über die Bauernkriege zusammenzutragen.

Nun geschah etwas Merkwürdiges. Einige hatten sich in der Zeit geirrt, um hundert Jahre, und ich bekam nun Material einerseits über den großen Bauernkrieg, der in Österreich, besonders in Tirol und Salzburg lebhafte Resonanz gefunden hatte, was in Deutschland wenig bekannt ist. Leider haben unsere großen Dichter sich nicht gerade die größten Gestalten, historisch betrachtet, ausgesucht sondern z.B. Götz von Berlichingen, den man heute bestenfalls einen Partisanenhäuptling nennen würde, der natürlich als abtrünniger Ritter und durch seine eiserne Faust in der Geschichte mehr Resonanz hatte als dies bei anderen, bedeutsameren Persönlichkeiten der Fall war. Ein anderer war Florian Geyer, den Gerhart Hauptmann bedichtete, er war ebenfalls ein randalierender Bandenführer. Die tiefergehenden Dinge dieser Zeit harren noch eines großen Dichters, sei es Thomas Münzer oder Weigand mit dem Heilbronner-Dokument und vor allem eine der bedeutendsten Gestalten, wie so oft, weil er zur österreichischen Geschichte und nicht zu der Deutschlands zählte, wenig bekannte Michael Gaißmeier. Er war Kanzler des Bischofs von Brixen, ein des Schreibens kundiger Mann, was damals bei den Rittern nicht oft der Fall gewesen ist. Ein Mann, der große Politik trieb und dessen Gestalt mir besonders geeignet schien, herausgestellt zu

werden gegenüber derjenigen von Andreas Hofer. Wenn man dieser Figur aus dem 19. Jahrh., die uns zeitnäher ist, nachgeht, finden wir andere geschichtliche Anlässe vor. Seinen Kampf führte er in erster Linie gegen Bayern, die in französischen Diensten standen, was seine Bedeutung nicht schmälert. Es gelang mir in Wort und Schrift die Erinnerung an den „Ketzerfürst" Michael Gaißmeier in Tirol zu beleben.

Der Abessinienkrieg

Eines Tages erschien der österreichische Polizeirat Dr. B. bei mir in Berlin und trug mir folgenden Plan vor. Italien führte in Abessinien Krieg. Es wollte anscheinend die Scharte auswetzen, die in der Schlacht bei Adua am 1. März 1896 zu einer vernichtenden Niederlage der italienischen Invasionstruppen in Abessinien geführt hatte. Wenn die kriegerischen Leistungen der Italiener damals nicht besonders rühmlich waren, so waren es dann doch die sportlichen, denn diese Schlacht endete mit einem Dauerlauf der Italiener bis an die Küste. Wenn sie auch nicht gerade um ihr Leben rannten, so waren sie doch in unangenehmer Weise bedroht, denn man behauptete, daß die Abessinier ihre Kriegsgefangenen zu entmannen pflegten. Und es war menschlich durchaus verständlich, daß die Italiener sich dieser Operation entziehen wollten.

Ich möchte in diesem Zusammenhang erwähnen, daß die Einstellung in Deutschland, insbesondere in Preußen zu den Italienern eine andere war als in Österreich. Dies ist durchaus verständlich, wenn man die Geschichte betrachtet. 1856 kämpften die Italiener an der Seite der Franzosen gegen Österreich, und obwohl sie die Schlachten verloren, hatten sie Gewinne, weil sie auf der Seite des Siegers, der Franzosen standen. 1866 waren sie mit Preußen verbunden, diese gewannen den Krieg, während die Italiener alle Schlachten verloren und doch

Landgewinn hatten. Im Mai 1915 brachen sie den Dreierpakt und schlugen sich auf die Seite der Alliierten, und als der I. Weltkrieg zu Ende war, hatten sie zwar sämtliche Schlachten verloren bis auf den anrüchigen Sieg von Vittorio-Veneto, als sie die in Auflösung begriffenen zurückflutenden österreichischen Truppen zu Gefangenen machten, als diese keinen Widerstand mehr leisteten. Und aus dem Zweiten Weltkrieg dürfte es erinnerlich sein, daß sie, als die Fronten in Frankreich unter den deutschen Angriffen zusammengebrochen waren, noch rasch über Savoyen einmarschierten, um sich noch auf die Seite des Siegers zu schlagen. Als ich damals in einem Gespräch einen gefangenen französischen General fragte – der bereits wußte, daß ich Österreicher war – was er denn zu der italienischen Kriegserklärung sagte, antwortete der mit maliziösem Lächeln: „Dasselbe, was Sie im Mai 1915 gesagt haben."

Der Grund dieser Vorsprache bei mir war folgender. Es war bekannt, daß die Italiener schon als sie in Libyen gegen den Aufstand der Senussi kämpften, die nichtitalienischen Einheiten, Südtiroler und Slowenen, in erster Linie einsetzten. Und der Polizeirat und zwei weitere Herren kamen nun und erklärten, sie möchten zu den Abessiniern hinübergehen, sich denen zur Verfügung stellen, hauptsächlich aber wollten sie versuchen, zu verhindern, daß italienische Kriegsgefangene, die – wie aus dem Gesagten hervorgeht – zu einem nicht geringen Teil aus deutschen Südtirolern bestehen könnten, vor der unangenehmen Prozedur, mit der man dort Kriegsgefangene behandelte, zu verschonen.

Ein zwar abenteuerlicher, aber durchaus anerkennenswerter Vorsatz, nur stand zu befürchten, daß die drei Abenteurer, die SS-Angehörige waren, wenn sie lebendig zurückkehrten, dann ein Verfahren wegen Rassenschande zu gewärtigen hätten. Ich war zwar der unmaßgeblichen Meinung, daß z.B. die Amharen in Abessinien ungleich besser aussehen würden als manche Sizilianer, aber es war eine Sache, über die sich zweifellos streiten ließ. Wir vereinbarten daher, daß ich ihnen den Rücken decken würde, wenn sie mir laufend Berichte über ihre Tätigkeit und

ihre Erlebnisse zugehen ließen und ich diese Informationen dann Hitler weiterleiten würde. Und so geschah es dann auch. Ich bekam mehrmals Berichte über die recht seltsamen und merkwürdigen Dinge, die sich dort ereigneten, und Zustände, die dort herrschten, leitete sie dann weiter und erhielt auch Dankschreiben dafür. Dann geschah es so, wie ich es vorhergesehen hatte.

Die Männer kehrten unversehrt nach dem Zusammenbruch des abessinischen Widerstandes zurück und wurden prompt von ihrer Einheit vereinnahmt. Nun erschien ich auf der Bildfläche und sagte: „Meine Herren, es geht nicht gut, den Leuten hier aus ihrem Verhalten Vorwürfe zu machen, wenn ich Ihnen hier die Dankschreiben für ihre Berichte, die ich von der Kanzlei Adolf Hitlers erhielt, vorlegen kann." Und das führte dann auch dazu, daß sie wieder rehabilitiert wurden.

Nunmehr folgte eine höchst unerfreuliche Zeit. Ich hatte mich in Berlin niedergelassen und stand nicht nur unter dem deprimierenden Eindruck des gescheiterten Putsches. Was mich weiter stark berührte, war der Umstand, daß man in Österreich die meisten der alten Kameraden – darunter auch meine beiden Brüder – wieder interniert hatte und nicht zu erkennen war, wie eine Änderung dieses Zustands in einem absehbaren, erträglichen Zeitraum herbeigeführt werden sollte. Der Umgang mit Leidensgefährten beschränkte sich auf die Verbindung zu Theo Habicht, zu meinem Freund, dem früheren Gauleiter und Statthalter von Tirol und Vorarlberg, Franz Hofer, insbesondere aber zu dem meine Wohnung teilenden Dipl.-Ing. Josef Pöchlinger.

Manfred Curry

Zu den bleibenden und erfreulichen Erscheinungen eines so vielseitigen und bunt bewegten Lebens, wie es mir vom Schicksal vergönnt war, gehört, daß man die unterschiedlichsten und interessantesten Menschen kennenlernte und auch an ihnen und ihrem Leben teilhaben konnte.

Mit zu den interessantesten Erscheinungen in meinem Leben gehört für mich Dr. Manfred Curry, gelernter Arzt, in den dreißiger Jahren der preisgekrönteste Segler der Welt, wahrscheinlich der Sportler, der damals überhaupt die meisten Preise besaß. In seiner Villa in Riederau am Ammersee in Bayern standen riesige Kisten bis oben hin gefüllt mit jenen Pokalen, bei denen man nicht weiß, warum sie eigentlich immer so häßlich sein müssen, die er zwischen den bayerischen, schweizer, österreichischen Seen und den kanadischen Seen und dazwischen auf der Themse und anderswo als Segelpreise gewonnen hatte. Aus der Synthese Mediziner einerseits, Segelsportler andererseits, kam sein Interesse für den Föhn und seine gesundheitlichen Auswirkungen. Darüber kam er zu seinen Forschungen auf dem Gebiet der „Bioklimatik“, als deren Vater er mit seinem großen zweibändigen Werk wohl bezeichnet werden kann, dem er später dann ein populäres Buch „Der Schlüssel zum Leben“ folgen ließ, das bis in jüngste Zeit in der Schweiz immer wieder neu verlegt worden ist. Daß Manfred Curry noch nebenbei Kulturfilme drehte, wie „Wind und Wolken“, „Chiemsee Segelschule“ und ähnliche und den Eiskomiker Faltermeier unter Ausschließlichkeitsvertrag für seine Filme hatte, sei nur am Rande erwähnt.

Im Haus der Eltern des Deutsch-Amerikaners fand zur Zeit des ersten Weltkriegs die Verschwörung des Sir Roger Casement statt. Dort sollte er vom englischen Secret Service ermordet werden. Von dort startete er seine Expedition nach Irland, die wie vielleicht erinnerlich mit seiner Festnahme und Hinrichtung endete. Seine Tagebücher sind von der Witwe Currys,

der früheren bekannten Sängerin Maria Hester, vor einigen Jahren an eine US-Universitätsbibliothek gegeben worden. Curry ist ein Beweis dafür, daß man sehr reich sein kann und trotzdem ein fleißiger Arbeiter und ein schöpferischer Mensch auf verschiedensten Gebieten sein. Als er glaubte, die Ursache der Föhnkrankheit in einer Anreicherung der Luft mit Aran, wie der dreiwertige Sauerstoff im Status nascendi heißt (Ozon) gefunden zu haben, wandte er sich Strahlungsforschungen zu. Er erfand eine Möglichkeit, die Aura, die Strahlung, die jeder Mensch hat, zu messen und für medizinische Untersuchungen sichtbar zu machen. An und für sich etwas, was bereits 200 Jahre früher der Freiherr von Reichenbach, den man in Wien den Zauberer vom Kobenzl nach seinem Schloß nannte, der diese Ausstrahlung als Od'sche Lohe bezeichnete. Wenn wir heute bereits exakt wissen, daß wir in zwei Gleichstromfeldern und einem Wechselstromfeld leben, so kam für ihn noch ein Raster von Strahlungen hinzu und die Feststellung, die er an zahlreichen Tests und Untersuchungen erprobte, daß im Schnittpunkt solcher Reizstreifen sich ständig aufhaltenden Menschen, also z.B. wenn dieser Schnittpunkt gerade in einem Bett, wo jemand jahrelang schlief, lag, eine krebsauslösende Wirkung hatte.

Dr. Curry hatte in jungen Jahren ein nettes Spielzeug für Laien erfunden, mit dem man für eine Mark Dr. Curry's Wetteruhren erwerben und selbst Wettervorhersagen machen konnte. Daran hatte er so viel verdient, daß er sich dafür den größten Ammerseedampfer kaufte. Er überzog ihn vollständig mit Aluminiumblech, so ähnlich wie es der Nautilus Jules Vernes in seinem berühmten Roman 20000 Meilen unter dem Meer war, baute einen Anlegemast, in dem er Schwach- und Starkstrom und Telefonanschlüsse für sein Schiff legen ließ, und schuf damit eine Attraktion für den Ammersee.

Eine heimtückische Tropenkrankheit raffte ihn mitten in seiner Arbeit weg. Ich möchte aber in meinen Erinnerungen nicht die interessanten Tage und Wochen missen, in denen ich an seinen Forschungen als Laie teilhaben konnte.

Kurze „goldene dreißiger Jahre"

Von Zeit zu Zeit tauchen in der Presse Reminiszenzen auf, an die sogenannten goldenen zwanziger Jahre. Nicht zuletzt ist das Leben in Berlin damit gemeint. Wer in diesen zwanziger Jahren als erwachsener Mensch gelebt hat, kann diese Lüge nur mit Erbitterung als eine frivole Erfindung gewissenloser Journalisten bezeichnen. Gewiß es gab damals eine dünne Schicht, die in der Presse und in den Nachtlokalen maßgebend und angebend war, aber für diese zwanziger Jahre war nicht Jubel, Trubel, Heiterkeit bei einem Schieberpack das Bezeichnende, sondern das maßlose Elend und die Trostlosigkeit der Zeit, die gekennzeichnet ist durch die Inflation, durch die Besatzung im Ruhrgebiet, durch die Millionenzahl der Arbeitslosen, die, rechnet man Weib und Kind dazu, fast ein Viertel der deutschen Bevölkerung hart getroffen hat, und nicht zuletzt die Trostlosigkeit einer Zeit, bei der man nicht absehen konnte, wie es jemals zu einer Besserung kommen sollte. Die Zeit eines Parteigezänks, die Zeit der Straßenkämpfe zwischen rechts und links, die Zeit, in der die Mittelparteien allmählich zwischen den Extremen zerrieben wurden, in der die Ringvereine als Verbrecherorganisationen ihre Hoch-Zeit hatten; hier von einem goldenen Zeitalter zu sprechen, ist eine maßlose Lüge und Verzerrung der tatsächlichen Zustände.

Es fällt niemandem ein, von goldenen dreißiger Jahren zu sprechen, obwohl dies ungleich mehr berechtigt wäre. Damals, als noch niemand ahnen konnte, was in der Zukunft an Schrecken lauerte, damals als rapide die Arbeitslosigkeit zurückging, als die Wirtschaft in einer Blüte stand, die man nur mit der Zeit des Wirtschaftswunders nach dem Zweiten Weltkrieg vergleichen kann, damals als nicht nur eine dünne verfaulte Oberschicht ihre Sumpfblüten trieb, sondern als wirklich das ganze Volk – nicht zuletzt einschließlich der Arbeiterschaft – sich wirtschaftlich, aber auch stimmungsmäßig, in einem unbeschwerten, fröhlichen Zustand befand. Damals waren wirklich einige wenige goldene Jahre.

Mit einem Male gab es keine politischen Zusammenstöße mehr. Es wurden keine Menschen auf der Straße getötet und verwundet. Es wurden keine Scheiben von Schaufenstern eingeschlagen und keine Läden mehr geplündert. Man begann, wieder zu reisen, und es waren nicht italienische und griechische Musikschiffe wie heute, mit denen die Deutschen über die Meere fuhren, sondern es waren die schönen Luxusschiffe der Hapag und des Norddeutschen Lloyds und später dann die Schiffe der Kraft-durch-Freude-Flotte, mit denen Menschen aller Gesellschaftsschichten ihre Urlaube ebenso verbrachten wie sie die Küsten der Meere, die Strände der Seen, wie sie die Gebirge bevölkerten.

Theater, Kino, Konzerte fanden mühelos ihr Publikum, und aus dieser Zeit verkünden heute noch Reprisen alter Filme und immer weniger werdende graue Stars von ihrer Glanzzeit.

Unterdessen gingen die Ereignisse der großen Politik weiter. Die Ereignisse spitzten sich zu, und schließlich kam es am 12. März 1938 zu jenem Einmarsch nach Österreich, dem ich mit verschiedenen Aufträgen von Reichsminister Dr. Goebbels kurzfristig folgte. Es begann für mich eine sehr unerfreuliche Zeit. Ich hatte meine Tätigkeit in Berlin immer nur als ein Intermezzo betrachtet und mit einer Rückkehr nach Wien, wenn sich die Verhältnisse ändern, gerechnet. Es war meine Vaterstadt, an der ich hing, mit der mich nicht nur die Kindheitserinnerungen, sondern auch die Tatsache verband, daß viele Angehörige meiner Familie dieser Stadt gedient hatten und zu ihrer Schönheit einiges beigetragen haben. Es stellte sich aber bald heraus, daß hier ein Netz von Intrigen gesponnen war. Ich habe mich gerne mit Gegnern herumgeschlagen, aber ich habe es nie gelernt, vielleicht weil ich zu erfolgreich war, hier krumme Wege einzuschlagen und zu intrigieren, und habe mich dem daher auch nicht gewachsen gezeigt.

Dann begann sich ziemlich rasch der Horizont zu verdunkeln. Obwohl, als die ersten Gewitterwolken aufstiegen, noch niemand ahnen konnte, was da auf das deutsche Volk zukam. Selbst der Schock, den alle erlitten, als wider Erwarten der Krieg

begann, klang ab, als im Anfang rasche Erfolge auf eine kurze Dauer hoffen ließen.

Als der Polenfeldzug vorbei war und sich zeigte, daß man sich im Westen auf eine längere Kriegsdauer einzurichten hatte, begann ich unruhig zu werden. Ich hatte das Gefühl, daß unter diesen geänderten Verhältnissen mein Bleiben in der Reichstheaterkammer nicht das Richtige war. Mit Ende dreißig war ich nicht gefragt und so blieb es mir überlassen, ob ich weiterhin meine Tätigkeit ausüben wollte oder ob ich mich freiwillig zum Militärdienst melden wollte.

Vorher schrieb ich aber als Abschied von dieser Episode meines Lebens das Buch „Der Weg zur Bühne“ , das einerseits die geleistete Organisations- und Aufbautätigkeit schildern sollte, vor allem aber um den jungen Menschen, die sich mit dem Plan trugen, zur Bühne zu gehen einen Leitfaden anhand zu geben, an dem sie sich orientieren konnten.

Ein Vorwort schrieb Ludwig Körner, der Präsident der Reichstheaterkammer, der sich vor allem mit den Fragen der Altersversorgung der Bühnentätigen befaßt hatte, während ich den Schwerpunkt meiner Tätigkeit auf den Nachwuchs, auf die Jugend verlegt hatte. Der Wilhelm-Limpert-Verlag in Berlin brachte das Buch heraus. Es erlebte vier Auflagen. Weitere hätten noch folgen können, wenn infolge des Krieges nicht das Papier rationiert worden wäre. Reichsleiter Amann machte mir Vorwürfe, als ich ihm später erzählte, daß infolge des Papiermangels keine neuen Auflagen mehr erscheinen könnten. Wenn ich mich an ihn gewandt hätte, wäre selbstverständlich diese Schwierigkeit zu beheben gewesen. Aber gerade das wollte ich nicht. Es ist eine erstaunliche Tatsache, daß dieses Buch bisher keinen Nachfolger gefunden hat, obwohl es nicht nur längst vergriffen ist, sondern auch heute infolge der vielfach geänderten Verhältnisse nicht mehr aktuell wäre.

Mit dem „Weg zur Bühne“ nahm ich Abschied von einer fünfjährigen Periode meines Lebens, die interessant und abwechslungsreich, erfüllt mit viel Arbeit, aber auch vielen Erfolgen gewesen ist.

KRIEGSEINSATZ

Ernennung zum Generalkonsul

Die aufregenden Tage vor dem Kriegsbeginn waren vorbei, die Reichstagssitzung und die Zusammenkunft der Parteiführer, in der Reichskanzlei bei der die großen Entscheidungen für den beginnnenden zweiten Weltkrieg verkündet wurden, an denen ich teilgenommen habe, sind unvergessene Eindrücke.

Keine Spur von Hurra-Patriotismus oder übertriebene Erwartungen, sondern des Ernstes der Situation und des Umstandes bewußt, daß wir Dingen entgegen gingen, deren Tragweite sich nicht abschätzen läßt, waren der Eindruck dieser Tage. Dann kam der Polenfeldzug mit seiner unglaublichen Rasanz und einer kaum erwarteten raschen Vernichtung des polnischen Widerstandes. Ich habe in diesen Tagen viele Sender der späteren Gegner gehört – was damals noch nicht verboten war – und mußte dabei feststellen, daß insbesondere englische Sendungen in einer einmalig verlogenen Weise den Verlauf des Polenfeldzugs schilderten, daß ich während des ganzen Zweiten Weltkriegs, wo ich dienstlich viel mit Feindsendungen zu tun hatte, geheilt davon war, auch nur das geringste zu glauben, das von dort verbreitet wurde.

Man fälschte nicht nur polnische Niederlagen in Siege um, man gab nicht nur Meldungen über Kämpfe, die überhaupt nicht stattfanden, man verschwieg den Fall von Warschau und, was vielleicht das Gemeinste war, man versuchte den polnischen Widerstand anzustacheln, indem man von bereitgestellten Unterstützungen, sogar von Invasionslandungen seitens

der Engländer berichtete. Alles Dinge, die in keiner Weise der Wirklichkeit entsprachen. Es war buchstäblich so, daß hier das Blaue vom Himmel heruntergelogen wurde.

Als man dann später über unsere Berichterstattungen, insbesondere gegen Kriegsende, manches Negative sagte, mußte ich mich immer wieder der Zeit des Polenfeldzuges entsinnen, um festzustellen, daß wir auch bei größten Anstrengungen nicht in der Lage waren, derartige Falschmeldungen in die Welt zu setzen und derartige Lügen zu verbreiten, wie es damals geschehen ist.

Unterdessen war es für mich immer bedrückender, in der Reichstheaterkammer zu sitzen, und ich empfand es als unmännlich, als ehemaliger k.u.k. Leutnant der Fliegertruppe in der Österreich-Ungarischen Armee im ersten Weltkrieg, nunmehr hier untätig als Zivilist in Berlin zu bleiben, während sich schicksalhafte Entscheidungen an den Kriegsschauplätzen vorbereiteten. Insbesondere als man erkennen konnte, daß mit dem Polenfeldzug erst ein Anfang gemacht war, und sich nun die Schwerpunkte nach dem Süden und Westen, an die französischen Grenzen verlagerten, meldete ich mich freiwillig, um zum Militärdienst eingezogen zu werden.

Bei einer Untersuchung meiner körperlichen Tauglichkeit sagte mir der Luftwaffenarzt, in dem bei Ärzten so beliebten herzlichen, aber rauhen Ton, „Sie sehen zwar noch recht gut aus“ , – ich war damals 40 – „aber wenn Sie einen Sturzflug machen, staubt Ihnen trotzdem der Kalk aus den Ohren. Also für einen fliegerischen Einsatz kommen Sie nicht in Frage!“ Ich erzählte dies meinem Parteigenossen und Freund Theo Habicht, der damals Ministerialdirektor und Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt war, und es dauerte nicht lange, schickte er mir einen Attaché, Baron Tucher, mit der Bitte, ihn doch zu besuchen, um mir einen Vorschlag zu machen.

Das Auswärtige Amt hatte, wohl in Konkurrenz zum Propagandaministerium, das überall seine Einheiten als Propagandakompanien und -Staffeln eingesetzt hatte, die Funktion eines VAA, eines Vertreters des Auswärtigen Amtes, bei den hohen

Armeestäben eingeführt. Man war auf der Suche nach geeigneten Persönlichkeiten. Habicht versuchte mich nun für einen solchen Einsatz zu gewinnen, mit einem Argument, das ich nicht von der Hand weisen konnte, er sagte: „Sollen Sie irgendwo im Krieg als Kommandant eines Flugplatzes herumsitzen und anderen, die von ihren Flügen zurückkehren, im höheren Auftrage Ritterkreuze um den Hals hängen, das ist doch sicher nicht der Einsatz, den Sie sich gewünscht haben. Kommen Sie zu uns, ich habe mit Ribbentrop gesprochen, Sie waren im ersten Weltkrieg bereits Offizier, wir können Ihnen daher anbieten, daß wir Sie zum Generalkonsul ernennen und als Vertreter des AA bei dem Armeestab einsetzen." Habicht hatte auch auf andere Österreicher zurückgegriffen, auf den Rittmeister Franz Schattenfroh, der Landesrat, das entspricht dem deutschen Staatsminister, für Wien und Hauptschriftleiter der Deutsch-Österreichischen Zeitung war, und auf den Schriftsteller und Südtiroler Anton Graf Bossi-Fredrigotti. Bossi, der in der italienischen Armee Fähnrich gewesen war, bot man einen Legationsratrang an, Schattenfroh sowie mir den Generalkonsul. Nun wartete ich auf meine Einberufung und daß die Bürokratie des Heeres endlich tätig würde.

Unternehmen Norwegen

Wieder kreuzte Baron Tucher bei mir auf, und Habicht bat mich um Folgendes: Um den Engländern zuvorzukommen, hatte Hitler entgegen den Ratschlägen der Militärs den tollkühnen Sprung nach Norwegen gewagt. Daß dieses Vorgehen völlig richtig war, und er die Lage richtig einschätzte, konnte man erst nach Kriegsende feststellen, als Churchills Memoiren erschienen und darin stand, daß die Engländer sich angeschickt hatten, Norwegen zu besetzen und wir mit unserer Invasion ihnen lediglich um ein oder zwei Tage zuvorgekommen waren.

Es galt hier vor allem, uns von den schwedischen Erzlieferungen, die über Norwegen gingen, abzuschneiden.

In Oslo hatte sich sofort unter dem norwegischen Patrioten Quisling eine deutsch-freundliche Regierung gebildet, der König war unbekannten Aufenthalts, und es mußte nun hier von ziviler Seite zur Unterstützung des Militärs etwas geschehen.

Hitler stand auf dem Standpunkt, hier nicht die alten, etwas lahmen Diplomaten einsetzen zu können, und so verfiel er auf Habicht, der den Auftrag erhielt, zur Unterstützung des Gesandten Curt Bräuer sofort nach Oslo zu gehen. Habicht seinerseits bat mich, ihn zu begleiten und dort unverzüglich eine Propaganda- oder wie man es im AA nannte, eine Informationsabteilung aufzuziehen. Da ich freudig zustimmte, mit der Einschränkung, wenn meine Einberufung käme, sofort zu Wehrmacht gehen zu können, waren wir die beiden ersten Zivilisten, die nach Oslo kamen.

Dieser Einsatz war aus mehreren Gründen nicht ungefährlich, denn englische Flieger lauerten den deutschen Transportmaschinen, den Ju52 auf dem Anflug nach Norwegen auf, außerdem gab es seltsamerweise auf der Strecke eine Zone, in der sämtliche Funkverbindungen nach Deutschland sowie nach Norwegen abrissen und man hier ohne Weisungen und Nachrichten war.

Wir landeten glücklich auf dem Flugplatz Fornebu von Oslo, an dem die zahlreichen Trümmer von deutschen Flugzeugen lagen. Der Flugplatz war äußerst ungünstig, hatte eine kurze Landebahn, die an einem Hügel endete, an dem zahlreiche Maschinen zerschellten. Das wurde erst anders, als wir während des Krieges dieses Hindernis einfach abbauten, wovon heute natürlich in Norwegen kein Mensch mehr etwas spricht oder wissen will.

Für mich begann eine bunte und bewegte Zeit. Welche merkwürdigen Dinge sich da ereigneten, konnte ich gleich bei der Gesandtschaft feststellen. Einen jungen Botschaftsangestellten, der als Konsul im polnischen Raum in Thorn tätig war,

hatte man nach Oslo versetzt: Nach den aufregenden Tagen, wo die Polen vor Kriegsausbruch in Verfolgung von Deutschen in diesem Raum bestialische Grausamkeiten begangen hatten, sollte er hier auf einem ruhigen Platz sitzen. Als nun unsere ersten Jagdverbände Oslo anflogen, befand er sich im Botschaftsgebäude, seine Frau, die mit den Kindern in einem Einfamilienhaus saß, rief ihn fernmündlich an, er vernahm nur noch ihren Jubelruf „Unsere deutschen Flugzeuge kommen", dann riß die Verbindung ab, denn von drei versehentlich abgeworfenen Bomben traf eine genau das Holzhaus des deutschen Botschaftsangestellten. Ich habe es nachher besichtigt, es stand zwar noch, aber es hatte eine Schlagseite von etwa 30 Grad, und die Gattin war mit dem Telefonhörer in den Keller gerutscht, ohne daß ihr glücklicherweise etwas passierte. Ich hatte noch öfter im Krieg Gelegenheit, derartige erstaunliche Zufälle feststellen zu können, an denen auch ich selbst beteiligt war.

Eine Vorsprache bei General Falkenhayn ergab, daß man auf den neuen norwegischen Regierungschef Quisling von eigenen Gnaden sauer war, er hatte sich nämlich im selben Hotel eingenistet, in dem das deutsche Kommando Quartier bezogen hatte, um sich damit quasi unter den deutschen Schutz zu stellen. Da saßen dann Quisling und einige andere seiner Mitarbeiter beisammen, in Wolken von Zigarren- und Zigarettenrauch gehüllt, und diskutierten die Theorie des Kampfes und der Machtergreifung.

Ich möchte hier etwas nachdrücklich einfügen: Es ist der gegnerischen Propaganda gelungen, den Namen Quisling als ein Symbol für Verräterei hinzustellen. Dem ist mit nichten so: Quisling war ein norwegischer Patriot, er war aber vor allem auch ein überzeugter Gegner des russischen Bolschewismus, er hatte seinerzeit im Auftrage Nansens nach dem ersten Weltkrieg in Rußland Flüchtlingsprobleme bearbeitet, er kannte den Bolschewismus daher so gut wie niemand anderer in ganz Norwegen und setzte daher auf die deutsche Karte, weil er überzeugt war, daß der Kampf des Nationalsozialismus gegen den Kommunismus die einzige Überlebensmöglichkeit für Westeu-

ropa und damit auch für Norwegen bot. Und es wird die Zeit kommen, wo man den Namen des damals durch die gegnerische Hetze verteufelten armen Quisling als eine ehrenvolle Bezeichnung für einen aufrichtigen Patrioten und Antikommunisten nehmen wird.

Dies änderte aber nichts an der Tatsache, daß diese Herren hier mit den Gegebenheiten schlecht fertig wurden und daß die Wehrmacht, die hier rein praktische Gesichtspunkte betrachtete und sagte, schaffen Sie uns den Quisling und sein Komitee vom Hals, denn wir hören von der Bevölkerung allgemein, daß man nichts gegen uns Deutsche hat, und daß man auch die Besatzung durch unsere Truppen kampflos hinnehmen will, daß man aber sehr viel gegen Quisling hat. Im übrigen nahmen die Dinge einen völlig ruhigen Lauf, anscheinend zeichneten sich die Norweger nicht durch besonderes Temperament aus. Ihre Geschichte lehrt das auch, denn letzten Endes haben sie über 125 Jahre mit den Schweden gerauft, um ihre Selbständigkeit zu bekommen, und dabei hat sich das alles in einer derartig zivilisierten Form vollzogen, daß es hier nicht einmal eine einzige Ohrfeige gab, geschweige denn Verwundete oder Tote, die um die Freiheit Norwegens vom schwedischen Joch kämpften. So war es auch hier, wir erließen sofort eine Amnestie für alle Leute, die ohne Soldaten zu sein, ohne Uniform in die Wälder gegangen waren, um sich – das Wort Partisanen gab es noch nicht – als Freischärler, als Franktireurs zu betätigen. Das konnten wir um so leichter tun, als wir nicht einen einzigen Gefangenen gemacht hatten. Die Leute waren geflüchtet und verstießen gegen die Haager Landkriegordnung, da sie keine Uniformen, nicht einmal Armbinden trugen, aber dies löste sich alles in Wohlgefallen auf. Nun setzten wir unsere diplomatische Arbeit an. Wir versuchten mit Hilfe des Osloer Bischofs einen Administrationsrat, wie es genannt wurde, also eine Verwaltungsregierung zusammenzustellen, die nur eine einzige Sorge hatte, mit dem König, dessen Aufenthalt unbekannt war, Fühlung aufzunehmen, um sich legitimieren zu lassen. Um diese Verwaltungsregierung einzusetzen, mußten

wir aber Quislings Tätigkeit stoppen und ihn in seiner selbstgeschaffenen Position absetzen.

Diese Tatsache fand zwar die Billigung der örtlichen Militärs, war aber in Berlin den Leuten in die falsche Kehle geraten. Es gab dort einen Parteigenossen Schickedanz, der später vorgesehen war als Generalkommissar für den Kaukasus, eine Tätigkeit, die er leider nie aufnehmen konnte, der seinerzeit Verbindungen mit den Norwegern hergestellt hatte und der nun fürchterlich Lärm machte, daß man das Protektionskind Quisling unsererseits nicht akzeptierte. Die Aufregung war groß, Ribbentrop kam ans Telefon, es war eine drahtlose Verbindung, mit zerhackten Gesprächen so daß die Gegner nicht mithören konnten, und übermittelte Habicht und dem Gesandten Bräuer den Führerbefehl, sofort nach Berlin zu kommen, es werde der Gauleiter Terboven als neuer Beauftragter und Reichskommissar kurzfristig in Oslo eintreffen. Da für mich keine Weisung vorlag, blieb ich vorläufig in Oslo, Habicht flog nach Berlin zurück, wurde dort bei Hitler nicht vorgelassen, von Ribbentrop zur Rede gestellt und bat, ihn für den Militärdienst freizustellen, eine Bitte, die ebenso für ihn, wie für den Gesandten Bräuer erfüllt wurde. Bräuer, ebenso wie Habicht sind beide im Krieg gefallen.

Ich selbst wollte nunmehr die Informationsabteilung aufbauen. Dabei hatte ich ein nettes kleines Erlebnis, ich erhielt plötzlich im Hotel die Nachricht, eine Dame wünschte mich in der Hotelbar zu sprechen. Ich war ziemlich betroffen – wer konnte das sein – begab mich in die Bar, und wen traf ich da?, eine junge Dame. Angehörige einer der reichsten Familien des Landes, die immer zu den großen Tanzturnieren nach Deutschland gekommen war und sehr rege Verbindungen mit uns unterhielt; ich kann mich noch erinnern, daß sie z. B. eine Bluse hatte, auf die sie sich anläßlich eines Turniers, dessen Oberschiedsgericht ich leitete, von allen Autogramme geben ließ, die sie sich dann farbig ausstickte. Sie hatte in der Bar unten gehört, daß ich mit dem Staatssekretär Habicht eingetroffen war, und hatte daher sofort den Wunsch, mit mir Verbindung aufzunehmen.

Die Norweger, die zuerst auf der Straße marschierende deutsche Einheiten angespuckt hatten, ließen sich binnen kürzester Zeit völlig umstimmen, und besonders die Norwegerinnen suchten und fanden sehr rasch Anschluß, da ihnen das Auftreten der deutschen Soldaten, ihre Disziplin und ihr gutes Aussehen mächtig imponiert hatten und die sie keineswegs als Feinde empfanden. Bald gab es vor den Unterkünften der Landser wartende, schöne junge Norwegerinnen. Alles andere, was erzählt wurde, ist Zwecklüge.

Ich erinnerte mich, daß nach dem ersten Weltkriege viele Österreicher als Kinder nach Norwegen verschickt worden waren, und daß eine ganze Anzahl dort hängen geblieben ist; Mädchen sich verehelichten, Männer auf Grund des auch später bestehenden Kontakts, als sie erwachsen geworden waren, Anstellungen fanden, daher war es für mich naheliegend, hier Verbindungen zu suchen; ich fand sie in der Person eines ersten Honorarkonsuls und Brauereibesitzers, der hier einen Verein der in Norwegen lebenden ehemaligen Österreicher leitete, suchte ihn auf und fand auch gleich sehr angenehmen Kontakt mit ihm.

Ein kleines Erlebnis: er bat mich, doch einen Film freizugeben, denn sie hätten schon wochenlang einen amerikanischen Film „Das Mädchen aus der fifth Avenue“ gegeben, der sie langweilte, und hier wäre ein außerordentlich interessanter amerikanischer Film zu sehen. ich ließ ihn mir unverzüglich vorführen, es war der Greta-Garbo-Film „Ninotschka“, und so war ich der erste Deutsche, der ihn zu sehen bekam. Der Film war ein Meisterwerk, ich ließ nur eine kleine Szene herausnehmen, die unter Umständen bei Humorlosen, die ihn auch sehen würden, Anstoß erregen könnte. Es ist dies die Szene, wo Ninotschka als Kommissarin dem sich bereits in Paris aufhaltenden sowjetischen Agenten nachgeschickt wird, am Bahnhof ankommt, Ausschau hält, auf einige Männer zugeht, die sie für die sie erwartenden russischen Kollegen hält, und als sie auf die zutrat, nahm einer Haltung an, hob den Arm zum Gruß und schmetterte „Heil Hitler“. Die Szene war verblüffend und ur-

komisch, aber ich hielt es doch für zweckmäßiger, die herausschneiden zu lassen.

So hatte ich mich bereits mit meiner Aufgabe zu befassen begonnen, als die Ankunft Terbovens angekündigt wurde. Er kam mit der Weisung, Quisling sofort wieder einzusetzen, den Administrationsrat auszuschalten und Quisling die ganze Unterstützung der deutschen Besatzung angedeihen zu lassen, auch wenn die Generäle darüber nicht sehr erfreut waren. Mit Terboven kam als Beauftragter des Propagandaministeriums der Ministerialrat und zeitweise persönliche Referent von Dr. Goebbels, G.W. Müller, mit dem ich dann Jahrzehnte später geschäftlich und persönlich freundschaftlich wieder in Hamburg zusammenkam, und als er mich erblickte, war sein erstes Wort: „Weiß denn unser Minister, daß Sie hier sind?", worauf ich ihm antwortete: „Wenn Sie es ihm nicht sagen, braucht er es ja nicht zu erfahren!"

Für mich war es so, daß ich als Geschäftsführer der Reichstheaterkammer, der ich zumindestens formell noch war, der Kulturkammer und damit dem Propagandaministerium unterstand, als neuernannter Generalkonsul aber dem AA, und diese beiden Minister rivalisierten, denn diese VAA-Funktionen waren ja von Ribbentrop geschaffen worden, weil er die Kontakte mit der Wehrmacht nicht allein dem Propagandaministerium überlassen wollte. Ich sprach mich noch mit Terboven aus, der seinem Bedauern Ausdruck gab, daß er nunmehr die Tätigkeit Habichts übernehmen müsse. Er hat sie dann beim Zusammenbruch beendet, indem er sich selbst mit einer Sprengladung entleibte. Er war ein zweifellos korrekter, fähiger und anständiger Mann, der hier Opfer seiner Funktion wurde. Ich aber funkte nach Berlin, falls ich keine gegenteilige Weisung erhalte, würde ich wieder zurückkehren, und als sich eine Gelegenheit bot, setzte ich mich wieder in eine Ju und war wenige Stunden später in Berlin.

Da meine Einberufung noch nicht da war, bat mich der Leiter der Informationsabteilung im AA, nach Kopenhagen zu fliegen, um dort beim Gesandten Reuthe-Finkh eine Informationsabtei-

lung aufzubauen, die dann der Konsul Selos, der, wenn ich mich recht erinnere, aus Australien zurückgekommen war, übernehmen sollte. Ich nahm diesen Auftrag vorbehaltlich meiner Einberufung an und begab mich nach Kopenhagen. Dort war man gerade dabei, als wir landeten, den Flughafen grün anzustreichen, um ihn gegen Fliegerangriffe zu schützen, ein Beginnen, das bei weiterem Fortschreiten des Krieges völlig gegenstandslos war, weil man mittlerweilen hochempfindliche Apparate gefunden hatte, bei denen solche primitive Mittel keinen Schutz gegen Ausspähung boten. An diese kurze Tätigkeit ist mir kaum eine Erinnerung geblieben, ich weiß nur, daß ich mich natürlich auch ins Theater begab, wo gerade eine Revue oder Operette lief, eine Hauptrolle spielte Max Hansen, ein Däne, der in Wien sehr beliebt gewesen ist, insbesondere als er mit einer Neuentdeckung, die von Wien aus ihre Weltkarriere antrat, Zarah Leander, zusammen „Axel an der Himmelstür" spielte, und ich fand es furchtbar drollig, daß Hansen in seiner Heimat in dem dänischen Stück ständig auf Wienerisch, wenn er nicht gerade im Einsatz war, alles mögliche vor sich hin moserte, was ihm an der Aufführung nicht paßte, und die Dänen natürlich nicht verstehen konnten, worum es sich handelte. Ich wollte gerade Versuche einleiten, ihn wiederum nach Wien zurückzulocken, um wenigstens etwas Positives aus Kopenhagen mitzubringen, als ich endlich die Nachricht von meiner Einberufung bekam. Auch in Kopenhagen gab es mit der Zivilbevölkerung keinerlei Konflikte, es gab auch keinen Boykott, alles spielte sich in durchaus vornehmen und ruhigen Formen ab. Ich möchte das deswegen betonen, weil in beiden Ländern nachher sogenannte Untergrundkämpfer die tollsten Gerüchte verbreiteten und Märchen in die Welt setzten, denen man in keiner Weise von unserer Seite entgegengetreten ist.

In Frankreich

Nunmehr begann mein kriegerisches Abenteuer. Ich zog die Uniform eines Leutnants der Luftwaffe an und erhielt eine Einweisung zur XVI. Armee, die über Koblenz-Trier nach dem Luxemburgischen hinein vorgestoßen war und deren Armeestab sich in Arlon befand.

Ich fuhr mit dem Zug nach Koblenz, bei der dortigen Gauleitung befand sich Peppi Neumann, mein früherer Stellvertreter als Gauleiter in Wien. Neumann gab mir dann einen Wagen des Gaues, der mich an die Front brachte. So platzte ich ohne irgendwelche Vorbereitung und ohne mehr zu haben als eine Instruktion des AA in den Stab der XVI. Armee hinein. Die Funktion eines VAA-Verbindungsoffiziers oder Vertreters des AA war nicht genau umrissen, sie konnte viel und sie konnte nichts sein, es kam ganz darauf an, was man daraus machte, denn der Auftrag lautete, mir einerseits aufgrund von – mit Kurierpost zugestellten Auszügen – aus der Auslandspresse und aus Rundfunknachrichten, die am Wannsee bei Berlin abgehört wurden, Berichte zusammenzustellen und sie teils bei Tischgesprächen, teils bei persönlichen Vorsprachen oder aber bei zu haltenden Vorträgen zur Information des Oberbefehlshabers und der Herren des Stabes zu benützen. Das war die eine Hälfte des Auftrages, die andere bestand darin, daß man, der Abteilung IC zugeteilt – das war jene Abteilung, die die Feindlage zu beobachten und über sie zu berichten hatte – was Interessantes berichtete, was die Miltärs nicht interessierte, aber von allgemeinem Interesse war und es an das AA mit Kurierpost weitergab. Es kam darauf an, was man aus dem Auftrag machte. Ich habe erlebt, daß der ehemalige Konsul von Swakopmund oft in einem wunderschönen Kabriolet bei uns zu Besuch kam; er hatte eine weiße Diplomaten-Uniform mit Generals-Epauletten an und einen großen Hund bei sich und beklagte sich, daß er eigentlich nicht wisse, was er hier tun soll. Er sitze im HQ (Hauptquartier) mit den Feldgeistlichen, den Richtern,

den Intendanten, Ärzten usw. beisammen, komme bei seinem Oberbefehlshaber nur alle heiligen Zeiten mal vor und langweilte sich. Worauf ich ihm, ich hatte damals schon einige Erfahrung, nur sagen konnte, daß es darauf ankommt, wie man sich einrichtet. Es ist bei einer Armeeführung so, daß der OB, der Oberbefehlshaber, der Chef, das ist der Chef des Stabes, und eine Anzahl von Generalstabsoffizieren die die einzelnen Abteilungen leiten, die dann mit IA, IIA, mit IC bezeichnet wurden, den Kommandostab bilden, dazu kam ein Kommandant Hauptquartier, der sich um alle die leiblichen Dinge zu kümmern hatte, bei meiner XVI. Armee war es der alte Weltkriegshauptmann Leising, Reserveoffizier, und Inhaber des bekannten Hotels zur Post in Garmisch. Es handelte sich mit Schreibern, Fahrern, Ordonanzen usw. immerhin um einen Haufen von etwa 200 Leuten. Dieser Führungsstab wechselte, wenn die Armee im Vormarsch oder Rückzug war, immer in Abständen von einigen Tagen sein Quartier, weil er ja möglichst nahe an der kämpfenden Truppe sein mußte. Viel weiter rückwärts, oft eine Autostunde weit, lag das HQ, das Hauptquartier, das viel zahlreicher war und ca. 500 Personen umfaßte; von dort aus wurde der gesamte Nachschub organisiert, Munition, Verpflegung, Kraftfahrzeuge, Reparaturwerkstätten usw., und wenn sich natürlich ein Vertreter des AA dort niederließ, dann war er weit vom Schuß und saß eben mit Militärgeistlichen, Richtern, usw. am Tisch und wußte nicht, was er anfangen sollte.

Ich hatte es mir hingegen so eingerichtet, daß ich von Anfang an im engsten Kreis des Oberbefehlshabers war, das waren etwa 10–12 Offiziere, die täglich bei Tisch saßen, auch daß ich mich jederzeit an die Front begeben konnte, wenn es mir wichtig erschien, daß ich bei Tischgesprächen, aber auch bei Vorträgen die Informationen, die mir die Kurierpost brachte, weitgehend weitergeben konnte und damit natürlich Gesprächsstoff über die rein militärischen Dinge hinaus lieferte. Auch begann ich in Feldzeitungen Artikel zu schreiben, die manchmal sogar, es war dies Brauch bei den Propagandakompanien, die Artikel zu

klassifizieren, belobende Anerkennung erhielt, und ich schrieb schließlich über die weltpolitsche Lage Beilagen zu den Feindlageberichten, die GKdos waren, das heißt „Geheime Kommandosache", und die von unserer Armee an andere Armeen weitergegeben wurden, mit denen wir im Nachrichtenaustausch standen. Wie auch hier die Bürokratie sich breitgemacht hatte, die beim Militär vielfach ärger war als im zivilen Leben, geht daraus hervor, daß mir unser IC, der Generalstabsmajor Freiherr von Uckermann, mit dem ich ein freundschaftliches Verhältnis hatte, eines Tages sagte: „Wegen Ihrer Beilagen zum Feindlagebericht habe ich einen schönen Anpfiff bekommen!" – „So", sagte ich, „hat was nicht gestimmt?", worauf er sagte, „Nein, gestimmt hat alles, aber man hat gefunden, daß Sie damit Ihre Zuständigkeit überschreiten!" Worauf ich mich auf das Götz-Zitat hinsichtlich der Leute, die das gefunden hatten, beschränkte, und im Einverständnis mit Uckermann meine Beilagen zum Feindlagebericht auch weiterhin verfertigte, weil sie allgemein Interesse fanden und von anderen Armeen die Bitten kamen, sie vervielfältigen und zu anderen Stellen weiterleiten zu dürfen, denn die Leute waren natürlich alle außerordentlich nachrichtenhungrig!

Als ich von Trier aus immer näher an die Front kam und über mir das Keuchen der Granaten, die ins feindliche Hinterland zogen, hörte, als ich fern das erste Feuer von MGs und Granatwerfern hörte, da ging es mir wie einem alten Zirkuspferd, ich war plötzlich wieder 18 Jahre, erinnerte mich an meinen Kriegseinsatz in Rußland und später in Italien im ersten Weltkrieg und ich müßte lügen, sollte ich nicht zugeben, daß mich das in eine gehobene, ich muß es leider gestehen, eine fröhliche Stimmung versetzte.

Vielleicht gibt es junge Leute, die so etwas heute völlig unverständlich finden, ich kann nur sagen, sie tun mir leid!

Es war nicht ganz ungefährlich, was sich hier abspielte, denn der Krieg war keineswegs so, wie ich ihn vom ersten Weltkrieg in Erinnerung hatte. Es gab also z. B. nicht, wie es damals überall der Fall war, eine HKL, eine Hauptkampflinie, mit zwei,

drei Reservestellungen, die alle hier durch Schützengräben markiert und mit Laufgräben untereinander verbunden waren, so daß eine mehrfach geschlossene Front die Gegner trennte, sondern da lagen die Leute irgendwo im Gelände herum, es gab weite Strecken, die überhaupt nicht gesichert und besetzt waren, und so ist es wiederholt passiert, daß Kraftwagen mit Offizieren oder Mannschaften einfach auf einer Straße weiter fuhren, bis sie drüben bei den Franzosen angelangt waren, und dort in Kriegsgefangenschaft kamen.

Auch wir fuhren einmal, ich hatte mich hier mit dem Leiter der Propagandakompanie, Hauptmann Geisler, angefreundet, eine Straße entlang, mir war das etwas unheimlich, und als ich am Straßenrand einen Landser sah, der hier in dem Graben saß und seinen Stahlhelm mit Grünzeug dekoriert hatte, hielt ich an und fragte: was ist denn da vorne?, worauf der grinsend sagte: „Da vorn sind die Franzosen!“ Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Landser mit Schwarzem Humor und manchmal aus Schadenfreude, wenn irgendein Auto mit Offizieren so daher kam, sie ruhig weiterfahren ließen, ohne sie zu warnen. Ich war in diesem Fall gewarnt und habe das auch später immer beherzigt.

Der Kommandant der Propagandakompanie war, wie ich ihn immer nannte, ein lebender Widerspruch, er war groß, schlank, hatte ein markantes scharfgezeichnetes Gesicht, ich mußte immer an die großen Bilder denken die man mir mal nach einer Kundgebung in Münster geschenkt hatte, mit Zeichnungen von Landsknechtsführern, die unter Johannes von Leiden mit den Wiedertäufern gekämpft hatten; Knipperdolling war der Mann, von dem Frau Olga Tschechowa, die eine geborene Knipper war und aus dem Kaukasus stammte, wie sie mir gegenüber behauptete, daß er einer ihrer Vorfahren war, was natürlich gelogen gewesen ist, und dieser Hptm. Geisler mit dem Gesicht und dem Erscheinen eines kriegerischen Landsknechtsführers, war in seinem Zivilberuf Besitzer einer Schokoladenfabrik! War aber ein prächtiger Kerl, mit dem ich glänzend auskam und viele gemeinsame Unternehmungen startete.

Ich muß nachtragen, daß ich natürlich nicht allein gewesen bin, sondern eine kleine Abteilung hatte. Sie bestand aus einem jungen Gesandtschaftssekretär, der gewöhnlich Unteroffizier gewesen ist, und vom AA einen Pkw mit Fahrer gestellt bekam. Der meine gehörte dem NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps) an, war ein alter Taxi-Fahrer, und als wir eines nachts an der Front von einem Besuch zurückkamen und uns hier ohne Beleuchtung durch das Trichterfeld, in das die Straßen verwandelt waren, hindurchschlängelten, in einem halsbrecherischen Slalom, schaltete er die Scheinwerfer ein, die zwar sowieso bis auf einen Schlitz ausgeschaltet waren, aber immerhin noch etwas Licht gaben. Ich fauchte ihn an, „Sind Sie wahnsinnig, uns die französischen Nachtjäger auf den Hals zu lokken?", worauf er sehr naiv erklärte, er wäre nachtblind und müßte daher mit etwas Licht fahren. So hat das AA für mich gesorgt! Ich riß ihn vom Steuer runter und bin von da an bei Nacht immer selbst gefahren und ließ mich nur tagsüber von ihm befördern, bis ich seine Ablösung in Berlin erreicht hatte.

Im Anfang kam mir das Ganze etwas seltsam vor, so plötzlich wieder in das militärische Leben hineingeschneit zu sein, vor allem mußte man sich mit einer Füllle von Fachausdrücken vertraut machen, die mir auch vom ersten Weltkrieg her nicht als Unteroffizier und Leutnant der Fronttruppe geläufig gewesen sind, aber wenn man einmal weiß, daß OB der Oberbefehlshaber der Armee ist, in diesem Fall war es der General und spätere Feldmarschall Busch, daß man mit „Chef" den Chef des Generalstabs der Armee bezeichnete, der damals der spätere Feldmarschall Model gewesen ist, daß IIA der Generalstabsoffizier und Oberst Graf Schwerin war, der die Personalsachen der Armee bearbeitete, daß der Freiherr von Uckermann der IC war, der als Generalstabsoffizier mit seiner Abteilung die Feindlage zu bearbeiten hatte, so wurden einem diese Dinge bald vertraut.

Ich hatte die Wahl, eine Diplomaten-Uniform des AA zu tragen, und wäre damit im Range eines Generalmajors gewesen, oder ich zog meine Wehrmachtsuniform an, die Uniform

der Luftwaffe, dann war ich ein ganz kümmerlicher, kleiner Leutnant, ich tat es aber trotzdem, denn ich sagte mir, mit der Diplomaten-Uniform bin ich unter den Offizieren ein Fremdkörper und habe nicht die Aussicht, als gleichwertiger Kamerad behandelt zu werden, wie es z.B. dem schon erwähnten Generalkonsul ging, der hier in der weißen Generalsuniform herumfuhr und sich langweilte. Und es hat sich herausgestellt, daß ich in dieser Haltung recht hatte, denn für die Herren des Stabes war ich nicht Leutnant, sondern da war ich trotzdem der Generalkonsul und saß mit dem Oberbefehlshaber im engsten Kreis bei Tisch und war wohlgelitten, weil ich aufgrund meiner Informationen, es kamen so in Abständen von 3–4 Tagen kiloschwere Pakete, die ich stundenlang durchackerte, alles mögliche zu berichten hatte, sich die Herren mit mir daher sehr gerne unterhielten, weil sie Ablenkung von der rein kriegsmäßigen Generalstabsarbeit finden konnten. Auch verfügte ich sonst über zahlreiche Gesprächsthemen.

Ein solcher Armeestab ist eine durch den Dienst herbeigeführte Gemeinschaft auf Zeit, und das habe ich in diesem Fall immer bedauert, denn es war eine ideale Zusammenarbeit und es handelte sich durchaus um hochwertige, sympathische Menschen. Wie ich von verschiedenen Seiten hören und erkunden konnte, war es keineswegs bei allen Stäben so, oft gab es hier harte, unfreundliche Auseinandersetzungen, persönliche Gegensätze, alles dies kam hier nicht vor, und das lag meiner Überzeugung nach an der Person des General Busch. Westfale, Hindenburg-Typ, ein großer, mächtiger, schwerer Mann, ganz das Gegenteil von ihm Model, klein, drahtig, Monokel-Träger, schnarrende Stimme, fast sah er aus wie in den böswilligen Karikaturen die preußischen Offiziere dargestellt wurden. Er bestand aus gebündelter Energie und wenn irgendwo einer der jüngeren Offiziere ihn sah, dann trachtete er möglichst schnell zu verschwinden und sich unsichtbar zu machen, weil er sonst Gefahr lief, mit irgendeinem Auftrag losgejagt zu werden. Dabei war Model genau das Gegenteil von dem, was er äußerlich schien. Er war eine Seele von einem Menschen,

war ein großartiger Offizier, und als er dann das erstemal vom Generalstab der XVI. Armee weg eine Division übernahm und mit ihr in Afrika eingesetzt wurde, erhielt er das Ritterkreuz ausdrücklich, weil er die ihm erteilten Befehle unter weitestgehender Schonung seiner Leute ausgeführt hatte, um die er sich in großartiger Weise verdient gemacht und besorgt gezeigt hatte. In diesem Zusammenhang möchte ich auch darauf verweisen, daß selbst bei den Nürnberger Prozessen es niemand gewagt hatte, die deutschen Soldaten, einschließlich der Angehörigen der Waffen-SS irgendwelcher völkerrechtswidriger Handlungen zu bezichtigen, irgend welcher Grausamkeiten oder gar Verbrechen zu beschuldigen.

Z.B. hatten wir während des ganzen Feldzuges im Westen und nachher, als wir in Frankreich und in Belgien Besatzer waren, in einer Armee, die immerhin 300 000 Angehörige zählte, wie mir einer der Generalrichter in einem Gespräch mitteilte, im ganzen zwei Fälle von sogenannten Vergewaltigungen, ich sage sogenannt, denn wenn man sich die Geschichte anhörte, dann könnte es eher das Thema für eine Novelle von Guy de Maupassant gewesen sein, als irgendeine ernstliche Gewalttat. Ich muß auch sagen, leider haben wir gegen unsere eigenen Leute rücksichtslos gehandelt; wenn es sich um einen Tatbestand, der nach Plünderung oder Diebstahl aussah, handelte, da wurde standgerichtlich vielleicht mancher erschossen, dem man bei einer weniger krassen Rechtsauffassung ein milderes Urteil gewünscht hätte! Aber es wurde eben auf eiserne Disziplin geschaut und die wurde in überragender Weise mit wenigen Ausnahmen von den Soldaten auch gewahrt.

Ich arbeitete eng mit der Propagandakompanie 50 des Hauptmann Geisler zusammen und beteiligte mich auch an den Versuchen, mit Lautsprechern den Reind psychologisch zu bearbeiten. Wir wußten, uns gegenüber lagen Afrikaner, Nordafrikaner, und wir hatten als Sonderführer in der PK einen Kölner Universitätsdozenten, der nur 2 Sprachen sprach: Kölsch und Arabisch, hochdeutsch war seine schwächste Seite. Mit dessen Hilfe sprachen wir zu den Arabern und haben von

einem Übertragungswagen an kilometerlangen Kabeln, Lautsprecher bis zu den Vorposten hinausgeschleppt. Ich war selbst dabei, als wir in einer wundervollen Vollmondnacht, in der es totenstill war, mit der Lautsprecherübertragung begannen. Zuerst kam eine Koran-Sure, dann jener näselnde Muezzin-Gesang, den man von Orientreisen her kennt, und dann kam die Köllsche Ansprache in Ägyptisch – und dann kamen Überläufer, es waren in einer Nacht mal 16 in einer anderen mal 10. Als dann der Divisionsgeneral, der vom alten Schlag war, und diesen modernen Mist nicht sehr hoch schätzte, sagte, das sollen wir jetzt sein lassen, und einen Angriff startete, wurde er glatt abgeschmiert. Es ist eben ein Unterschied, ob man Menschen, vor allem Naturmenschen angreift und sie daher zu einer Reflexhandlung als Abwehr zwingt, oder ob man sie in ihrer Muttersprache anspricht. Als wir dann morgens hinter der Front uns trafen, kam ein Trupp von Überläufern her, und unser Dozent sprach die sofort arabisch an, die schüttelten nur den Kopf, wahrscheinlich gingen sie mit den Gedanken nach Haus, daß diese verfluchten Deutschen hier alle arabisch sprächen, denn es war wirklich ein Zufall, daß sie auf den einzigen der Division stießen, der ihre Muttersprache beherrschte. Bei einem dieser nächtlichen Ausflüge hörten wir über uns Nachtflieger rattern, und ich fauchte meinen Fahrer an, weil er wieder einmal Scheinwerfer angemacht hatte, da war es aber schon zu spät, und in unserer unmittelbaren Nähe krachten einige Bomben herunter, zum Glück war nichts passiert, und als dann kurz danach Geisler mit seinem Wagen nachfolgte, mit dem Ruf: Lebt hier noch einer?, konnten wir feststellen, daß wir alle übriggeblieben waren.

Tagsüber war der Himmel ziemlich leergefegt, es sei denn unsere Flugzeuge brausten in 50 Meter Höhe über uns hinweg, um der Gegenseite einen bleiernen Segen vom Himmel zu schicken, was übrigens seine Wirkung nicht verfehlte, denn, wenn wir bei den verschiedenen Vormärschen Post der Poilus erbeuteten, dann fanden wir immer wiederum in den Briefen an die Heimat die Feststellung, wie zermürbend auf sie diese über-

raschenden Tiefangriffe deutscher Flugzeuge wirkten, denen man französischerseits nichts entgegenzusetzen hatte. Die Wirkung war zweifellos mehr eine moralische; sie war außerordentlich stark. Die Franzosen verlegten sich darauf, nachts durch Bombenabwürfe die rückwärtigen Einheiten und Dienststellen zu beunruhigen. So kam ich eines Tags morgens aus meinem Zimmer in Arlon raus und sprach die Leute draußen an: „Was war denn heute Nacht los, wer hat denn da gegen meine Tür getreten?“ Darauf grinsten sie und sagten: „Gegen die Tür getreten hat niemand, aber die 3 Häuser nebenan sind in Schutt und Asche gefallen, weil die Franzosen Bomben drauf geworfen haben.“ Ich hatte damals einen gesegneten Schlaf. Als wir in Sedan lagen, kam ich, ich teilte das Zimmer mit einem Stabsoffizier, des Morgens heraus, da sah ich, wie die übrigen Hausbewohner aus dem Keller, übernächtigt unrasiert herausgekrochen kamen. Auf meine verwunderte Frage, „Was war denn los?“ sagte man mir: „Haben Sie nichts gehört? Die Franzosen haben mit weittragenden Geschützen geschossen, Flieger haben Bomben abgeworfen, nebenan hat es gebrannt“, woraufhin ich nur sagen konnte: „Tut mir leid, ich hab’ so fest geschlafen, außerdem hat mein Zimmernachbar derartig geschnarcht, daß ich diese ganze nächtliche Ruhestörung nicht bemerkt habe!“

Wenn ich Sedan erwähne, dann darf ich darauf verweisen, daß sich hier wohl eine der genialsten Kriegshandlungen abspielte, die dem alleinigen persönlichen Entschluß Adolf Hitlers entsprungen waren, während dem man von Seiten des hohen Generalstabs ernsteste Bedenken hegte. Es war der Gedanke, bei Sedan durchzubrechen, die Maginotlinie nach Osten, Südosten hin von rückwärts aufzurollen, gleichzeitig die Front zu zerreißen und die Engländer und französischen Einheiten nach der anderen Richtung hin, nämlich Richtung Ärmelkanal abzudrängen. Es war General von Mansteins Vorschlag, der aber zu dieser Zeit ein anderes Kommando hatte, den Hitler aufgriff.

Die deutschen Einheiten, die hier durchgebrochen waren, marschierten Tag und Nacht. Man verfuhr so, daß die einen

Einheiten bei Tag rasteten und nachts marschierten, während die anderen von der Straße runtergingen, wenn die Rastenden kamen, so daß die Straße ständig voll von vorwärts marschierenden Truppen war, und es war ein gradezu gespenstisches Geräusch, das hier Tag und Nacht zu hören war. Es war das Klirren der Waffen, das Anschlagen der an den Gürtel gehefteten Spaten und Bajonette, ein ständiges Rauschen und Klirren und Stimmengewirr, das sich vor allem nachts zu einer gespenstischen Symphonie von Geräuschen verband. Mir fiel als Vergleich ein, daß ich vor vielen Jahren einmal eine exotische Geschichte geschrieben hatte, die ich in einem Magazin veröffentlicht und wozu der berühmte Maler Kubin ein ganzseitiges Bild gemacht hatte, darin kamen die Wander- und Kriegsameisen der Tropen vor, die bekanntlich in riesigen Heerzügen über Land ziehen und alles, was ihnen in den Weg kommt, vernichten und die man auch kommen hört, mit dem unheimlichen scharrenden und knisternden Geräusch, das dieser Zug von Millionen Kriegsameisen auslöst, und so ähnlich kam mir unser genialer Durchbruch vor, der den Anfang vom Ende des französischen Feldzuges bedeutete. –

Als wir vor Verdun lagen, traf ich den OB, der von Frontfahrt zurückkam, während ich nach vorn fuhr, und er sagte zu mir: „Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, das wird Sie besonders als Österreicher freuen!“ Es hat mich auch gefreut für die Artilleristen, denen der Oberbefehlshaber als Infanterieoffizier nicht sehr gewogen war, als er nunmehr sagte: „Diese 30,5 Mörser der k.u.k. Armee aus dem 1. Weltkrieg sind wohl eine großartige Waffe.“ Dazu ist zu sagen, daß in Österreich im ersten Weltkrieg der Kriegsminister Graf Auffenberg hier ohne viel das Parlament zu fragen Mörser vom Kaliber 30,5 bei den Skodawerken in Böhmen herstellen ließ, die sich als eine großartige Waffe erwiesen, sie war so gut, daß man sie im zweiten Weltkrieg, nachdem man die Bettung, daß heißt die Unterlage auf die sie zum Schießen gestellt wurden, etwas geändert hatte, damit man nicht mehrere Tage, sondern nur 24 Stunden brauchte, um sie in Stellung zu bringen, sonst aber nichts daran gerührt hatte,

sie als Präzisionswaffe einsetzen konnte. Für den Nichtsoldaten sei gesagt, daß Haubitzen mit einer flachen Bahn ihrer Geschosse schießen, während Mörser eine Steilbahn haben, sie werden bis in eine Höhe von ca. 4–5000 Meter geschossen, um dann senkrecht auf ihr Ziel herunter zu stürzen, wodurch natürlich die Treffsicherheit und die Präzision des Feuers kolossal verstärkt wird. Ich habe es im ersten Weltkrieg erlebt, daß wir mit den 30,5 Mörsern an der Front gegen Italien eine Feldwache herausschossen, ohne daß wir knapp 50 Meter mit unseren vordersten Posten zurückziehen mußten, so treffsicher war man. Und nun erzählte der General, daß ein Fort von Verdun unter Beschuß genommen wurde, der erste Schuß zu kurz der zweite zu weit, der dritte saß auf der Kuppel, die einen Durchmesser von wenig mehr als fünf Meter hatte, der zweite ebenfalls, und nach dem dritten kam eine weiße Fahne heraus. Die Kuppel war unversehrt, aber das Einschlagen der Mörsergranaten hatte eine so furchtbare Wirkung auf die unterirdisch darunter Sitzenden, daß sie nach dem dritten Schuß die Waffen streckten.

Ich war dann unter den ersten, die in Verdun eindrangen, auf der Straße lagen noch brennende Lkw und Kriegsfahrzeuge, im Ort selbst war dann das erste, auf der Zitadelle unsere Fahne zu hissen und das letzte Außenfort, das sich noch wehrte, kampfunfähig zu machen. Im Weinkeller des Hotel Vauban holte ich mir dann eine Flasche Whisky, als Nichttrinker habe ich sie mitgeführt und aufgehoben, mit dem Gelöbnis, sie erst nach Kriegsende zu öffnen, das haben dann viele andere gemerkt, als sie das Haus plünderten, das wir in Wien bewohnten.

Man hatte die deutschen Truppen bei der Zivilbevölkerung so verteufelt, daß die Leute ihre Wohnungen vielfach verließen und flüchteten. Nicht schnell genug, denn wir hatten sie bald eingeholt, und nun zogen sie mit ihren Autos, manche auch mit Handkarren neben uns her und mußten feststellen, daß ihnen nicht nur die bösen Deutschen nichts taten, sondern ihnen sogar behilflich waren, wenn sie stecken blieben oder wenn ihnen das Benzin ausging. Übrigens sprachen sie nicht von Benzin, ich glaube sie sagten Gas. Da gabs dann manchmal einen Dialog,

der sehr spärlich, aber sehr eindeutig war, wenn irgendeine Frau kam und dann als das was sie als Verständigungsmöglichkeit einer Fremdsprache beherrschte in die Worte kleidete: „Fick gegen Gas!“ Sie bekamen aber auch ohne Gegenleistung etwas von dem kostbaren Naß, um ihre Flucht, ihre unsinnige, fortzusetzen bzw. umzudrehen und wieder nach Haus zurückzukehren.

Tätigkeit des VAA

Die Tätigkeit des VAA war – wie sich bald herausstellte – gerade das, was ich mir gewünscht hatte. Die schönste Form einer beruflichen Tätigkeit ist es, wenn man keine Vorgesetzten hat. Die nächst schöne ist, wenn man zwei Vorgesetzte hat; das ist nämlich fast so viel, als hätte man keinen, weil man dann auch so ziemlich tun und lassen kann, was man für richtig befindet, wenn man sich innerhalb des einem gesteckten Rahmens bewegt. Und der Rahmen war sehr weit gesteckt. Er bestand aus zwei Hauptbestandteilen, einmal bekam ich laufend mit Kurierpost geheime Kommandosachen, und zwar Auszüge aus neutraler und gegnerischer Presse, die über das neutrale Ausland vor allem die Schweiz nach Deutschland gelangten und hier ausgewertet wurden, und dann befand sich am Berliner Wannsee jene berühmte Abhörstelle des Auswärtigen Amts, wo über den gegnerischen Rundfunk Aufzeichnungen gemacht wurden. Da sich oft die Kurierpost um einige Tage verspätete, waren es dann oft kiloschwere Pakete, die mich viele Stunden kosteten, weil ich sie pflichtbewußt durcharbeitete. Diese Informationen, sollte ich in Gesprächen und in Vorträgen an den Oberbefehlshaber der Armee, den Chef des Stabes und die übrigen Stabs-Offiziere weitergeben. Ich habe mir diese Tätigkeit weitgehend ausgebaut. Im Gegensatz zu Kollegen bei anderen Armeestäben, die sich als Diplomaten dort gebärdeten und daher bei den sog. „Oberquartiermeisterabteilungen“ saßen, ein riesiger

Apparat von mehreren hundert Offizieren, der den Nachschub zu besorgen hatte. Heute heißt das Logistik. Dort saßen die Richter, die Ärzte, die Tierärzte, die Feldgeistlichen und darunter auch die VAA. Ich dagegen kam in die unmittelbare Umgebung des Oberbefehlshabers, mit dem ich täglich zusammensaß – es war dies der Chef des Stabes, der die Planungen durchzuführen hatte, mit seinen Mitarbeitern dem IA, dem ersten Generalstabsoffizier, dem IIA, der die Personalsachen zu erledigen hatte, und dem IC, das ist der Leiter jener Abteilung, die sich mit der Feindlage zu befassen hat und über sie zu berichten hat, und dem ich mit meiner kleinen Abteilung, eigenem Wagen, Fahrer und Konsulatssekretär als Schreiber zugeteilt war. Ich tat nun noch ein übriges. Ich schrieb politische Berichte zu den GKDOS (geheime Kommandosachen), die seitens der IC an andere Armeen im Austausch abgegeben wurden; und diese Beilagen fanden auch bei den übrigen Armeestäben großes Interesse, weil die dortigen VAA sich dieser Arbeit nicht unterzogen. Auch begann ich bei Divisions- und Korpsstäben und, als Offizierskurse abgehalten wurden, auch dort Vorträge zu halten.

Die andere, zweite Seite meiner Tätigkeit bestand in einer Berichterstattung an das Auswärtige Amt, über Vorgänge, die sich nicht auf rein militärische Dinge bezogen, und das erleichterte mir mein gutes Verhältnis zum IC und eine ebenso gute und enge Zusammenarbeit mit der Propagandakompanie Nr. 501 und deren Chef, Hauptmann Geisler. Ich habe es immer als den lebendigen Beweis bezeichnet, wie man von der äußeren Erscheinung keineswegs auf den Beruf und das Wesen eines Menschen schließen kann. Er war ein ausgezeichneter Chef der Propagandakompanie, vielseitig tätig und einfallsreich.

Ich koordinierte meine Arbeit mit dem Leiter der Dolmetscherabteilung der Armee, dem Universitätsprofessor Bolko Freiherr von Richthofen, ein Angehöriger jener weitverzweigten schlesischen berühmten Offiziersfamilie.

Wenn ich mich mal einen Tag bei Tisch nicht sehen ließ, war die Frage des OB: „Wo waren Sie?“ „Ich war bei der Voraus-

abteilung." „Ich habe Ihnen doch verboten, daß Sie das tun. Da werden Sie mir erschossen, und ich habe die größten Scherereien." Meine Antwort darauf: „Herr General, ich kann doch nicht immer hier beim Stab sitzen; ich krieg ja Minderwertigkeitskomplexe." Worauf er mit gespieltem Zorn antwortete: „Bitte hören Sie sich diese Frechheit an. Was sollen denn wir sagen?" Worauf ich nur replizieren konnte: „Herr General, Sie haben ja hier Ihre Pflicht und Ihre Arbeit, währenddem es ja bei mir so ist, daß ich meine Tätigkeiten verschieden einteilen kann".

Der französische Widerstand brach immer mehr zusammen. Es kam dann zu dem bekannten Zusammenbruch an der Maginot-Linie und zu jenem heute noch nicht enträtselten Stillstand vor Calais, der es ermöglichte, daß die Engländer unter Zurücklassung ihres gesamten Materials ihre Truppen über den Kanal in das Mutterland retteten.

Wer dieses Chaos nicht gesehen, hat kann sich keine Vorstellung davon machen, wie hier Tausende von Fahrzeugen auf und neben den Straßen standen, wie aus Lkws in das Meer hinaus improvisierte Landestege gemacht wurden, damit die Truppen von Landungsbooten übernommen werden konnten. Es war der Anblick eines gigantischen Chaos, und ich habe niemals vor- und nachher ein so erschüttrerndes Bild des Krieges gesehen.

Als der Frankreichfeldzug zu Ende ging, lagen wir in Nancy, nicht nur der Heimatstadt Gallé's, eines der berühmtesten Jungendstilkünstler, sondern es saß dort ja auch der polnische Thronprätendent, dem man für sein verlorenes Königreich Lothringen verliehen hatte, Stanislaus Leszczynski.

Ich begann, Schallplatten zu sammeln. Oft kam ich aber auch zu spät, denn wir hatten einen General, der ebenfalls hinter guten Schallplatten her war, zum Leid der jungen Offiziere, die er dann zum Kaffee einlud und ihnen stundenlang klassische Musik vorspielte. Nancy hatte eine französische Zensurstelle, die wir auswerteten und von wo ich interessantes Material an das Auswärtige Amt schicken konnte. Wir stellten fest, wenn der Botschafter in Moskau, Graf Schulenburg, Urlaub in der



1938: Alfred E. Frauenfeld in Wien nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich



Mit Eberhard Wolfgang Möller (2. v. r.) im Spätsommer 1941



Mit Feldmarschall Busch Einflug in den Kessel von Demjansk



Auf der Krim 1942/43. Im Gespräch mit Einwohnern in ihren Volkstrachten.

Schweiz machte, und seine Post leichtsinnigerweise dem Hotelportier zur Beförderung gab, dieser sie in einem Sammelumschlag nach Nancy schickte, wo sie spoliiert wurde, fotokopiert und dann erst wiederum weitergesandt wurde. Wir fanden Korrespondenzen von Wittelsbacher Prinzen mit der Großherzogin von Luxemburg, mit der sie verwandt waren, und wir fanden Briefe, die zwischen den Brüdern Strasser gewechselt wurden, wo Otto Strasser, der Abtrünnige, einem dritten Bruder, der Ordensgeistlicher war, berichtete, wie er bis in die Morgenstunden französische und belgische Generalstabsoffiziere bedrängt hätte, um ihnen zu erklären, daß sie damit rechnen können, wenn sie Deutschland angreifen, daß sie von der Bevölkerung mit Jubel als Befreier begrüßt werden. Ich gehe nicht fehl, daß derartige Leute wie auch der Danziger Rauschning mit seinem Buch „Hitler m'a dit" (Hitler hat mir gesagt), das als Tornisterschrift bei Gefangenen zahlreich gefunden wurde, dazu beigetragen haben, den Anschein zu erwecken, als wäre ein Kampf gegen Deutschland ein Blumenkrieg, und daß dies mit einer der Gründe war, warum man sich in diesen Krieg mit Deutschland eingelassen hat. Wir fanden auch Berichte vor, die Briefen entnommen waren, die ein deutscher Konsul aus Triest nach Deutschland geschrieben hat, fanden Berichte vor über Beziehungen, die Deutsche aufgenommen hatten mit Frauen oder Mädchen, die man dann zu Spionagezwecken ansetzen wollte, und wir fanden viele Korrespondenzen einfacherer Leute, aus denen wir Schlüsse auf die Stimmung in der Bevölkerung ziehen konnten.

Eines möchte ich erwähnen, weil es psychologisch interessant ist und zeigt, wie ganz anders die Mentalität und auch die Einstellung der Menschen ist. Es war dies ein Schreiben eines französischen Kompaniechefs an seine vorgesetzte Dienststelle, worin er sich bitter beklagte, daß man seinen Leuten einen Rotwein gegeben hätte „avec un gout pharmaceutique" (einen Wein mit einem Apothekengeschmack), der sich verheerend ausgewirkt hätte auf sexuellem Gebiet. Die Leute klagten, sie würden eine „merkwürdige Kälte" an bestimmter Stelle verspüren.

Andere, die vom Urlaub kamen, beklagten sich, daß ihre Gattin sie der Untreue bezichtigt hätte, wegen ihrer geringen Möglichkeiten, das Gegenteil zu beweisen, und am drolligsten war vielleicht der Mann, der mit einem Mädchen zu seinem Kommandanten kam und von ihm verlangte, er sollte dem Mädchen befehlen, ihm sein 10 Franc zurückzugeben. Während das Mädchen sich damit verteidigte, daß sie sich zwar alle Mühe gegeben hatte, diese aber umsonst gewesen sei.

Man kann sich nicht vorstellen, daß ein deutscher Soldat zu seinem Kompaniechef mit derartigen Anliegen kommen könnte, ohne nicht senkrecht hinausbefördert zu werden. Hier hat aber ein Kompaniechef, besorgt um die Stimmung seiner Truppe, sich über diesen Rotwein bitter beklagt.

Die Armee war in Ruhestellung, und ich nahm meine Fahrten durchs Land auf, um den verstreuten Stäben der Divisionen unserer Armee, bei Nachbararmeen oder auch bei Offizierskursen Vorträge über die weltpolitische Lage zu halten. Und da war's dann wieder einmal soweit. Ich hatte in Paris zu tun gehabt. Auf der Rückfahrt zu meinem Stab kam ich mit dem Wagen, den ich selbst steuerte, bei regennasser Fahrbahn, ins Schleudern, prallte gegen einen Baum, der Wagen überschlug sich und landete im Straßengraben. Das Benzin lief aus, und das Fahrzeug begann zu brennen. Mühsam konnte ich mich befreien und schleppte mich an den Straßenrand.

Im Luftwaffenlazarett in Arras wachte ich wieder auf: skalpiert, Gehirnerschütterung, Schädelbruch, Kompressionsfraktur des vierten und fünften Brustwirbels.

Der behandelnde Arzt fragte nach meinem Namen, fragte dann, d e r Frauenfeld? – Ja. – Dann ging er ans Werk, zog meinen abgerissenen Skalp wieder zur Stirne nach vorne und vernähte ihn in 25 cm Länge vom linken bis zum rechten Ohr und dann wurde ich auf eine harte Unterlage für vier Wochen gelegt, durfte mich nicht aufrichten, und wenn ich den Kopf drehte, dann hatte ich minutenlang Schwindel und konnte die Augen nicht öffnen. Aber ich war trotzdem guter Dinge, denn ich konnte von Anfang an feststellen, daß ich Finger und Zehen

gut bewegen konnte also die Wirbelbrüche erfreulicherweise keine Lähmungen zur Folge hatten.

Auch Besuch bekam ich. So erschien eines Tages der mittlerweilen zum Generaloberst avancierte OB Busch, um sich nach meinem Ergehen zu erkundigen, und als er hörte, daß ich mich hauptsächlich von frischem Obst nähre, erschien er eine halbe Stunde später mit seinem Ordonanzoffizier, der einen riesigen Korb mit Obst brachte. Da sich das Wiener Raimundtheater auf einer Fronttheatertour befand, erhielt ich auch von hier Besuch. Meine Ehe war unterdessen getrennt worden, durch mein Verschulden, soweit man ein solches bei einem derartig ungewöhnlichen und bewegten Leben feststellen kann. Ich war ein zweites Mal verheiratet, und meine Frau, Solotänzerin und Ballettmeisterin, kam mit dem Fronttheater zu Besuch. Ich muß unrasiert und mit dem weiß verbundenen und völlig vermummten Kopf, nicht gerade einen erfreulichen Anblick geboten haben. Aber nach einem Monat war es wieder soweit, daß man mich in eine Transport-JU lud und nach Berlin flog, wo ich in das Lazarett am Olympiagelände kam. Auf meine Frage, ob ich aufstehen könne, sagte mir der behandelnde Arzt: Ich könnte es probieren. Aber es blieb beim Versuch, denn als ich aus dem Bett stieg, fiel ich wie ein nasser Sack zusammen. Es waren nicht so sehr die Verletzungen wie das wochenlange bewegungslose Liegen, das mich derartig entkräftet hatte. Nun ging's auf der Tragbahre in die Schwimmhalle, wo man mir erlaubte, auf dem Rücken liegend herumzupaddeln. Drei Wochen später war ich, bei allerdings immer noch heftigen Muskelschmerzen, auch im Stande, statt eines Erholungsurlaubs wieder zu meiner Armee zurückzukehren. Diese hatte mittlerweile Stellung am Ärmelkanal bezogen und mit Vorbereitungen für den „Seelöwen“, für die Englandinvasion begonnnen.

Unternehmen „Seelöwe"

Über die Zusammenhänge, die zu diesen Vorgängen führten, die dann in den Rußlandfeldzug einmündeten, zu sprechen steht mir nicht zu, denn es sind kompetente Historiker seit Jahren bemüht, hier Klarheit zu schaffen. Ich machte jedenfalls die erste und einzige Invasionsübung mit, und da der Propagandakompanie das Fotografieren verboten war, dieses Verbot aber anscheinend für mich vergessen worden war, war ich der einzige, der über vier Dutzend Aufnahmen verfügte, die mir der Chef der Propagandakompanie abbettelte, gegen Anfertigung entsprechender Vergrößerungen. Wir übten die Landung mit den unterschiedlichsten Schiffen und Booten, die man von allen Ecken und Enden zusammengeholt hatte, und Freiherr von Richthofen und ich hatten bereits die Genehmigung erhalten, mit unseren Fahrrädern, an denen wir, da wir aus der Übung waren, reichlich trainiert hatten, mit den ersten Vorausabteilungen „drüben" zu sein und dort unsere Tätigkeit aufzunehmen.

Daß sie nicht stattfand, ist wohl ein Rätsel, das nie ganz geklärt wird, eine Ursache lag wohl daran, daß auch Hitler, so wie viele andere führende Deutsche, eine besondere Sympathie für England hatte. Schon daß beim Zusammenbruch der englisch-französischen Front vor Calais die Panzer zum Stehen gebracht wurden und der englischen Armee unter Zurücklassung ihrer Waffen und Geräte die Möglichkeit zur Flucht über den Kanal gegeben wurde, hat damals verständliche Verbitterung bei der kämpfenden Truppe ausgelöst, weist darauf hin, daß Hitler den Gedanken hatte, die Engländer nicht so zu demütigen, daß sie aus Prestigegründen nicht in der Lage gewesen wären einen Frieden zu schließen! Vielleicht würde der Kriegsverlauf anders gewesen sein, wenn wir damals nicht nur die ganze Ausrüstung dieser riesigen Armee erbeutet hätten, sondern auch die Soldaten in Gefangenschaft geraten wären. Man wird, wenn man es miterlebt hat, nie vergessen, wie es dort ausgesehen hat. Schon

Kilometer vor der Küste war alles übersät mit liegengebliebenen Fahrzeugen mit verstreuter Munitionen, Waffen, Ausrüstungsgegenständen. Um dann von der flachen Küste aus zur Einbootung zu gelangen, hatte man sich aus Fahrzeugen die man ins Meer hinein gefahren hat, richtige Anlegebrücken gebaut, und konnte, während die deutschen Truppen zurückgepfiffen worden waren, die ganze Armee zwar waffenlos und ohne ihr Kriegsgerät nach England hinüber retten.

Daß man dann die Invasion abgeblasen hat, dürfte aus den selben Gedanken herkommen, den Engländern die Möglichkeit zu bieten, Frieden zu machen. Es wäre nicht nur uns, es wäre auch ihnen wahrscheinlich besser bekommen. Wenn Hitler damals einen kongenialen Partner auf der Insel drüben gefunden hätte und nicht diesen sturen Büffel Winston S. Churchill der, wenn er vor seiner Tür stand, es vorzog, daneben mit dem Schädel gegen die Wand zu rennen! Ob er es gesagt hat oder nicht, jedenfalls entsprach es ganz seiner Einstellung und Mentalität, wenn er nachher die Äußerung gemacht haben soll, „Wir haben das falsche Schwein geschlachtet!“ Heute wissen wir, daß wir bei einer Invasion kaum auf Schwierigkeiten gestoßen wären. Es hat keinen Sinn, darüber Spekulationen anzustellen, welchen Verlauf die Dinge genommen hätten, aber die Weltgeschichte hätte vielleicht einen anderen Verlauf genommen.

Das Argument, das eine Zeitlang verbreitet wurde, man hätte die Kosten an Menschen gescheut, die unter Umständen bei der Kanalüberquerung durch die englische Luftflotte zu Tode hätten kommen können durch Versenken all der hundert kleinen Schiffchen, die wir bemannt hatten, dürfte kaum stichhaltig sein, wenn man bedenkt, welche Verluste wir später im Rußlandfeldzug in Kauf nehmen mußten.

Wenn ich sage, ich kenne die Beweggründe, warum diese Dinge so verlaufen sind, nicht, gilt das nicht nur für mich, sondern ich weiß aus den vielen Tischgesprächen bei Stäben, daß auch Generalstäbler und hohe Generäle hier keine besseren Kenntnisse besaßen als ich sie hatte.

Der Balkanfeldzug

Da aber weiter nichts geschah, scherte ich beim AOK XVI aus. Unser Chef des Stabes, General Model, war versetzt worden und hatte das Kommando einer Division übernommen. Sie war in Berlin zusammengestellt worden, und er bat mich, ob ich auf einige Tage kommen wollte, um sein Offizierscorps geistig etwas durchzukneten. Ein Angebot, das ich mit Freuden annahm.

Model, der sich beim Zusammenbruch in Westdeutschland erschoß mit der Begründung, ein deutscher Feldmarschall ergibt sich nicht, war, ebenso wie der schon erwähnte Hauptmann Geisler, ein Beweis, wie töricht es ist, wenn man aus äußeren Erscheinungen irgendwelche Gründe auf eine Persönlichkeit ziehen will.

Als ich meine Aufgabe erledigt hatte, ließ ich mich zur X. Armee des Feldmarschall List am Balkan versetzen, wo der Feldzug gerade in Gang gekommen war, um auch hier dabei zu sein. Ich jagte mit meinem Wagen quer durch Europa, unterbrach nur kurz bei meiner Familie in Wien, um dann nach Osten weiterzuziehen und in Saloniki, als es gerade Frühjahr war und für wenige Tage eine üppige Blüte den Duft aller Parfüms der Welt verbreitete, zur X. Armee zu stoßen. Dann ging es gleich weiter nach Athen. Die griechische Front war erstaunlich schnell zusammengebrochen. Man hatte ihr als Korsettstangen zwei englische Divisionen eingezogen mit einer Frontstärke von ca. 8000 Mann und 260 Offizieren. Es waren Neuseeländer, die vorher im arabischen Raum, und zwar in Israel stationiert gewesen sind. Sie landeten in Athen und wurden von da weiter nach Norden transportiert. Die Bevölkerung hatte Kunde davon und zog mit Popen und Fahnen an den Bahndamm, wo sie kniend die Sonderzüge mit den neuseeländischen Soldaten vorbeifahren ließen. Als dann über Mazedonien die deutschen Truppen vorstießen und die griechische Front zusammenbrach, machten sich auch die Neuseeländer auf die Flucht, den Weg

wieder zurück, den sie so verehrt und begeistert empfangen, nach Norden genommen hatten. Hinter ihnen her hetzte die Leibstandarte Adolf Hitler und trieb sie bis in den Peloponnes. Schließlich war das Mittelmeer als Hindernis da. Sie konnten nicht mehr weiterrennen und ergaben sich. Wie sich nachher herausstellte, hatten sie Churchills Ausspruch: „Es wird ein fröhlicher Krieg werden" zu wörtlich genommen und waren nicht nur enttäuscht, sondern auch empört, als sie feststellen mußten, daß hier ein wenig fröhlicher Krieg stattfand, bei dem geschossen wurde. So hatten sie sich ihren „Trip" nach Europa nicht vorgestellt und zogen es daher vor, zu kapitulieren. Während man den größten Teil der griechischen Soldaten entwaffnete und nach Hause schickte, internierte man die Neuseeländer. Es war ein grotesker Unterschied zwischen den kleinen dunkelhäutigen Griechen und den sie meist um Haupteslänge überragenden hochgewachsenen blonden Engländern, von denen mir wenig später Sepp Dietrich sagte: „Die wäre ich bereit alle sofort in die Leibstandarte aufzunehmen." Durch verschiedene im Hafen Piräus von Athen auftauchende Gegenstände aufmerksam gemacht, begann man die Hafenspeicher zu durchsuchen und entdeckte, daß diese Armee, bevor sie in den Fronteinsatz ging, ihr ganzes Gepäck in einem dortigen Speicher deponiert hatte und die Griechen auf allen möglichen Wegen versuchten, hier zu plündern. Im Klauen waren sie Meister. Es ist keine Übertreibung, aber wenn wir im offenen Wagen irgendwo hielten, dann wurden einem unter dem Hintern die Decken weggezogen und geklaut, und was nicht niet- und nagelfest war, war verschwunden. So hatte man sich auch an das Gepäck der Neuseeländer herangemacht. Was mich an dieser Beute an Mantelsäcken und Offizierskoffern interessierte, war, daß man weder bei den Mannschaften, noch bei den Offizieren ein einziges Buch, nichts Gedrucktes fand außer englischen Sektenbibeln mit einem Geleitwort des englischen Königs. Fotos von nackten Mädchen, die man aus Israel mitgenommen hatte, Fotos, die man von sich aufgenommen hatte, nach Wildwestmanier mit zwei Revolvern in jeder Hand, einen

im Anschlag, und in ähnlichen Wildwestposen, waren ein mageres Ergebnis. Auch hinsichtlich des Offiziersgepäcks dieser 250 Koffer stand es nicht anders. Ein einziger hatte eine Anzahl Bücher. Es war ein Feldgeistlicher, der getaufter Jude war, und Literatur über Antisemitismus und Judentum mit sich führte.

Im Gegensatz zu dem vollständigen Fehlen jeglicher geistiger Nahrung, waren aber eine Anzahl riesiger Kisten vorhanden, in denen sich komplette Ausrüstungen für verschiedene Sportarten, für Fußball, Rugby undsoweiter befanden. Sportgeräte, Sportkleidung war reichlich vorhanden. Für die körperliche Ertüchtigung war gesorgt, der Geist völlig vernachlässigt, was man aber anscheinend in keiner Weise empfand.

Es war sehr interessant festzustellen, wie ein ganz anderer Stil bei diesem Stab der X. Armee herrschte unter der Führung des Feldmarschall List als Oberbefehlshaber. Es gibt einige Dutzend Kilometer außerhalb Athens nördlich in den Bergen, dort, wo auch der große Stausee ist, der die Stadt mit Wasser versorgt, eine Villensiedlung reicher Griechen. Dort war der Armeeführungsstab einquartiert. Der Feldmarschall aber hatte sich noch weiter in die Einsamkeit zurückgezogen, und es bestand nur eine dienstliche Verbindung zu seinem Sitz. Lediglich bei dienstlichen Appellen erschien er im Kreise seiner Mitarbeiter. Ich erinnere mich, wie er da eines Tages in einer weißen Uniform erschien und neben mir ein älterer Stabsoffizier stammelte: „Sieht er nicht aus wie Mars persönlich?“ Das war gar keine schlechte Beobachtung, zumindest was seine Unnahbarkeit betraf, war der Vergleich gar nicht so schlecht. Am Athener Strand von Phaleron in der Villa eines Rauschgifthändlers lag Fridolin Glaß. Er hatte sich mit Geheimaufträgen, als die Engländer in Athen waren, aufgehalten und mußte sich einer schweren Operation unterziehen. Als die Engländer flüchteten, versuchten sie ihn mitzunehmen, aber die Griechen verhielten sich sehr anständig und verweigerten ihnen die Herausgabe des Patienten. Nun lag er in Rekonvaleszenz in dieser Villa am Strand des ägäischen Meeres, und als in Berlin die Reichstagssitzung stattfand, in der Hitler den Zusammenbruch

der Balkanfront verkündete, saßen der Chef seiner Leibstandarte Sepp Dietrich und ich bei Glaß am Krankenbett und hörten im Rundfunk den Ablauf der Reichstagssitzung, zu der wir beide nicht rechtzeitig nach Berlin hatten kommen können.

*

Eines Abends, nach der Besetzung von Athen hatten wir bei dem Gesandten Altenburg einen Empfang. Es kam ein junger Legationssekretär etwas betreten zu mir und wollte mich zaghaft etwas fragen. „Ja, bitte?" „Es ist mir peinlich, geben Sie mir bitte selbst einen Rat, wie soll ich Sie denn bei dem Essen setzen? Als Gauleiter müßte ich Sie neben den Minister setzen; wenn ich Sie als Generalkonsul behandle, muß ich Sie gegenüber den Minister setzen; aber als Hauptmann muß ich Sie ans untere Ende setzen!"

„Sagen Sie", antwortete ich darauf, „gibt es da überall das gleiche Essen?"

Er sah mich bestürzt an: „Selbstverständlich!"

Darauf ich: „Dann ist es mir ganz wurscht, wo Sie mich hinsezten".

Der junge Mann zog etwas kopfschüttelnd mit einem erleichterten Seufzer ab.

*

Die Verfolgung der Neuseeländer hatte die Panzer der Leibstandarte mitgenommen, und Sepp Dietrich hatte den Wunsch, möglichst rasch wieder in die Heimat zurückzukommen, um dort seinen ganzen Fuhrpark aufzufrischen. Ich hatte den gleichen Wunsch. Da mit dem Zusammenbruch der griechischen Front die Dinge am Balkan uninteressant geworden waren. Ich ergatterte einen Platz in einer JU und kam gerade in Berlin an, als der Flug von Rudolf Heß nach England eine ungeheure Aufregung in ganz Deutschland zur Folge hatte.

Ostfeldzug

Der Aufmarsch im Osten vollzog sich mit jener grandiosen Präzision, die deutsche Generalstabsarbeit auszeichnete, und er vollzog sich völlig unbemerkt. Ich suchte Staatssekretär Habicht, der als Hauptmann ein Infanterie-Bataillon führte, in seinem Standort auf, und wir verabredeten, daß ich ihn aufsuchen würde, wenn der Angriff beginnt, um mit ihm gemeinsam über die Grenze nach Rußland zu gehen. Als es dann soweit war, fand ich aber den Standort seines Bataillons nicht, stieß aber auf den Gefechtsstand der Division, der sein Bataillon angehörte. Die Division kommandierte der General Seydlitz-Kurzbach, der dann durch sein Verhalten, als er in russische Gefangenschaft geriet, zu traurigem Ruhm kam. Damals konnte niemand ahnen, was die Zukunft bringen würde, und Seydlitz zeigte sich sehr interessiert, als ich ihm erzählte, daß wir etwa an derselben Stelle, an der Napoleon seinerzeit seinen Marsch nach Rußland angetreten hatte, die Grenze überschreiten würden.

Der Vormarsch ging zügig voran. Der Durchbruch der Panzer war unwiderstehlich, aber es zeigte sich hier schon erstaunliche Widerstandsbereitschaft einzelner kleiner Gruppen, die sich noch tagelang hinter der Front verteidigten und befragt, warum sie denn einen vergeblichen Widerstand geleistet hätten und sich nicht früher ergeben hätten, die Gegenfrage stellten, ergeben sich denn deutsche Soldaten so leicht?

Hingegen verhielt sich die Zivilbevölkerung nicht nur freundlich, sondern sie war begeistert über den deutschen Einmarsch. Insbesondere in dem baltischen Raum, wo die Letten, die Litauer, die Esten, als sie von den Sowjets besetzt wurden, bereits eine Kostprobe von dem abbekommen hatte, was Völkern bevorsteht, die unter bolschewistische Herrschaft gelangen.

Ich befand mich bei der Vorausabteilung des General Lancelle, Träger des Pour le Mérite vom Ersten Weltkrieg her, der seine Ähnlichkeit mit dem Alten Fritz so weit trieb, daß er Windspiele mit sich führte, wie sie Friedrich der Große so sehr

liebte. Er war zwischen den beiden Weltkriegen Arbeitsdienstführer gewesen und sah sich nun wieder seiner alten soldatischen Aufgabe gegenüber. Wir drangen in Kowno ein und wurden dort jubelnd von der Bevölkerung empfangen. Es hatten sich beim Abzug der Russen bereits Nationalpartisanenformationen gebildet, Mädchen mit Brot und Salz in Nationaltracht begrüßten uns. Hier gab es einige Arbeit für mich. Ich stellte fest, wohin der litauische Staat seine Ministerien verlagert hatte, und bald kamen Lkws aus Berlin, die das Material des dortigen Auswärtigen Amtes abtransportierten. Dann ermittelte ich, daß sich in der Nähe in einem Moor ein KZ befunden hatte, in dem die Sowjets die litauische Intelligenz in der Zahl von einigen tausend Personen interniert hatten und wo sie in den Sümpfen mit Torfstechen beschäftigt wurden.

Ich machte folgende erschütternde Feststellung. Bevor die Sowjets abzogen, hatten sie in einem wahren Blutrausch alle Insassen dieses KZs ermordet, einschließlich der litauischen Bewachungsmannschaften, die Frauen und Kinder bei sich hatten, nicht einmal die Hunde hatte man verschont, und was ich dort vorfand, war ein riesiger Hügel, unter dem man diese Leichen begraben hat, der umschwärmt war von Milliarden von Fliegen.

Nachts wurde noch in der Stadt herumgeschossen, so daß man es vorzog, nicht im Bett, sondern unter der Fensterbrüstung sein Lager aufzuschlagen, und wenig später bei einem Mittagessen fragte der Generaloberst den IC, was es zu bedeuten habe, er sei auf seinem Weg zurück von einem Frontbesuch von Kolonnen von Juden, die in Richtung Kowno zurückströmten, angehalten worden mit dem Ruf: „Helfen Se uns, Herr General." Worauf der IC berichtete, daß die Juden von der Bevölkerung gehaßt wurden, weil sie sich nach dem Einmarsch der Sowjets diesen zur Verfügung stellten, und die litauische Bevölkerung denunziert hätten. Man maß ihnen die Schuld an dem Massenmord an den Internierten bei, und daher waren sie, als die Russen abgezogen waren, ebenfalls geflohen und diesen nachgezogen. Nach einiger Zeit bekamen die Russen diesen Troß leid und trieben sie mit MP und MG über die HKL

zurück. Unsere Fronttruppen ließen sie ungehindert passieren, und nun kamen sie wieder nach Kowno. Dort aber nahmen sie die Nationalpartisanen in Empfang, führten sie auf die Zitadelle und dort wurden sie massenweise mit Eisenstangen und Wagendeichseln erschlagen.

Der Generaloberst gab Weisung, derartige Dinge sofort abzustellen. Er dulde in seinem Armeebereich keinerlei derartigen Ausschreitungen.

Um diese Zeit wurden in den besetzten Gebieten von der SS Einsatzkommandos angesetzt. In unserem Bereich wurden sie kommandiert von Oberführer Stahlecker, der noch kurz vorher die Informationsabteilung des Auswärtigen Amtes geleitet hatte, der ich direkt unterstand. Stahlecker wurde kurz nachher bei einer Auseinandersetzung mit Partisanen schwer verletzt und erlag diesen Verletzungen. Bei den Untersuchungen, die in Ludwigsburg von den dortigen Staatsanwälten durchgeführt wurden, versuchte man mehrmals, dieses Judengemetzel von Kowno der SS und ihrem Einsatzkommando in die Schuhe zu schieben. Man hat auch diesbezüglich mehrmals bei mir rückgefragt, wobei ich nichts anderes erzählen konnte, als das was ich hier kurz geschildert habe.

Noch war die Welt in Ordnung. Der Vormarsch ging zügig voran. Der Sommer ist in diesem Gebiet, das eine Fortsetzung der Seenplatte der Masuren ist, von einem wunderbaren Zauber. Wir hausten am Ufer von Seen in Zelten, denn Häuser zu betreten war nicht empfehlenswert. Da rieselten von der Decke Wanzen und Läuse.

Von Zeit zu Zeit tauchte General Schmundt auf, um Hitler persönlich zu berichten, wie die Stimmung sei und welche Vorschläge von der Front für den Vormarsch gegeben würden. Wir hatten des öfteren Besuch, und eines Tages kam ein Storch angeflogen, landete unmittelbar an der im Freien aufgebauten Mittagstafel, es entstieg ihm Fürst Oshima, der japanische Botschafter. Vorher durchstieß er mit seinem Samuraischwert, das er ständig mit sich führt, noch die dünne Furnierwand des Storchs. Er war ein trinkfester Herr, wie dies überhaupt viele

Japaner sind. Erzählte man sich doch, daß die Eroberung von Singapur durch die Japaner einen einzigen Toten erfordert hatte. Das wäre der japanische Botschafter in Vichy, im besetzten französischen Gebiet gewesen, der sich aus Freude über dieses Ereignis zu Tod getrunken hätte.

Allmählich verschob sich das Bild. Die Jahreszeit schritt vorwärts, und es begann kalt zu werden. Der Vormarsch führte in unwirtliche Gebiete, Sumpf- und Stangenwald, eine trostlose Landschaft, und als Regen einsetzte, verwandelten sich die Straßen, die nicht befestigt waren, es waren ja nur sogenannte Greterwege in eine Berg- und Tallandschaft, und ich schrieb damals in einigen Feldzeitungen einen Artikel, daß hier alle Schlachten zweimal geschlagen werden müssen, von der kämpfenden Truppe an der Front und vom Nachschub, der hier mit unvorstellbaren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Erstaunlich war, daß auch in diesen Gebieten immer wieder einzelne Deutsche aufgefunden wurden. So kam, als ich mit Freiherr von Richthofen einmal spazieren ging, auf einem Esel eine alte Bäuerin geritten, die uns deutsch ansprach. Es stellte sich heraus, daß sie als junges Bauernmädchen in Mecklenburg nach dem Ersten Weltkrieg mit einem kriegsgefangenen Russen, als dieser heimkehrte, mitgezogen war und in dieser Landschaft hier ein unvorstellbar primitives Leben führte. Sie zeigte uns Gegenstände, die aussahen wie alte Bremsbeläge von Autos. Es war dies Brot, wie es sich die Leute teilweise aus Baumrinde bereiteten. Ich vernahm ein altes deutsches Ehepaar, das noch vergilbte und zerknitterte Fotos bei sich herumtrug, als einzige Erinnerung an die Zeit, wo sie noch als Gutsbesitzer in Pelzmänteln und im Schlitten über Land fuhren. Sie erzählten, was ihnen alles an Leid widerfahren war. Die Kommissare kamen und folterten die Frau, um zu erpressen, wo man Gold verborgen gehalten hätte. Dann wiederum kamen – weil es sich um Deutsche handelte – Mißhandlungen wegen Spionageverdachts, und dieser arme Mann war so eingeschüchtert, daß er zwischen diesen scheußlichen Schilderungen immer wiederum einfügte: „aber sonst ist es uns eigentlich ganz gut gegangen!“ Es saß ihm immer

noch die Angst im Nacken vor der Tscheka oder GPU oder wie im Laufe der Zeit diese Schergen des Boschewismus genannt wurden.

Schließlich näherten wir uns Leningrad. Die russische Front war zusammengebrochen. Man sah in der Ferne die Schlote der Industriewerke am Stadtrand. Dann wurde der Vormarsch gestoppt. Man hatte Bedenken, diese Millionenstadt zu erobern, da man keine Möglichkeit sah, die Bevölkerung zu ernähren, da selbst der Nachschub für die Truppen durch die unwirtliche Landschaft schwieriger und immer schwieriger wurde. Es dauerte auch nur kurze Zeit, da hatten die Sowjets aus den Fabriken die Arbeiter herausgeholt und an die Front geworfen und wieder eine Widerstandslinie aufgebaut. Wir mußten uns erst an diese Art Kriegsführung gewöhnen, die uns neu gewesen ist. Das war alles unvorstellbar primitiv. Die Soldaten hatten an Leibriemen getrockneten Fisch hängen. Sie hatten einige Tüten mit Hirse, die sie in Wasser, das sie kochten, aufquollen; von Nachschub war nicht die Rede. Trotzdem wehrten sich die gegnerischen Soldaten verzweifelt, nicht zuletzt, weil sie vielfach von Kommissaren mit der Waffe in der Hand nach vorne getrieben wurden und man ihnen erzählte, wie bestialisch wir Gefangene behandelten. Gab es Überläufer, so erzählten diese, das ihre Väter berichtet hätten, wie gut es ihnen als Gefangene im ersten Weltkrieg gegangen war. Bei anderen aber war es der Instinkt des primitiven Menschen, wie wir ihn in Frankreich erlebt hatten, wo wir uns afrikanischen Truppen gegenüber befunden hatten, die zwar unserer Werbung in der Muttersprache erlegen waren, und überliefen, die aber beim Angriff sich dann tapfer und verzweifelt wehrten, aus dem primitiven Instinkt heraus, der diese Menschen befiehlt, wenn sie sich in Bedrängnis sehen.

Es war Winter geworden. Es war kalt und es zeichnete sich ab, welch ganz anderer Krieg gegenüber dem Westen und auch dem Balkan hier geführt wurde. Wer diese Mißachtung des Menschenlebens durch die Sowjets nicht kennengelernt hat, kann sich keine Vorstellung machen, wie so etwas abfärbt und sich auf den Gegner überträgt. Mein erstes Erlebnis dieser Art

hatte ich, als ich, wie ich nachher feststellen mußte, in durchaus leichtfertiger Weise den Vorausabteilungen folgte, dazwischen entstanden immer große Leerräume, in die dann russische Einheiten hineinstießen, und so geschah es, daß ich bei der Fahrt zu der Vorausabteilung auch auf eine Radfahrabteilung von 14 Mann stieß, die Rast machte. Als ich dann am Abend zurückfuhr, fand ich sie ermordet vor. Man hatte ihnen in bestialischer Weise die Augen ausgestochen, die Zungen herausgeschnitten, den Penis abgeschnitten und in den Mund gesteckt und ähnliche Bestialitäten mehr. Es häuften sich dann die Meldungen über derartige Grausamkeiten und es kamen dann die Nachrichten von Fällen von Kannibalismus.

Es wurden über diese Vorfälle Protokolle aufgenommen. Die Meldungen, daß ein Unteroffizier gefallen war. Da man bei Tage die Leiche nicht bergen konnte, aber wie es bei uns üblich war, versuchte man nachts ihn zurückzuholen, um ihm ein anständiges Begräbnis zu geben. Als man dann bei der Leiche angekommen war, fand man, daß die Schädelklappe abgekappt war und das Gehirn herausgelöffelt war. Ein anderes Mal berichtete eine Patrouille, daß sie eine versprengte Gruppe von Russen erwischte, die sich gerade eine Mahlzeit aus Menschenfleisch bereitete und als sie sahen, daß sie in Gefangenschaft gerieten, noch rasch was sie erwischen konnten in die Mäuler stopften und verschlangen, und gefragt, ob sie es denn nicht geekelt hätte, sie erstaunt frangten: wieso? Als sie die schöne Suppe mit den gelben Fettaugen sahen, da hatten sie erst richtig Appetit bekommen!

In einem Protokoll wurde auch erwähnt, daß ein Russe gesagt hatte, „eine Frau war auch darunter, aber ich habe nichts gegessen davon“. Noch Monate später, wenn im Quartier des Stabs ein Film aufgeführt wurde, und es erschien irgendein tiefdekolltierter weiblicher Star, konnte man sicher aus dem Mund irgendeines jungen Ordonanzoffiziers hören: „Ich war auch darunter, aber ich habe nichts gegessen davon.“ Diese Verachtung des Menschenlebens übertrug sich natürlich auf alle, die mit diesen Dingen in Berührung kamen. In dem Städtchen

Know hatte man auf Laternenpfählen Plünderer gehängt, und ich erlebte es, daß unter so einer Leiche, deren Beine etwa in Augenhöhe baumelten, zwei Weiber miteinander ratschten, Kinder an der Hand hielten und eins, das pendelte dann mit den Fingern an der Leiche herum und setzte sie in Schwingungen, um sich damit die Langeweile zu vertreiben. Wo von Kampfhandlungen Leichen herumlagen, schlichen die Leute aus den Dörfern nachts aufs Schlachtfeld, um den Toten an den Knien die Beine abzusägen, sie nach Hause zu tragen und aufzutauen, um sich auf diese Art in den Besitz von Stiefeln zu setzen, die Seltenheitswert hatten. Dies sind nur einige der Dinge, die uns dort widerfahren sind.

Den wohl krassesten Fall erlebte ich im sogenannten Kessel von Demjansk.

Als der Feldzug weiterging und es zu Rückschlägen kam, wurde bei Demjansk, in der Nähe des Ilmensee, ein Teil der XVI. Armee, in der Stärke von etwa 100 000 Mann, eingeschlossen und nur durch die Luft versorgt. Es bildete sich das, was man militärisch, eine Kokarde nannte. In die Mitte hatten die Sowjets von Stalin persönlich verabschiedete Eliteeinheiten von Fallschirmspringern reingesetzt, mit dem Auftrag, den Kessel zu sprengen; um sie herum die abgeschnittenen deutschen Einheiten, um diese herum russische Truppen die sie eingeschlossen hatten und belagerten, und um diese wieder herum teilweise die deutschen Truppen die durch Vorstöße im Anfang vergeblich, einen Entsatz versuchten. Bei dieser Kokarde währte es immerhin 9 Monate bis sie endlich geknackt werden konnte. In der Zwischenzeit wurden unsere Truppen von ganzen Pulks von Ju-Maschinen mit Munition und mit Verpflegung versorgt. Der Kessel hatte einen Durchmesser von ca. 30 Kilometern, und wenn die Sowjets ihren Angriff von allen Seiten gleichzeitig angesetzt hätten, wäre er wohl nicht solange zu halten und auch nicht freizukämpfen gewesen. Aber hier zeigte sich nun folgendes: als Stalin Tuchatschweski des Verrats bezichtete, und ihn hinrichten ließ, folgte ein Gemetzel unter der hohen russischen Generalität und den Generalstabs-



Empfang der Kabardiner Abordnung in Melitopol, dem Sitz des Generalkommissars für die Krim am 18. Februar 1943 A. E. Frauenfeld in der Bildmitte



Als Besucher im großen Bibliothekssaal des Palastes des Fürsten Woronzow, der von dem berühmten englischen Architekten Blore entworfen wurde.



Blick vom Meer auf den Palast des Fürsten Woronzow, des zweiten russischen Gouverneurs der Krim (erbaut in der Mitte des 19. Jahrhunderts)



Im Nikita-Botanischen Garten, Krim

offizieren. Aber es muß dazugesagt werden, daß wenn russiche Offiziere überliefen, sie stets erklärten, sie wären gegen das Regime und gehörten der Anschauung nach zu dem Kreis um Tuchatschewski. Daher hat Stalin von seinem Standpunkt aus konsequent gehandelt, wenn er hier die präsumtiven, die potentiellen Gegner seines Systems in brutalster Weise ausrottete. Allerdings erreichte er dabei, daß seine Armee für Jahre ihre Schlagfertigeit verlor, weil die geschulten Führungsoffiziere, die Generalstäbler fehlten. Das hatte zur Folge, daß die Sowjets nicht imstande waren, die Angriffe gegen den Kessel in Demjansk zu koordinieren und sie so anzusetzen, daß gleichzeitig von allen Seiten angegriffen wurde. Ich erlebte während meines Aufenthalts in dem Kessel, daß uns ein Sturmgeschütz begegnete, auf die Frage wohin? sagten sie, die kämen aus der Südecke des Kessels, wo gerade ein Angriff abgeschmiert worden wäre, und wären nun unterwegs nach der anderen Seite, wo ein Angriff begonnen hätte. So waren wir, durch die Unfähigkeit koordinierte Generalstabsarbeit zu leisten, in der Lage, uns monatelang in dieser ungünstigen Situation zu behaupten. Im übrigen fand sich auch mein Freund Habicht mit seinem Bataillon in dem Kessel und er war der letzte, der mit seinem Bataillon als Nachhut den Ausmarsch zu decken hatte, als es schließlich gelang, die Umklammerung zu sprengen. Die in die Wälder im Inneren des Kessels hineingesetzten Fallschirmtruppen aber wurden auf immer engeren Raum zusammengedrängt, ihre Versuche von sich aus Verbindung nach außen zu nehmen, scheiterten, und das was ihnen an Verpflegung und an Waffen aus der Luft zugeworfen wurde, fiel zum größten Teil in unsere Hand und war eine erfreuliche Zubuße zur Verpflegung unserer Truppen. Einer der Anführer dieser Elitemannschaft lief zu uns über, er wurde dabei verwundet, weil ihm ein Kommisar nachschoß; wie sich herausstellte, handelte es sich um einen Hauptmann, der Wolgadeutscher war.

Als er von seiner Verstörung sich etwas erholt hatte, und gesprächiger wurde, erzählte er, er habe den Befehl gehabt, mit Hilfe eines Flugzeuges nach Moskau zurückzukommen. Da er

wußte, daß dies für ihn ein Todesurteil bedeutete, weil es ihm nicht gelungen war, den Befehl, den Kessel zu sprengen, auszuführen, floh er, und dabei wurde er von einem Kommissar angeschossen.

Als der Kessel dann ausgeräumt war, fand man einen Verbandplatz, auf dem man Reste von Leichen fand und der längere Zeit auch gleichzeitig als Proviantlager gedient hatte. Man fand dort Kochkessel mit menschlichen Innereien, die anscheinend bei den Kannibalen besonders beliebt waren. Man fand auch einen Unteroffizier an einem Pfahl in Hockerstellung gebunden, und darunter war Feuer gemacht worden, und im Maß in dem die Schinken gar wurden, hatte man aus dem Gesäß Scheiben geschnitten.

Nun kann man über diese Dinge ja verschiedener Meinung sein, so z.B. sagte mir Freiherr von Uckermann, der wie manche deutsche Offiziere aus der Zeit, da die Schwarze Reichswehr nach 1918 bei den Bolschewisten ausgebildet worden war, eine gewisse Schwäche für sie hatte: „Sehen Sie, es ist zwar grauenvoll, was sich hier abgespielt hat, aber solche Fanatiker sind diese Menschen, daß sie eher ihren toten Kameraden auffressen, als daß sie sich ergeben."

Ich schwieg dazu, konnte aber seine Auffassung nach kurzer Zeit widerlegen. Als nämlich meine Berufung nach Berlin in einer neuen Dienstverwendung als Generalkommissar für die Krim vorlag, sagte der Feldmarschall Busch zu mir eines Tages, „heute fliegen Sie mit mir in den Kessel, damit Sie noch eine, schöne Erinnerung an ihre Tätigkeit bei uns haben!" Und so flog ich denn hineingepfercht in eine Jagdmaschine unter Jägerschutz, mit dem Feldmarschall, in den Kessel, wo Graf Brockdorf-Rantzau das Kommando führte, der wohl in Erinnerung an Isabella von Spanien und ihr berühmtes isabellenfarbenes Hemd, das sie nicht wechseln wollte, ehe nicht Granada den Ungläubigen entrissen war, geschworen hatte, seine bereits in Fetzen hängende Stiefelhose erst zu wechseln, wenn der Kessel geknackt sei.

Als wir dort beisammen standen, zogen einige Russen in

strammer Kopfwendung grinsend an uns vorbei, sie trugen Holz für die Feuerungen. Einer der Herren sagte, da sehen Sie, daß sind einige der Kannibalen!, „Hm, hm", konnte ich nur sagen. Also keine Kannibalen, die lieber ihre Kameraden auffressen, ehe sie sich ergeben, sondern Hungrige, die sich dem bösen Feind ergeben und dann grinsend, mit höflicher Kopfwendung vorbeiparadierend die Öfen in den Unterständen heizen! Wieder einmal ein Beweis dafür, wie verschieden Dinge gedeutet werden können.

Ich habe weiter oben das Wort Kommissare gebraucht, da gab es den berühmten Kommissarerlaß, der vom grünen Tisch aus erlassen wurde, von dem es hieß, Kommissare sollen, wenn man ihrer habhaft wird, erschossen werden. Ich habe sofort an's Auswärtige Amt berichtet und Freiherr von Richthofen mit mir eines Sinnes, an das OKW-WP an seine höchste Dienststelle, welch ein Irrsinn das ist. Erstens, wenn dieser Erlaß bekannt wird, und das war unvermeidlich, und ist auch der Fall gewesen, werden Kommissare zu verzweifeltem Widerstand veranlaßt, zu dem sie dann natürlich auch andere hinreißen würden, und andererseits hat man sich ein ganz falsches Bild gemacht. Diese Kommissare waren nämlich, wie wir bei unseren Vernehmungen feststellten, eine Mischung von Feldwebel, also Mutter der Kompanie, plus Feldgeistlichen, plus Vermittler zu höheren Dienststellen. So z.B., haben uns Gefangene erzählt, daß sie sich in einer verzweifelten Lage befanden und sich ergeben wollten, der Kommissar sie aber immer wieder aufgestachelt hätte auszuharren, denn er hätte bereits mit Moskau telefoniert und er hätte sogar mit Väterchen Stalin Verbindung gehabt, der ihm versprochen hatte, sofort Entsatz zu schicken. So ist es zu erklären, wie sich oft Einheiten in hoffnungslosen Situationen verteidigt haben, über das menschlich vernünftige und normale Maß hinaus, weil sie auf diese Weise von ihren Kommissaren zum Durchhalten ermutigt wurden. Leider sind wir mit diesen Protesten nicht durchgekommen, an der Bürokratie blieb so manches hängen und es wirkte sich dann zu unserem Verderben aus!

Als zeitweise Stellungskrieg war, hatte man unsererseits festgestellt, daß man gegenüber einer Artillerieeinheit lag, die einen besonders schneidigen und tüchtigen Kommandanten haben mußte, der immer wieder mit Stellungswechsel und Feuerüberfällen sein Bestes zu tun versuchte. Als dann endlich dieser Abschnitt erobert wurde, und man nach ihm suchte, fand man seine Leiche mit einem Genickschuß getötet! Welche Tragödie sich hier abgespielt hatte, weiß man nicht, jedenfalls steht aber fest, daß dieser seinem Feind Respekt abnötigende Offizier irgend etwas getan hatte, was seinem Vorgesetzten oder einem politischen Kommissar zu diesem feigen Meuchelmord veranlaßt hatte!

Ich habe geschwankt, ob ich dies alles erzählen soll, aber andererseits kann man vieles ja nur verstehen und erklären, wenn man diese Dinge in ihrer Schaurigkeit auch zur Kenntnis nimmt und feststellen muß wie anders die Mentalität der Menschen, insbesondere aber das Systems ist, mit seiner Rücksichtslosigkeit. Nur ein weiteres Beispiel: Kriegsgefangene haben berichtet, daß sie zwar Briefe schreiben konnten, sie aber nie wußten, ob sie angekommen sind, denn sie selbst erhielten niemals Feldpost.

So wie die Sowjets hier schon vor dem Krieg mit ihren Staatsangehörigen rücksichtslos verfahren sind, bestand für sie kein Anlaß, ihre Soldaten besser zu behandeln. So erzählte man mir von volksdeutscher Seite, daß man sich gerade das Jahresende, die Weihnachtszeit ausgesucht hatte, um in Petersburg/Leningrad Spezialisten: Ingenieure, Techniker und Chemiker die man irgendwo in Sibirien brauchte, auszuheben. Bei Nacht und Nebel drang man in die Wohnungen ein, verhaftete diese Leute, transportierte sie ab, um ihnen dann später mitzuteilen, daß sie irgendwo in Sibirien im fernen Osten zum Einsatz kommen, und sie keine Aussicht hätten jemals wieder in ihre Heimat zurückzukehren und wieder zu ihrer Familie zu kommen. Es stünde ihnen frei, dort wieder zu heiraten und ein neues Leben zu beginnen. Später konnte ich feststellen, daß man in der Nogaischen Steppe, nördlich der Halbinsel Krim,

Usbeken angesiedelt hatte, Leute die mit dem Pflanzen von Baumwolle vertraut waren, man wollte dort in der Südukraine Versuchspflanzungen mit Baumwolle anlegen, da hat man eines Tages ganze Dörfer in Sibirien in Marsch gesetzt, und sie trotteten quer durch zwei Kontinente. Wer unterwegs krank wurde, der blieb liegen, wer starb, wurde verscharrt, und die übrigen, die ankamen, wurden in der Nogaischen Steppe angesiedelt. Sie bauten sich Hütten und begannen die Baumwolle zu pflanzen. Die Frauen nahmen ihre Teppichweberei auf, und so habe ich sie auch dort erlebt.

Als der Krieg verloren war, hat man die Reste der Tataren, ca. 200000 Menschen, die noch im vorigen Jahrhundert eine Million zählten und die man teilweise schon damals umgesiedelt hatte, aus der Krim evakuiert und sie bei Nischninowgorod, wie es früher hieß, heute Maxim Gorki, einige hundert Kilometer östlich von Moskau, angesiedelt, sie sind bis heute immer noch dort, und man verweigert ihnen trotz ständiger Proteste die Rückkehr in ihre Heimat.

Ebenso ist man ja auch schon vor dem und während des Krieges mit den Wolgadeutschen, die mehrere hundertausend Menschen zählten, verfahren, die man ebenfalls überall in Sibirien verstreut hat. Es darf weiter nicht wundern, daß diese völlige Mißachtung des Menschen und die Verachtung des Menschenlebens letzten Endes dann auch auf unsere Soldaten, übergriff und zu Vorgängen führte, wie sie uns heute undenkbar scheinen. Man muß eben die besondern Verhältnisse, die damals dort herrschten, berücksichtigen. Eine Wahrnehmung, die ich machte, habe ich merkwürdiger Weise bisher in der ganzen Literatur über den Ostfeldzug nicht gefunden, obwohl sie mir außerordentlich bedeutungsvoll zur Beurteilung der Mentalität des Bolschewismus erscheint. Es ist das der Umstand, daß wir, und ich bin in diesem Land nicht Hunderte sondern Tausende Kilometer kreuz und quer zwischen Ostsee und Schwarzem Meer hin und her gefahren, daß wir nirgends irgendwelche Friedhöfe fanden, wenn wir neue Gebiete eroberten und tiefer in Rußland eindrangen. Während unsere Soldaten, wenn sie

irgendwo einen toten Russen fanden, ihn begruben und als Zeichen sein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett verkehrt in den Boden steckten und seine Mütze drüber stülpten, fand ich weder Einzelgräber noch Friedhöfe, in denen man Gefallene bestattet hatte. Daher hat man auch sofort, als die Sowjets im Vormarsch waren, dort, wo wir bereits einzelne Leichen exhumiert hatten und gemeinsam in Heldenfriedhöfen bestatteten, diese Friedhöfe mit Hilfe von Panzern eingeebnet, damit die Sowjetsoldaten nicht sehen, wie von deutscher Seite aus die gefallenen Kameraden geehrt wurden.

Dabei ist das Merkwürdige, daß der einzelne Russe und Ukrainer, Ruthener und Weißrusse ein durchaus umgänglicher Mensch ist, der vernünftigen Gefühlen und Empfindungen zugänglich ist. Gutartige Menschen, für deren Verhalten das System verantwortlich zeichnet. Anders ist es allerdings mit Angehörigen der asiatischen Steppenvölker, die sich auch ihren eigenen Menschen gegenüber bestialisch benahmen, so z.B. wurde uns mehrfasch von unseren Soldaten berichtet, daß man in Wäldern furchtbar verstümmelte Frauenleichen gefunden hatte.

Hierher gehört auch eine Erfahrung, die ich später auf der Krim, als wir Sewastopel belagerten, gemacht habe, wo man mir kopfschüttelnd erzählte, daß mitten in diesen furchtbaren Kämpfen, wo die Waffen in einer Weise massiert waren, wie selten in diesem Krieg, dort während der Kämpfe Sowjetsoldaten gefangen genommen worden die dann einfach kehrt machten, sich an unsere Maschinengewehre setzten und genau so fanatisch, wie sie bis zu ihrer Gefangennahme gegen uns gekämpft hatten, sich nun gegen ihre eigenen Kameraden stellten.

Ich will dazu nicht tiefschürfende psychologische Betrachtungen anstellen, sondern dies lediglich als eine interessante Tatsache erwähnen.

GENERALKOMMISSAR DER KRIM

Die Ernennung

Es mochte im September 1941 halb zwei Uhr nachts sein, als ich das Casino verließ und in den Föhrenhain hinaustrat, in dem sich die Baracken der Führungsabteilung der XVI. Armee bei Dno im Nordabschnitt der Ostfront befanden.

Ich machte mich auf dem Weg zu meinem nahegelegenen Quartier und hatte ein eigenartiges Gefühl. Irgendetwas schien mir merkwürdig verändert zu sein. Als ich den Blick aufwärts richtete, sah ich, was es war. Über mir wogte in zartesten, unwirklichen Farben, als würden zahllose Engel mit feinsten Schleiern winken, ein Nordlicht. Ein Nordlicht von einer Pracht und Farbigkeit, die sich nicht schildern läßt. Die man erlebt haben muß, um das Großartige dieses Schauspiels erfassen zu können. Immer wieder blieb ich stehen und konnte mich an diesem Spiel nicht sattsehen. Ein Gefühl des ganz Besonderen befiel mich.

Am nächsten Tag kam ein Fernschreiben. Sein Wortlaut ist mir auch heute noch, nach fast einem Menschenalter, in Erinnerung. Es lautete: „Der bei der dortigen Dienststelle befindliche Gauleiter A.E. Frauenfeld, militärischer Dienstgrad unbekannt, ist sofort nach Berlin in Marsch zu setzen, da er vom Führer zum Generalkommissar für Taurien ernannt wurde, gez. Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg."

Über diesen Befehl war ich keineswegs erbaut, fühlte ich mich doch bei meiner derzeitigen Tätigkeit ausgelastet und war sehr einverstanden damit.

Meine Kriegsverletzungen aus dem Frankreichfeldzug, zwei gebrochene Wirbel und ein Schädelbruch machten mir auch keine Schwierigkeiten mehr, ich war also rundherum zufrieden mit meiner Arbeit. So äußerte ich mich auch meinem jüngeren Bruder gegenüber, der in Wien als Gauhauptamtsleiter Leiter des Propagandaamtes war, daß ich keine Lust verspüre, diese Tätigkeit gegen irgendeine andere zu vertauschen.

Seine Antwort war: „Mache nicht schon wieder Schwierigkeiten. Soweit mir bekannt, ist es ein persönlicher Wunsch Hitlers, daß du Generalkommissar für Taurien wirst."

Dabei ist zu erwähnen, daß wir lange suchen mußten, bis wir herausgefunden hatten, was mit Taurien gemeint war. Auf der Landkarte fanden wir es nicht. Wir mußten die antike Geschichte zu Hilfe nehmen um festzustellen, daß das Taurische Chersonnes, die taurische Halbinsel der Zarenzeit, von den Sowjets auf autonome Sowjetrepuplik „Krim" umgetauft war. Das Gebiet umfaßte neben der Halbinsel Krim von 25000 qm zurzeit meines „Vorgängers", des Fürsten Woronzow, noch weitere 50000 qm der Südukraine; das neu gebildete Generalgebiet Taurien umfaßte neben der Halbinsel Krim noch die Nogaische Steppe mit 25000 qm, also war es um ein Drittel kleiner als das zaristische Gouvernement.

Man hatte zurückgegriffen auf die alte zaristische und historische Bezeichnung, um die sowjetische nicht zu benutzen. Aufgrund meiner späteren Ausführungen gelang es mir dann doch, eine Umbenennung auf Generalbezirk „Krim" zu erreichen, unter dem Hinweis auf die größere Bekanntheit und wirkungsvollere Bezeichnung.

Bei der Besetzung verschiedener Positionen war seinerzeit für die Krim natürlich großer Andrang gewesen. Jeder, der etwas zu sagen hatte, wollte seinen Kandidaten für den Posten in diesem schönsten Gebiet des Ostens durchbringen.

Es gab einen Kandidaten von Himmler; einen anderen, den

Robert Ley von der Arbeitsfront benennen wollte; Gauleiter Koch selbstverständlich wollte einen seiner Leute auf diesen Platz setzen. Hitler aber entschied, wie mir mein Freund Stuckart, Staatssekretär im Innenministerium, später erzählte, mit den Worten: „Die Krim bekommt Frauenfeld, der hat nie antichambriert und nie Schnallen gedrückt, dem wollte ich schon lange etwas Schönes geben" für mich.

Was mir gar nicht zusagte, war der Umstand, daß der Generalbezirk „Krim" ein Bestandteil des Reichskommissariats Ukraine sein sollte, das dem Gauleiter von Ostpreußen, Erich Koch, unterstellt war.

Mir war die Person Kochs ebenso bekannt wie seine Einstellung zu den Problemen des Ostens, und ich erklärte damals Rosenberg, ich wäre für eine Tätigkeit, wie er sie sich in seinem Reichskommissariat vorstellt, völlig ungeeignet. Koch wäre vielleicht imstande, die Landwirtschaft auszuquetschen, um während des Krieges der deutschen Wirtschaft zu helfen, aber ich sei Kulturpolitiker und außerdem halte ich die Krim durchaus nicht dafür geeignet, ebenso behandelt zu werden.

Daraufhin wurde mir versichert, daß man diese meine Auffassung teile und die Krim, die einmal, als sie noch eine Million Einwohner hatte, von 80000 Deutschen bevölkert gewesen ist (welche die viertstärkste Volksgruppe nach Ukrainern, Russen und Tartaren bildeten) wieder mit Deutschen kolonisiert werden solle, nachdem die deutschen Kolonisten, Männer, Frauen, Kinder, zur Gänze durch die Sowjets ausgerottet worden waren. In dem südukrainischen Teil des Generalbezirks hingegen befanden sich noch immer einige zehntausend deutscher Frauen und Kinder, während die Männer auch hier verschleppt und ausgerottet worden waren. Daher sei dieses Gebiet als Aufbauregion aufzufassen, welches nach dem Krieg einer Kolonisation zugeführt werden sollte. Und man würde einsehen, daß es nicht mit dem übrigen Teilen des Reichskommissariats Ukraine in einen Topf geworfen werden könne. Man werde es aus dem Reichskommissariat herausnehmen und ähnlich – wie man es im Baltikum mit dem General-

bezirk von Gauleiter Kube gemacht hatte – direkt dem Ostministerium unterstellen.

Leider aber mahlen nicht nur Gottes Mühlen langsam, sondern auch die Bürokratie ließ sich Zeit. So trat ich meinen Dienst an in einem Generalgouvernement Krim, das immer noch Erich Koch unterstellt war.

Hieraus ergaben sich die ersten Konflikte.

Die in der Südukraine nördlich zum Eingang in die Krim gelegene Nogaische Steppe war nun der von mir zu verwaltende halbe Teil meines Generalbezirks. Der Dienstsitz war Melitopol an der Molotschna. Die Halbinsel Krim selbst stand weiterhin unter militärischer Verwaltung, angeblich wegen der gefährdeten Lage und der militärischen Wichtigkeit dieses Gebietes. Ich hatte damals allerdings die ketzerische Meinung vertreten, daß die Übergabe an die Zivilverwaltung hinausgezögert wurde, weil die vorhandenen riesigen Weinkellereien, die im Jaila-Gebirge angelegt waren, noch beträchtliche Bestände enthielten, trotzdem man z. B. allein in der Kellerei von Massandra bei Jalta 15 000 Fässer und 200 000 zerschlagene Flaschen vorgefunden hatte, alles leergelaufen, es müssen damals die Fische des Schwarzen Meeres total betrunken gewesen sein. Dann fand man aber hinter einer Mauer verstellt nochmal etwa 15 000 Flaschen, auch waren in anderen Kellern nicht weniger große Vorräte vorhanden. Ich hatte für diese Behauptung natürlich keinerlei Beweise, aber da ich sie damals aufstellte, will ich sie heute wiederholen.

Zu den von mir, wie aus meiner Denkschrift zu entnehmen ist, als sinnlos empfundenen Maßnahmen gegen die Ureinwohner, die Kriminier, gehörte auch das Verbot, ihnen Lebensmittel zu verschaffen. Denn die Krimriviera ist ein Gebiet, in dem ausschließlich Weintrauben und Obst in den verschiedensten Sorten angebaut wird, aber davon kann man schließlich nicht leben, Getreide, Mais und andere wichtige Nahrungsmittel gab es nicht, und so tauchten von Zeit zu Zeit Lkws in unserem Verwaltungsbezirk im Norden der Krim auf, die nun versuchten, sich unter der Hand Lebensmittel zu verschaffen, vor allem Ge-

treide. Hätte ich weisungsgemäß gehandelt, so hätte ich diese Lkws in Beschlag nehmen und die Leute ins Kittchen stecken müssen. Daß ich es nicht tat, hat verschiedene Gründe: einmal humanitäre, man kann Menschen nicht einfach wegen willkürlicher, törichter Diktate hungern bzw. verhungern lassen, es waren aber auch verstandesmäßige Überlegungen. Ich betrachtete das Gebiet ja hauptsächlich wegen der seinerzeitigen großen Zahl von ca. 80000 deutschen Kolonisten, die es überhaupt erst erschlossen hatten, die zur Zeit des Zar Alexander aus der verwüsteten Pfalz ins Land geholt worden waren, als ein Gebiet, das wiederum deutschen Kolonisten zustehen sollte, die bisher friedlich mit den anderen Völkern zusammengelebt hatten und auch nachher diese Möglichkeit haben sollten, denn die Besiedelung war außerordentlich dünn, und es wäre ohne Vertreibung von derzeitigen Bewohnern möglich gewesen, wieder zusätzliche deutsche Siedler hier ins Land zu bringen, und die hätten dann eine sehr unerfreuliche Atmosphäre vorgefunden, wenn man die Bevölkerung so brutal behandelt hätte.

Mein Generalkommissariat

Dem mit der Zarin verwandten Herzögen von Anhalt-Köthen hatte man in der Nogai große Flächen zur Verfügung gestellt, die sie nun als Weideland benützten und nach einer ihnen gehörenden Grafschaft Askanien (siehe Berliner Bahnhof am Askanischen Platz) Askania Nova genannt haben. Es wurde aus Thüringen eine Schafherde, im Fußmarsch, quer durch Europa bis zum Schwarzen Meer getrieben, es dauerte ein halbes Jahr, dann kam man dort mit einer größeren Herde an als man ausgezogen war. Man begann Pferdezucht zu betreiben, aber es ergab sich, durch unfähige und auch unredliche Verwalter, daß die Herzöge von Anhalt-Köthen ihre Freude an dieser Kolonie

verloren und sie einer Familie abtraten, die sich Falz-Fein nannte. Vorher hatte man noch eine große Pferdeherde, ebenfalls im Fußmarsch, quer durch Europa nach Westen bis nach Thüringen getrieben, was in Gemälden verewigt worden war, die wir in Askania-Nova später vorfanden. Die Familie Falz-Fein bestand aus 5 Brüdern und einer Schwester; die 5 Brüder errichteten sich ihre Güter in diesem Raum, so z.B. hatte der Chef des Hauses Askania-Nova übernommen, sein nächster Bruder saß in Dernburg etwa 30 Kilometer entfernt, das Land dazwischen gehörte ihm, die Schwester heiratete den Polen Skadowsk, nach dem ein kleiner Hafen am Siwasch, dem Faulen Meer, einem Seitenarm des Schwarzen Meeres, benannt ist. Ich will der Versuchung nicht unterliegen, Einzelheiten zu erzählen, denn die würden wieder ein eigenes Buch ergeben, aber der Falz-Fein in Askania-Nova bohrte Artesisches Wasser, das aus etwa 60 Meter Tiefe bis zur Erdoberfläche emporstieg und dann in einen Wasserturm mit einem Petroleum-Motor gepumpt wurde, dann legte man auf einfache Weise Gräben an, in die man das Wasser leitete, und indem man dann durch Schieber da und dort die Gräben verschloß und in andere umleitete, war es möglich eine große Bewässerungsanlage mit einfachen Mitteln zu schaffen; dort wurde dann ein Wald gezogen. Es war der erste Wald in dieser Ursteppe, der ca. 100 Kilometer nach Westen vom Dnjepr entfernt war, und es war eben so weit von der Molotschna im Osten. Dann zäumte Falz-Fein ein Gebiet ein, so groß, daß der Zaun hinter dem Horizont verschwand; dann schickte er Expeditionen aus und legte einen Tierpark an.

Als wir diesen Raum erobert hatten, fanden wir zwar nichts mehr von den dort gewesenen Känguruhs vor, aus deren Fellen sich die Kommissare Pelzkragen machen ließen, es waren aber da Strauße, die dort brüteten, es waren die Nandus Südamerikas da, wir hatten Gnu- und Elenantilopen-Herden und als besondere Rarität Presziwalski-Wildpferde, benannt nach einem russischen Oberst, der die ersten in Innerasien entdeckt hatte. Im Gegensatz zu dem europäischen Wildpferd, dem Tarpan,

der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgestorben ist, gibt es heute noch diese Wildpferde, die man besonders einzäunen mußte, da sie nicht nur wild, sondern auch richtig wilde Pferde waren. Es gab dort Büffel und Yaks, die Rinder des Hochlands von Tibet, und vieles andere. Auch zwei Teiche waren angelegt, in denen sich Schildkröten, Fische, aber auch zahllose Wasser- und Sumpfvögel befanden.

Ich erinnere mich meines ersten Spazierganges durch diesen Wunderwald, den man schon von weitem, wenn man durch die Steppe fuhr, in die die Sonne schattenlos herunterbrannte, als einen grünen Streifen am Horizont sah. Und als wir dann auf eine Lichtung kamen, sagte ich dem Verwalter: jetzt fehlte nur noch, um den Kitsch komplett zu machen, daß hier die Rehe in die Lichtung kommen, worauf er sagte: die Sonne geht gerade unter, warten Sie ein wenig, und dann kam das Rudel auf die Lichtung vorsichtig sichernd heraus.

Am Horizont versank die Sonne, als eine riesige gelbe Scheibe, im Gebüsch raschelte es, ein Nandu von Menschengröße kam vorsichtig hervor, Schwäne flogen über den Teich, es war wie in einem Märchenland. Der weitere Kriegsverlauf und die Verschiebung der Fronten hat hier viel zerstört, aber wie aus einem Vortrag des Prof. Grzimek einmal zu entnehmen war, besteht dieses Askania-Nova als Staatsgut weiter, die Tradition der Familie Falz-Fein fortsetzend. Die Familie selbst hat ein trauriges Ende genommen, ein Teil derselben war vor den Sowjets in einer Yacht geflohen, man fand sie, es war im Winter, im Schwarzen Meer treibend, die Insassen waren erfroren. Die Mutter der sechs Falz-Fein-Kinder, der es zu eng bei Söhnen und Tochter war, hatte sich bei Breobraschinsk das sogenannte weiße Schloß am Schwarzen Meer erbaut. Weil es sich schließlich um eine alleinstehende alte Dame handelte, hatte es nur 30 Zimmer, sie hat sich eine eigene Kapelle gehalten. Als die Sowjets kamen, wurde sie ermordet, und die Stelle, wo dieses Schloß gestanden hatte, konnte ich nurmehr feststellen an den Hunderte Meter langen riesigen Fliederbüschen, die einst die Zufahrten und Alleen gesäumt hatten.

Ich erzähle das etwas breiter, weil vielleicht auf diesem Weg die Erinnerung an die großartigen kolonisatorischen Leistungen der dort siedelnden Deutschen doch wieder geweckt und einem größeren Kreis bekannt gemacht werden kann, und die Versuchung ist groß, hier noch weiter zu erzählen von den Leistungen, die wirklich einmalig gewesen sind. So gibt es auf der Krim ein Tal, das heißt Dolina Ros, dort wurden Rosen gezüchtet von einem deutschen Brüderpaar, und als ich auf einem Hügel bei Simferopol, der Hauptstadt der Krim, stand, es war im Winter, und fragte, was diese riesige braune Fläche zu bedeuten hat, sagte man mir, das seien ebenso Rosenplantagen. Die Krim hatte in Friedenszeiten, von deutschen Pflanzern hergestellt, jährlich eine ganze Waggonladung Rosenöl exportiert. Auf der Krim, die ja zu 70 Prozent ebenfalls Steppe ist, denn nur im Süden erhebt sich bis auf 2000 Meter das Jailagebirge, hatte ein deutscher Siedler einmal ungeheure Ernteerfolge, größer als bei seinen Nachbarn, so daß er sein Gebiet, als er es verkaufen wollte, zu einem besonders hohen Preis losschlug. Das Geheimnis seiner Erfolge verriet er später einmal im Suff, er hatte nichts getan als eine Handbreit tiefer gepflügt als es sonst bei seinen Nachbarn üblich war.

Zu den vielen interessanten Dingen der Krim gehört auch das Klima. Im Sommer heiße, regenlose, wochenlange drückende Hitze, im Frühjahr und Herbst Regen und im Winter manchmal Kältegrade, die bis 20 Grad und mehr gehen können. Wenn man aber von der Hauptstadt und deutschen Siedlung Sarabus aus ins Gebirge hineinfährt, und man ist eine halbe oder dreiviertel Stunde später auf der Paßhöhe, dann hat man einen Sprung gemacht wie über die Alpen bis Neapel. Nichts mehr von dem Nebel, dem Regen oder aber der leichten Schneedecke in der Krimsteppe, sondern Sonne, Palmen, Wein, eine Rivieralandschaft, die dem Schönsten vergleichbar ist, was wir an der Adria oder an der Mittelmeerküste kennen.

In Masandra ließ der Zar drei Paläste bauen, von dem italienischen Architekten Minginetti im Renaissancestil, und nun begann dann der übrige russische Adel sich dort ebenfalls Villen

und Paläste zu bauen. Ich habe 127 derartige Bauten gezählt, die von den Sowjets nicht zerstört wurden, sondern als Erholungsheime benützt wurden, sie selbst haben wiederholt große moderne Bauten errichtet, die sie aber beim Rückzug gesprengt haben. Man fand hier alle Stilarten vertreten, den Stil antiker griechischer Villen, gotische Bauten, Renaissance-Bauten, so z.B. hatte sich der Generalgouverneur von Taurien, Fürst Woronzow, von englischen Baumeistern und Architekten der viktorianischen Epoche einen riesigen Palast im Tudorstil bauen lassen, bei dem sich armdicke Efeustämme hochrankten, wenn man aber durch den Palast hinaustrat und sah vor sich und unter sich das tiefblaue Meer liegen, da muß die Architekten doch das Gefühl überkommen haben, daß die ernste und teilweise düstere Tudorgotik nicht das Richtige war, denn wenn man sich umdrehte, sah man hier eine Fassade im maurischen Stil, und von einem riesigen Hallenbau aus führte eine Freitreppe zum Meer hinunter, es ist die berühmte Löwentreppe, die gekrönt ist oben von zwei stehenden, in der Mitte von zwei sitzenden und unten zwei liegenden marmornen Löwen.

Im Palast von Bachschisserail, der wie orientalische Paläste aus einer ganzen Reihe von Bauten besteht, gibt es einen Hof mit einer Pforte, durch die Gesandte hereingeführt wurden, dort befindet sich der Tränenbrunnen von Bachschisserail, von dem eine Nachahmung sich auch im Palast des Fürsten Woronzow befindet.

Die Geschichte des Tränenbrunnens hat den Dichter Puschkin zu einer Ballade angeregt, und es wurde dann ein Ballett geschaffen, die Fontäne von Bachschisserail, das heute in Rußland immer wieder aufgeführt wird. Gründer des Gartens war ein Schwede, und im 19. Jahrhundert stand er Jahrzehnte unter der Leitung eines Deutschen. Man kann hier wirklich das bekannte Sprichwort, das in Rußland umgeht: „Kratze den Russen und der Tartare kommt heraus“ ein wenig vatiieren und sagen, sprich von irgendeinem Ereignis, und es kommt ein Deutscher heraus. Das Interessante an der Krimriviera war, daß vom Jailagebirge bis zu der Steilküste von hundert zu hundert

Meter die verschiedensten Klimazonen gab, und wenn dann oben auf den Bergen noch der Schnee lag, grünten bereits die Palmen, wuchs der Wein mit einem Zuckergehalt, den sich unsere Weinbauern nur in ihren schönsten Träumen vorstellen können.

Differenzen

Doch genug davon, nachdem ich nun dieses Gebiet, das mir anvertraut werden sollte, ein wenig vorgestellt habe (und glaube, daß man unter diesen Umständen wohl mit großer Liebe und Begeisterung an eine solche Aufgabe herangehen kann), schalten wir wieder zurück zu den Ereignissen, ehe dieses Gebiet aus dem rückwärtigen militärischen Verwaltungsgebiet in die Zivilverwaltung übergeben wurde. Einige der Generalbezirke der Ukraine waren bereits so weit, und der Reichskommissar Koch lud zu einer Besichtigungsfahrt ein. Er hatte sich den Salonwagenzug des polnischen Staatspräsidenten angeeignet und fuhr mit uns durch die Landschaft. Hier begannen sich bereits die immer tiefer gehenden Gegensätze zwischen ihm und mir abzuzeichnen. So z.B. verkündete er bei Tisch, wenn ich einen Ukrainer finde, der wert ist, mit mir an einem Tisch zu sitzen, muß ich ihn erschießen lassen. Ich, gerade von meiner XVI. Armee herausgeholt, hatte dort die ersten Verleihungen von Eisernen Kreuzen an ukrainische Hilfstruppen, die sog. Hiwis (Hilfswilligen) mitgemacht, und ich stellte nunmehr die Frage, wie denn da die Reihenfolge wäre, ob man den Leuten erst das Eiserne Kreuz verleihen soll und sie dann erschießen, oder postmortem diese Eisernen Kreuze aufs Grab legen soll? Das trug nicht gerade dazu bei, seine Sympathien für mich zu erhöhen. Außerdem empfand er mich hier, wie ich mich auch, völlig als Fremdkörper, da er schon frühzeitig begann, die diversen Regierungspräsidenten oder andere Funktionäre, die zu Generalkommissaren bestimmt

waren, aber nicht zu seinen persönlichen Protegés gehörten, abzuschießen. Und natürlich mußte es ihm ein Dorn im Auge sein, daß das schönste Gebiet, daß es hier im ganzen Osten gab, jemandem unterstellt war, der weder seinem Freundeskreis noch zu seinen Anhängern gehörte.

Die Krimtataren

Während des Krieges, als sich dieses Gebiet in unserer Hand befand, haben die Sowjets laufend aus Unterseebooten Partisanen an der Steilküste abgesetzt, die sich dann ins Gebirge verkrümelten und von dort aus immer wieder Vorstöße in die Tatarendörfer machten, dort raubten, plünderten und Frauen vergewaltigten. Daher wurden die Tartaren von uns mit Waffen versehen, schon im Ersten Weltkrieg uns freundlich gesinnt, wurden Kompanien gebildet die zur Abwehr dieser Partisanenüberälle eingesetzt wurden. Hier kam es immer wieder seitens der Partisanen zu sinnlosen Grausamkeiten. Augen wurden ausgestochen, Zungen waren abgeschnitten und Ohren und Geschlechtsteile und ähnliche Barbareien mehr. Die Sowjets rächten sich ja an den deutschfreundlichen Tartaren später, indem sie sie aussiedelten. Sie versuchen auch heute noch vergeblich, die Rückkehr in ihre alte angestammte Heimat genehmigt zu bekommen. Einmal erzählte mir ein junger Offizier, der eine solche Tartarenkompanie befehligte, daß er unter seinen Leuten einen sah, der sich von den übrigen stark unterschied, die Tartaren sehen nicht mongoloid aus, sondern man würde sie etwa mit Dalmatinern oder Serben vergleichen können in ihren äußeren Erscheinungen. Aber einer war drunter, der war einen Kopf größer als die anderen und war blond. Ha, sagte sich der Leutnant und erinnerte sich an einen meiner Vorträge, wo ich über die Geschichte der gotischen Siedlungen

im Jailagebirge berichtete, da hast du mal ein praktisches Beispiel von gotischen Überresten in der Bevölkerung, und er ließ den Mann fragen, wieso er denn so blond und blauäugig wäre, worauf dieser Haltung annahm und sagte: weil mein Vater ein deutscher Soldat im ersten Weltkrieg gewesen ist! Womit daran erinnert ist, daß wir ja bereits im Ersten Weltkrieg dieses Gebiet besetzt hatten und erst nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches wieder räumten.

Falsche Lagebeurteilung

Leider zog sich ja die Lostrennung und die direkte Unterstellung unter das Ostministerium so langsam hin, daß darüber der Krieg zu Ende ging, und mir während der Zeit, wo ich dieses Gebiet zu verwalten hatte, sehr viel Ärger und Unannehmlichkeiten aus Rowno, wo Koch seinen Sitz hatte, gemacht wurden. Er setzte mir in meinen Stab Leute hinein, die er als Spitzel mißbrauchen wollte, um ständig unterrichtet zu sein, was sich tat, und um vielleicht da und dort auch schon einhaken zu können, mit dem Ziel, meine Ablösung zu betreiben. Koch war Bahnangestellter, kam aus dem Ruhrpott, wurde Gauleiter von Ostpreußen, war erscheinungsmäßig Pykniker (nach Kretschmer), und war eine jener unangenehmen Erscheinungen, die durch brutales Auftreten Unsicherheit verbargen und ihre geringe Bildung und ihr geringes Wissen durch betont forciertes bramabasierendes Wesen zu ersetzen suchten.

Ich würde es heute nicht aussprechen, wenn ich es nicht damals schon wiederholt und immer wiederum manchmal sogar sehr leichtsinnig, gesagt hätte, daß derartige Typen für mich zu den Totengräbern des Dritten Reiches zählten, daß eine Idee, die ich für richtig gehalten habe, kaputt gemacht wurde durch menschliche Unzulänglichkeiten einer Anzahl von Personen.

In den Zeiten, in denen ich den Einsatz als Generalkommissar hatte, erwuchs mir aus der einheimischen Bevölkerung heraus nicht die geringste Unannehmlichkeit und auch aus meinem Stab nicht, auch nicht aus dem Ostministerium, alles Unangenehme kam aus Rowno, wo der Sitz des Reichskommissars Ukraine war. Als ich von meinem persönlichen Referenten erfuhr, daß einer meiner Hauptabteilungsleiter, ein hochintellegenter Doktor-Ingenieur aus einer erstklassigen Familie stammend, von Koch dazu befohlen war (er kam aus Königsberg), mich zu bespitzeln, rief ich ihn eines Tages nach einer Unterredung zurück und sagte ihm: „Ich finde es sehr bedauerlich, daß ein Mann von Ihren Qualitäten sich zu einer derartigen schmutzigen Tätigkeit hergibt. Danke, Sie können gehen!“ Er wurde weiß, machte an der Tür kehrt, kam zurück und sagte: „Mich hat das schon lange bedrückt, ich möchte Ihnen hiermit erklären, daß ich ohne Rücksicht auf die unangenehmen Folgen, die es für mich haben kann, diese Tätigkeit ab sofort einstelle.“ Dieser Mann wurde dann einer meiner engsten Mitarbeiter, mit dem mich ein herzliches persönliches Verhältnis verband, und der, als er nach dem Zusammenbruch nach Venezuela auswanderte, bis zu seinem Tod durch drei Jahrzehnte ständig Verbindung mit mir hielt und mich immer besuchte, wenn er nach Europa kam. Ein anderer, ein akademischer Maler, von dem sehr schöne Sepiazeichnungen herstammen, die ich für diese Buchillustration verwendete, setzte sich ebenfalls ab, es war nicht möglich bei der Atmosphäre, die in meinem Mitarbeiterkreis herrschte, daß sich eine derartige Kreatur behauptete.

Das änderte aber nichts daran, daß laufend Unannehmlichkeiten kamen, mit denen man eben fertig werden mußte, aber zur Folge hatte, daß ich meine Verärgerung, insbesondere als ich sah, welch ein nicht wieder gut zu machender Schaden angerichtet wurde, durch meine Berichte an das Ostministerim Ausdruck gab und schließlich mich direkt an Adolf Hitler wandte, um ihm die Situation zu schildern, wie sie wirklich war und nicht wie sie ihm, leider Gottes, aus seiner Umgebung in lügen-

hafter Weise dargestellt wurde. Ich möchte hier nur ein Beispiel nennen: Man hatte unklugerweise die Hilfswilligen, die als Freiwillige bei uns tätig waren, auf Hitler vereidigt, und sie wurden von der Sowjetpropaganda als Hochverräter beschimpft und bedroht. Wenn dann außerdem noch eine deutsche Rahmenmannschaft aus Typen bestand von der Art eines Erich Koch, dann war es weiter nicht verwunderlich, daß es da und dort passierte, daß eine solche Einheit ihre deutsche Rahmenmannschaft niedermachte und zu den Sowjets überlief. Und so entstellt wurde das dann Adolf Hitler berichtet, statt ihm zu sagen, man muß diese Leute, damit sie nicht das Gefühl haben, sie wären Verräter, auf eine zu bildende ukrainische Nationalregierung vereidigen. Man muß ihnen Kokarden in ihren Landesfarben geben. Man muß sie als Ukrainische Freikorpskämpfer und nicht als Hilfswillige der deutschen Armee, abgekürzt HiWi, bezeichnen und behandeln. Dann wäre es nicht zu derartigen Zischenfällen gekommen! Ich darf hier für die Richtigkeit meiner Aussagen die Tatsache anführen, daß mein alter Kamerad und Mitarbeiter aus Wien, der Rechtsanwalt Dr. Otto Gustav Freiherr von Wächter, Sohn eines k.u.k. Generals, zuerst in Krakau und dann in Lemberg Gouverneur war. Er hatte Himmler lange bedrängt, bis dieser ihm endlich genehmigte, eine Freiwilligen-Division aus den Einheimischen Galiziens, also aus Ukrainern aufzustellen. Zur selben Zeit, wo dort Tausende von Ukrainern freudig an unserer Seite gegen die Sowjets kämpften, wurden in Rowno auf offener Straße von Ukrainern (Partisanen) deutsche Zivilverwaltungsangestellte ermordet. Dies ist wohl ein deutlicher Beweis, wie richtig die Auffassung ist, die ich hier leider vergeblich vertreten habe.

Als wenig glücklich erwies sich die Tatsache, daß man wie so oft auch hier mehrgleisig fuhr, und daß der Reichskommissar der Ukraine (Koch) nicht dem Minister für die besetzten Ostgebiete unterstellt war, sondern beigeordnet war, was natürlich immer wieder zu Auseinandersetzungen führen mußte.

Dazu kamen, daß Rosenberg, persönlich ein integerer Mann, über den es im Privatleben nicht den geringsten Tratsch und

nicht das geringste Nachteilige zu berichten gab, mehr ein stiller, ruhiger, philosophischer Mann war. Wie es sein Buch „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“ beweist. Also keine Kampfnatur und kein Führungsmensch, der Freude daran hatte, das was er für richtig hielt auch entsprechend durchzusetzen und, wenn es notwendig war, durchzukämpfen. In diesem Punkt war er dem primitiven, auf Brutalität eingestellten Erich Koch in keiner Weise gewachsen.

Als der Konflikt zu einer Lösung drängte, ließ Hitler beide kommen und befahl ihnen zum Zeichen ihrer Versöhnung in einem Sonderzug gemeinsam eine Reise durch die besetzten Gebiete zu unternehmen. So kam dieser zweiteilige Sonderzug nach Melitopol, jener Stadt an der Molotschna in der Nogaischen Steppe, in der ich meinen Dienstsitz hatte, solange die Halbinsel Krim nicht von der militärischen Verwaltung freigegeben wurde. Ich wurde zuerst im halben Gebiet, das von mir zu verwalten war, nähmlich in dem Festlandteil, nördlich der Krim, eingesetzt, und der Krieg nahm dann einen solchen Verlauf, daß die Halbinsel Krim selbst niemals in den Generalbezirk eingegliedert wurde.

Hitler gab Koch und Rosenberg, um ausgleichend und dämpfend zu wirken, als Begleiter zwei Gauleiter mit, den fränkischen Gauleiter Dr. Hildebrandt aus Würzburg, und den Gauleiter und Reichsstatthalter der Steiermark Uiberreiter. Trotzdem herrschte eine eisige Simmung, und als ich z.B. zu einem Abendessen einlud, lehnte Koch barsch ab, während Rosenberg annahm und wir dann in Gesellschaft des kommandierenden Generals und meines SS- und Polizeiführers Freiherr von Alvensleben, bei Tisch zusammensaßen. Ich hatte gerade ein wenig damit geprotzt, daß es bei mir keinerlei Partisanentätigkeit gebe im Gegensatz zu den übrigen Gebieten des Ostens, daß auch in jeder Richtung Ordnung und Ruhe herrschte, als ein Schuß fiel, und Glas klirrte. Es gab natürlich eine nicht geringe Aufregung. Alvensleben, der trotz seiner 1,90 mtr. Länge die Bezeichnung Bubi aus der Kampfzeit her führte, schoß davon um nach dem Rechten zu sehen.

Was war geschehen?, ein betrunkener Zahlmeister hatte die Verdunkelung der Küche nicht als ausreichend empfunden und zum Fenster her reingeschossen. Die Spannung löste sich in Heiterkeit auf.

Wenn irgendjemand unter irgendwelchen Vorwänden die besetzten Gebiete bereiste, und dies geschah in der guten Jahreszeit öfter, versäumte er natürlich nie, auch bis zu meinem Dienstsitz vorzudringen, wir fuhren dann durch die Steppe nach Askania-Nova, über das ich schon berichtet habe, oder aber in die Krim um die Riviera zu besichtigen und einige von den Schlössern aus der Zarenzeit. So z.B. war Albert Speer in Begleitung des Berliner Zoodirektor Lutz Heck zweimal bei mir und schwärmte: „Gebirge gibt es überall, aber die Steppe ist einmalig!" Deswegen fuhr er besonders gern nach Askania-Nova, was auch Heck gerne tat, und wir hatten uns schon verabredet, daß wir verschiedenartige Experimente gemeinsam durchführen wollten, so z.B. einen Austausch zwischen Steppenmurmeltieren und Alpenmurmeltieren, oder aber den Versuch, einmal Gemsen im Flachland anzusiedeln, und andere Ideen mehr, die wir nach einem siegreichen Kriegsende durchzuführen gedachten. Als wir die Sapunhöhen und die übrigen Befestigungen von Sewastopol besichtigten, kroch Speer, der am nächsten Tag nach Winuniza flog, wo Hitler vorübergehend sein Hauptquartier hatte, in den Felsen herum. Besonders bei den beiden Forts Maxim Gorki 1 und 2, – ich erinnere mich – wie er die Wandstärken vermaß, die Kaliber der Geschütze notierte, und immer vor sich hin flüsterte: „Was kann er mich noch alles morgen fragen?" Wenn ich dieses Verhalten mit dem Inhalt seiner Bücher vergleiche, dann komme ich zu einem nicht gerade freundlichen Urteil über diesen Mann. Natürlich besichtigte auch Koch die Steilküste, mit ihren 127 Palästen, Schlössern und Villen, die schöne Krimriviera, und plötzlich fragte er mich: „Wo haben Sie Ihr Schloß?", worauf ich erwiderte: „Ich habe hier keines, obwohl mir das Schloß des Fürsten Woronzow vom Herrn Reichsminister für die besetzten Ostgebiete als Gästehaus und künftiger Dienstsitz zugewiesen

wurde. Ich bleibe in Melitopol in meinem Landhaus mit vier Zimmern, das ich mit meinem persönlichen Referenten meinem Adjutanten und zwei Sekretärinnen teile." Über diese Feststellung anscheinend nicht sehr erfreut, wandte er sich an Bubi von Alvensleben mit der Frage, und wo haben Sie Ihr Schloß?, worauf dieser erwiderte: „Ich brauch keins, ich bin in einem geboren!"

Wie man in Rowno, dem Sitz des Reichskommissars der Ukraine, Erich Koch, meine Tätigkeit beurteilte, ist vielleicht am besten daraus zu entnehmen, daß von ihm, wenn ein Besucher aus Melitopol kam, die Frage gestellt wurde: „Was macht denn der Frauenfeld? Schreibt er schon wieder ein Buch?" Ein Vorwurf, der so ähnlich klang wie: Ist er jeden Abend besoffen? Ich hatte nämlich, nachdem ich meine erste Informationsfahrt im Winter 41/42 gemacht hatte und feststellen mußte, daß es über die Krim kaum etwas an Literatur gab, meine künftigen Gebietskommissare und andere junge Ordensburgleute ausschwärmen lassen in die deutschen Hochschulen und auch nach Frankreich, wo es aus der Zeit des Krimkrieges 1852–54 nicht nur zahlreiche Radierungen und Kupferstiche, sondern auch einiges an Literatur gab, und hatte aus diesem Material mein „Handbuch für die Krim" zusammengestellt und auch veröffentlicht, das hier eine erste Schilderung von Land und Leuten, ergänzt durch meine persönlichen Wahrnehmungen, bei der Informationsfahrt enthielt. Ich habe dann eine große Anzahl von Vorträgen, insbesondere auch vor Militärs, die in diesem Raum eingesetzt waren, gehalten, habe in verschiedenen Zeitungen Artikel veröffentlicht und habe schließlich jedem Besucher eine kleine Broschüre, die ich verfaßt hatte, an Hand gegeben, ihm dazu einige Liter Sonnenblumenöl, für die Heimreise, für geistige und leibliche Genüsse mitgegeben und war nunmehr im Begriff, mit zahlreichen Lichtbildern, die ich in meiner erstklassig ausgestatteten Lichtbildstelle damals schon farbig, teils als Dias, teils als Fotos herstellen ließ, ein weiteres Buch heraus zu bringen, das ich genannt hatte: „Sonniges Gotenland am blauen Meer" und das der Limpert-Verlag

in Berlin verlegen wollte, der, nachdem ich die Theaterkammer verlassen hatte, als mein Vermächtnis das Buch – „Der Weg zur Bühne“ – herausgebracht hatte und auch dieses Werk von mir veröffentlichen wollte. Die gesamte Auflage war bereits ausgedruckt, mit zahlreichen, meist farbigen Bildern versehen, als dann ein Bombenangriff in Berlin sie vollständig zerstörte. Eine weitere Arbeit, die ich verfaßt hatte, war eine Um- und Nachdichtung tatarischer Märchen, die beim Zsolnay-Verlag in Wien angenommen waren und deren Druck durch den Zusammenbruch 1945 verhindert wurde.

Da ich zwei Nachbarn hatte, die Protegés von Erich Koch waren und dem Alkohol ziemlich unmäßig zusprachen, einer in Dnjepropetrowsk, der andere in Nikolaijew, hob sich hier mein Verhalten in einer in Rowno höchst verächtlich beurteilten Weise ab. Da ich aber seit Februar 1918, als ich in Südtirol bei Meran im ersten Weltkrieg Leutnant wurde, dieses Freudenfest mit dem letzten Rausch meines Lebens gefeiert hatte und seither weder Wein noch Sekt trank, fiel es mir keines wegs schwer, von den reichlichen Möglichkeiten die sich boten, keinen Gebrauch zu machen.

Vom Reichtum der Krim

Ich möchte der Versuchung nicht erliegen, weitere Einzelheiten zu schildern, ich darf aber nur unter anderem erwähnen, daß in Rußland die Eisenbahnen alle radial in Richtung Kiew-Moskau verliefen, es keine Tangentialbahnen gab und wir am Ende dieser Bahn lagen, so daß es außerordentlich schwierig war, Transporte zu bewerkstelligen, da das Militär natürlich das Vorrecht hatte, seine dringenden Nachschübe zu befördern. Das hatte zur Folge, daß wir nicht wußten, wohin mit dem Überfluß, ich ließ z.B. alles, was es an Badewannen gab, es war nicht übermäßig viel, beschlagnahmen und ließ sie

randvoll mit Butterschmalz füllen, bis eine Abtransportmöglichkeit bestand. Die Angestellten bekamen Unmassen von Eiern, deren Dotter sie in Wodka, den wir selbst fabrizierten, oder in Cognac, den wir selbst brannten, hineinschlugen, um sie nicht verderben zu lassen, was zur Folge hatte, daß gewichtsmäßig erstaunliche Zunahmen erzielt wurden. Besonders die Damen meiner Dienststellen gewannen zusehends an Leibesumfang.

Wir legten Zisternen an und hatten z.B. allein Pulpe, also zermatschte Aprikosen, 12 000 Doppelzentner in die Erde gebauten Behältern eingelegt, da in dem tropisch heißen Sommer ein anderes Lagern auch kurzfristig nicht möglich war. Wenn das Obst in den großen Plantagen reifte, mußte es binnen weniger Tage abgenommen und verarbeitet werden, weil es sonst zu faulen begann. Da wurden die Schulen gesperrt, die Dienststellen dichtgemacht und alles wurde für derartige Erntearbeiten herangezogen. Doch ich möchte nicht auf weitere Einzelheiten eingehen, so interessant und amüsant es vielleicht wäre, Näheres darüber zu erfahren.

Im Gegensatz zu meinem Verhältnis zum Reichskommissar Ukraine war das Verhältnis zu den Militärs ein vorzügliches. Als Feldmarschall Kleist die in meinem Gebiet liegende Heeresgruppe übernahm, begleitete ihn der für mein Gebiet zuständige General Hartmann, der die rückwärtigen Gebiete militärisch zu verwalten hatte, bis in den Vorraum und wartete dort, weil er dachte, daß nun der Feldmarschall nach einem formellen Kopfnicken und evtl. Händedruck sich wiederum verabschieden würde, denn zwischen Zivilverwaltung und den Militärs bestand nicht gerade das beste Einvernehmen. Er war sichtlich betreten, als sich das Gespräch zwischen Kleist und mir über eine Stunde hinzog.

Mit Feldmarschall Manstein hatte ich bereits bei meiner winterlichen Inforamtionsreise Bekanntschaft gemacht, und ich erinnere mich, daß damals gerade der entscheidende Kampf um Sewastopol tobte, als ich in Simforopol, das nördlich des Jaila-Gebirges in der Krimsteppe liegt, sein Gast bei Tisch war und

wir darüber sprachen, daß bei dem Vormarsch ein Jahr zuvor Simforopel ohne Schwierigkeiten und mit geringen Verlusten genommen hätte werden können, wenn noch genügend Truppen zur Verfügung gestanden hätten.

Er faßte seine Erlebnisse in den Worten: „Wir führen den Krieg der armen Leute, als ich ein Leutnant war, fehlten mir immer 20 Mark, und jetzt, wo ich Feldmarschall bin fehlen mir immer 2 Divisionen!"

Partisanenbekämpfung – einmal anders

Der Krieg nahm seinen Verlauf. Ich hatte in meinem Arbeitsgebiet große Erfolge. Auch ereigneten sich in diesem Gebiet, aufgrund der Art meiner Verwaltung keine Terrorakte, obwohl man nachts ganze Flugzeugbesatzungen mit Partisanen mit Fallschirmen abgeworfen hatte.

Das spielte sich folgendermaßen ab. Eine Transportmaschine rumpelte nachts über das Gebiet, die Luken wurden geöffnet, ein Kommissar beförderte die Insassen mit einem Fußtritt in den Allerwertesten aus der Maschine hinaus, und wenn sie gelandet waren, sollten sich diese Springer sammeln und Sabotageakte begehen. Wenn sie aber in die Dörfer kamen, sagten ihnen die Bauern dort: hier ist mit Sabotage nichts, aber ich mache dir einen Vorschlag – der Generalkommissar hat verfügt, wenn sich ein Saboteur freiwillig meldet, bekommen er und derjenige der ihn zum Gendamerieposten gebracht hat, je einen Liter Wodka, 5 Liter Öl und 5 kg Mehl. Das gibt erstens einmal einen schönen Rausch und zweitens ist das ein ganz ansehnliches Honorar, das wir bei der Knappheit an Lebensmitteln hier bestens verwerten können.

So wurden diese Fallschirmspringer in friedliche Leute verwandelt. Es waren auch Frauen darunter, die Funkgeräte bedienen sollten, und es befanden sich unter diesen auch halbwüchsige Kinder, die seinerzeit in der Zahl von mehreren Tausenden während des großen spanischen Kampfes Francos gegen die Kommunisten schiffsladungsweise nach Rußland abtransportiert worden waren. Man hatte sie notdürftig ausgebildet, und damit sie nicht zu lange am Fallschirm hingen, wegen ihres geringen Gewichtes, belud man sie mit Maschinengewehrgurten und Gewehren. Diese Leute konnten mir also nicht gefährlich werden.

Es kam – soweit ich mich erinnere – nur zweimal vor, daß russische Brigadiere, das sind Parteiführer bei Arbeiten, von derartigen Saboteuren ermordet wurden, so hatte die deutsche Zivilverwaltung – das war meine Dienststelle des Generalbezirks in Melitopol mit mehreren hundert Personen besetzt, darunter an die hundert Frauen und Mädchen und fünf Betriebskommissariate mit ebenfalls insgesamt hundert Mitarbeitern, wozu dann noch die Landwirtschaftsführer kamen, vom Militär eingesetzt und von uns übernommen – nicht einen einzigen Verlust zu beklagen.

Ich konnte es mir leisten, wenn ich 200 km über die Steppe fuhr, nicht nur kein Begleitkommando mitzunehmen, sondern nicht einmal eine Pistole einzustecken, während zur selben Zeit in Rowno, wo der Sitz des Reichskommissars der Ukraine E. Koch war, auf der Hauptstraße am hellichten Tag Deutsche von ukrainischen Nationalpartisanen und sowjetischen Partisanen ermordet wurden. Diese Umstände blieben natürlich nicht verborgen.

Das Kriegsglück hatte sich gewendet, wir mußten die besetzten Gebiete räumen, ich transportierte noch, mit Hilfe der Volksdeutschen-Mittelstelle der SS über 20000 Frauen und Kinder nach Westen. Wie schon erwähnt, waren die Männer

zur Gänze verschleppt oder getötet worden. Die Deutschen waren teils katholische Pfälzer, teils Mennoniten. Auch kamen durch mein Gebiet auf dem Rückzug, als die Kaukasus-Front nach Stalingrad zusammenbrach, die mit uns sympathisierenden und den Bolschewismus fanatisch bekämpfenden Eliten der verschiedenen mohammedanischen Völker dieses Raumes, Tscherkesen, Kabartiner, Oseten, Oturguren, Atigäer sowie auch Kosaken, aber das wäre wieder ein anderes Kapitel. Jedenfalls hatte ich die alle in meinem Verwaltungsgebiet aufgenommen und betreute sie, schützte sie vor willkürlichen Übergriffen uneinsichtiger kleiner Ortskommandanten, sodaß ich sehr rasch ihre Sympathie gewann. Später setzten sie sich dann ab, und die sogenannten k.u.k. Verbände, die „Kosaken und Kaukasier-Verbände" nahmen ihren Weg bis in den Balkan, wo sie dann zum größten Teil durch den englischen Schurkenstreich beim Zusammenbruch in Kärnten an die Sowjets ausgeliefert und von diesen ermordet wurden.

Die Geschichte meiner Denkschrift

Warum ich diese Denkschrift und ihre abwechslungsreiche Geschichte der Öffentlichkeit übergebe? Es soll ein kleiner Beitrag zur Wahrheitsfindung sein. Es ist in den letzten Jahrzehnten seit 1945 über die davorliegende Zeit soviel Unfug geschrieben worden, soviel an Verdrehung, an Lüge an Hetze verbreitet worden, daß ein naiver und unbefangener Leser kaum die Möglichkeit hat, sich ein klares Bild über diese Zeit zu machen.

Erst in jüngster Zeit hat man soviel Abstand gewonnen, um diesen Ereignissen sachliche Betrachtungen zu widmen, und hier soll nicht unerwähnt bleiben, daß es vor allem das Ausland ist, daß es amerikanische, französische, englische Historiker sind, die sich bemühen, einen Weg aus diesem Gestrüpp herauszufinden und an Hand von sachlichen Untersuchungen zur Wahrheit vorzustoßen.

Wenn man die alte kaiserliche und königliche Monarchie be-

wußt erlebt hat, wenn man aus diesem Staat, in dem 11 Sprachen gesprochen wurden und der im Kleinen das gewesen ist, was man heute im Großen als ein vereintes Europa vergeblich zu schaffen versucht, dann hat man hier die Voraussetzung mitgebracht, mit den Problemen fertig zu werden, die sich ergeben, wenn man mit Fremdvölkern zu tun hat, wenn man sich aufgrund von 1000 Jahre Geschichte bewußt ist, daß den Deutschen, man mag dies nun gerne hören oder ungern und als Anmaßung und Überheblichkeit verdammen, in Europa die Rolle eines Primus inter pares zukommt, so kann man aus dieser Denkschrift doch vielleicht entnehmen, daß es zum Wohl aller Beteiligter ist, an die Probleme so heranzugehen, wie es der Verfasser in den ihm gegebenen kleinem Rahmen getan hat.

Ich würde es für Überheblichkeit und Anmaßung halten, das alles nachträglich heute auszusprechen. Anders ist es aber, wenn man heute dem Zeitgenossen Kunde gibt, was man damals geplant und getan hat, und glaubt, dies auch heute noch mit gutem ehrlichen Gewissen vertreten zu können.

Ich stehe nicht allein da mit dieser Auffassung, mir liegen mehr als zwei Dutzend Veröffentlichungen verschiedenster Art vor, in denen mein Vorgehen positiv beurteilt wird. Wobei ich nicht weiß, in wievielen anderen Fällen, die mir nicht bekannt geworden sind, dies ebenfalls der Fall gewesen ist.

Ich erinnere mich noch gut, als ich während meiner Gefangenschaft in Nürnberg zum stellvertretenden Generalankläger, dem Professor einer obskuren amerikanischen Universität und ehemaligen preußischen Oberregierungsrat Kempner geholt wurde. Im Rahmen meiner Einvernahme brachte Kempner das Gespräch auf meine Denkschrift über die Verwaltung der besetzten Ostgebiete, die die Amerikaner bei den Akten des Innenministeriums in Berlin aufgefunden hatten.

So ist aus der Versenkung unter den vielen Dingen, die ich geschrieben habe, diese Denkschrift in unerwarteter Weise wieder aufgetaucht und ans Tageslicht gekommen und hat sich in einer ebenso unerwarteten Weise ausgewirkt. Es war wohl ein Jahr später, als ich mal am Jungfernstieg in Hamburg Bohle traf, den

Gauleiter des Auslandsgaues; wir begrüßten uns, und dann kam sein Vorwurf, du mit deiner verdammten Denkschrift. „Was soll das?“ sagte ich, „was willst du damit sagen?“ Bohle war einer derjenigen, die im letzten Prozeß, wo so alles, was noch nicht verhandelt worden war, nach Juristen, Ärzten, Diplomaten u.s.w. hineingestopft wurde und den wir den „letzten Omnibus“ nannten, und er erzählte mir: „Wenn irgend jemand während des Prozeßverlaufs sagte, Hitler konnte man nicht widersprechen, dann sagte Herr Kempner lediglich zu irgendeinem seiner Leute, geben Sie mir mal die Denkschrift von Frauenfeld über die Verwaltung der besetzten Ostgebiet her, und las uns dann seitenweise vor, was du da geschrieben hattest!“ Ich konnte lediglich bedauernd feststellen, daß ich für die Genauigkeit der deutschen Bürokratie, die alles so gut aufhebt, ebenso wenig könne, wie für den Spürsinn der Amerikaner, die derartige Dinge aufgefunden haben.

Einmal während der Internierung kam, wie ich mich nun erinnere, doch die Sprache auch auf meine Auskunft, es war dies Julius Schaub, mit dem ich einige Zeit zusammen war, einer der Männer, die sich ständig in der engsten Umgebung Hitlers befanden, der offiziell die Bezeichnung eines Adjutanten führte, der aber in Wirklichkeit ein Mädchen für alles war, und der mir sagte: „Mensch, du mit deinen Denkschriften, der Führer, der hat sich über deine Frechheiten köstlich amüsiert und auf die Schenkel geklopft!“ Ich konnte ihm nur erwidern, daß ich mich freue zu hören, daß die Denkschrift den Adressant erreicht hat. Daß mir das leider zu wenig war und daß die Konsequenzen die hier gezogen werden konnten, soweit überhaupt, viel zu spät gezogen wurden.

Damit möchte ich meine Einleitung schließen und nun die Denkschrift selber sprechen lassen, die deswegen bedeutsam ist, weil sie sich unter der Nummer 5394 bei den Nürnberger Prozeßakten befindet, die sich in sämtlichen Universitäten der westlichen Welt und in zahlreichen Bibliotheken befindet, und die seither immer wiederum in den Schriften von Historikern aufgetaucht ist.

Geheim!

Der Generalkommissar
für die Krim
Gauleiter A. E. Frauenfeld
F/Lu.
V.S.Nr. 1282/44 g
Adjtr.Tgb.Nr. 575/44 g

Wien XIII 10. Februar 1944
Weidlichgasse 1
Handschriftl.:
R Führer SS
bitte vorlegen. 9. III.
(Darunter Eingangsstempel
v. 18. 3. 44)

Denkschrift
über die Probleme der Verwaltung der besetzten Ostgebiete[1]

Je länger große Teile des europäischen Kontinents von den deutschen Truppen erobert sind und von deutschen Behörden verwaltet werden müssen, um so bedeutsamer werden die Fragen, in welcher Art eine solche Verwaltung vor sich zu gehen hat, wie die Bevölkerung zu behandeln ist. Insbesondere in den Zeiten unvermeidbarer Krisen, die sich bei einem lange dauernden Krieg und bei den sich ergebenden Schwankungen des Kriegsglücks ergeben, kann den Fragen der Behandlung und damit der Stimmung der Bevölkerung besetzter Gebiete nicht nur kriegswichtige, sondern sogar kriegsentscheidende Bedeutung zukommen.

Die einzelnen Koeffizienten, deren Resultierende das Verhältnis der Bevölkerung des besetzten Gebietes zum deutschen Volk ergibt, können in zwei Gruppen geteilt werden. In der einen Gruppe sind alle jene Elemente enthalten, die von der Bevölkerung des besetzten Gebietes ausgehen, die andere Gruppe wird bestimmt von den Maßnahmen und dem Verhalten der deutschen Besatzungs- und Verwaltungsbehörden.

Im Verlauf des Krieges sind in Europa Landstriche besetzt worden, deren Bevölkerung uns von Anbeginn an feindlich gegenüberstand, wie dies in Polen, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen der Fall war. Andererseits aber wurden Länder besetzt bzw. erobert, deren Bevölkerung die deutschen Truppen als Befreier begrüßte, und die der deutschen Verwaltung absolut positiv gegenüberstand. Dies war bei einigen Völkerschaften des Balkans und des Baltikums, vor allem aber bei den Ukrainern, der Fall.

---

[1] Bei der Wiedergabe wurden nur Schreibfehler verbessert. Auf Exemplar 2 befindet sich rechts oben ein „HH", die Paraphe Himmlers.

Dieses seiner Zahl nach zweitgrößte Volk des Kontinents (wenn wir die Russen Europa nicht mehr zuzählen), von dessen mehr als 40 Millionen Menschen dreiviertel unter deutsche Zivil- und Militärverwaltung kamen, empfing die deutschen Soldaten jubelnd, als Befreier vom verhaßten Joch des Bolschewismus und brachte ihnen größtes Vertrauen und Sympathie entgegen.

Dem gegenüber steht das Meisterstück falscher Behandlung und die ebenso ansehnliche wie erstaunliche Tat, binnen einem Jahr ein absolut deutschfreundliches Volk, das in uns den Befreier bejubelte, als Partisanen in die Wälder und Sümpfe zu treiben und damit den Verlauf der Ereignisse im Osten maßgeblich negativ zu beeinflussen.

Daß sich die Dinge in dieser Art und Weise entwickelten, kann nur zu einem geringen Teil darauf zurückgeführt werden, daß das ukrainische Volk von seinen Befreiern Dinge erwartete, die nicht auf der Linie unserer Politik lagen, wodurch eine Enttäuschung ausgelöst werden mußte, die sich allmählich in eine Gegnerschaft verwandelte. Es ist vielmehr so, daß an diesem unglückseligen Ablauf der Ereignisse überwiegend die ebenso unrichtige wie unverständliche Haltung eines Teiles der zuständigen Dienststellen bzw. einiger Einzelpersonen die Schuld trägt.

Der Kurs einer rücksichtslosen Brutalität, die Behandlung der Einwohner des Landes nach Gesichtspunkten und Methoden, wie sie in vergangenen Jahrhunderten farbigen Sklavenvölkern gegenüber angewandt wurde, und die jeglicher vernünftigen Politik hohnsprechende Tatsache, daß die Mißachtung dieses Volkes nicht nur in der Behandlung seiner Angehörigen ihren Ausdruck fand, sondern bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit auch immer wieder ausgesprochen, ja sogar gedruckt und in Flugblättern verbreitet wurde, geben Zeugnis von einer Instinktlosigkeit in der Behandlung von Fremdvölkern, die im Hinblick auf ihre Folgen nicht anders als erschütternd und katastrophal bezeichnet werden muß.

Bei dieser Feststellung angelangt, muß mit größtem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß es sich nicht etwa so verhält, wie es den höchsten Stellen gegenüber seitens des Reichskommissars für die Ukraine[2] immer wiederum dargestellt wurde, daß sich zwei Lager gebildet hätten, auf der einen Seite befänden sich die Leute, die in erster Linie die Interessen Deutschlands im Osten wahrnehmen wol-

---

[2] = Erich Koch.

len, und auf der anderen Seite stünden die Phantasten und Weichlinge, die in geradezu hochverräterischer Weise ihren „Ostkomplex" ihrer „russischen Seele" die deutschen Interessen den Fremdvölkern zuliebe zurückstellen, ja sogar zu opfern bereit wären.

Durch diese vollständige Verzerrung des tatsächlichen Sachverhaltes wurde ein völlig falsches Bild von der tatsächlichen Lage erzeugt.

Denn diese war vielmehr so:

Auf der einen Seite befanden sich Personen, die nur in der Lage waren, eine ihrem Temperament, ihrem Wesen und ihrem Bildungsgrad entsprechende Politik zu machen: – „Die Politik mit dem Vorschlaghammer".

Auf der anderen Seite standen jene Personen, die – vielfach Grenz- und Auslandsdeutsche, aufgrund ihres theoretischen Wissens und ihrer praktischen Erfahrungen den Standpunkt vertraten, daß die Politik der Brutalität und Gewalt auf längere Sicht nicht mit Erfolg angewendet werden kann, sondern das die Verwaltung besetzter Gebiete sich auf einer höheren Ebene bewegen müsse und daß man die – allerdings – kompliziertere und schwierigere, aber dafür auch erfolgverheißendere Methode der Völkerführung anwenden müsse.

Der Verdacht irgendwelcher Sentimentalitäten oder gar besonderer, den Interessen des deutschen Volkes zuwiderlaufenden Sympathien für die Ostvölker, der immer wieder ausgesprochen wird, um die Beweisführung von dieser Seite zu mißkreditieren, kann nicht scharf genug und nachdrücklich zurückgewiesen werden. Es ist erschreckend, wie wenig gewisse Menschen die Geschichte kennen und sich um die Lehren kümmern, die wir ihr entnehmen können, um Fehler zu vermeiden und richtig zu handeln. Immer hat sich auf längere Sicht eine Politik, die ihre Ziele auf kaltem Wege zu erreichen sucht, als die richtigere und erfolgreichere erwiesen. Für ein beherrschtes Volk wird sie sich viel verheerender und nachteiliger auswirken, als die „Kopf durch die Wand-Politik der Bullen und Saubären", und ein Kenner der Geschichte wird hundert Beispiele dafür anführen können, daß Druck allemal Gegendruck erzeugt, und daß ein Volk auf dem Amboß nur allzu oft, statt zerschlagen zu werden, stahlhartgehämmert wurde, während eine elastische Taktik in der Behandlung sich allemal als aufspaltend und zersetzend erweist und rasch und verläßlich zu dem gewünschten Ergebnis führt.

Über das Grundsätzliche hinaus war es aber auch das Törichte, daß die Vertreter der sturen Gewaltpolitik diese nicht nur anwendeten,

sondern außerdem beharrlich und bei jeder unpassenden Gelegenheit davon sprachen, und daß sie in ihren Bedrohungen und Verächtlichmachungen der Einheimischen viel weiter gingen, als sie es dann in ihren Handlungen aufgrund der unzureichenden Machtmittel sein konnten. Wenn sich vielleicht darüber streiten läßt, ob man solche Dinge tut, so dürfte wohl darüber kein Zweifel bestehen, daß man darüber auf jeden Fall zu schweigen hat und nicht unablässig davon spricht.

Es gehört schon eine an Beschränktheit grenzende Naivität dazu, zu glauben, daß sich im 20. Jahrhundert ein Volk, das eine zwar erschütternd traurige Geschichte, aber dennoch eine geschichtliche Vergangenheit aufzuweisen hat, und das – wenn es auch anders geartet ist wie das deutsche Volk – unstreitig gewisse rassische und charakterliche Qualitäten aufzuweisen hat, unablässig herabsetzen und beschimpfen lassen wird und dabei freudig und womöglich freiwillig seine Arbeitskraft und seine Leistungen in den Dienst des Zwingherrn stellen wird.

Wenn dann noch die englische Politik in den Kolonien des Empire als Erklärung und Entschuldigung für ein solches sinnloses Verhalten angeführt wird, und ein deutscher Herrenstandpunkt einem Sklaventum slawischer Mischvölker gegenübergestellt wird und laut und lärmend betont wird, dann muß wohl festgestellt werden, daß selbst eine von der Gegenseite geplante und bezahlte Katastrophenpolitik sich kaum so verheerend auswirken könnte, wie die Maßnahmen, die aus einem solchen Ungeist entspringen.

Jedes Volk, aber insbesondere naive und etwas primitive Naturmenschen, die sich trotz eines Vierteljahrhunderts bolschewistischer Heimsuchung außerordentlich gesunde sittliche Kräfte bewahrt haben – was zu denken geben sollte – besitzen das starke Unterscheidungsvermögen zwischen Härte und Unrecht, zwischen Strafe und Willkür, das auch dem Kinde eigen ist.

Es sei in diesem Zusammenhang ausdrücklich betont, daß es auch auf seiten der Verfechter einer „verständigen" Ostpolitik niemanden gibt, der auch nur eine Sekunde vor den schwerwiegendsten und rücksichtslosesten Handlungen zurückschrecken würde, wenn die Interessen des deutschen Volkes es erfordern würden. Es erscheint gerechtfertigt und vor der Geschichte zu verantworten, wenn die harte Notwendigkeit es unerbittlich fordert, auch Tausende und Hunderttausende Angehöriger fremder Völker sterben zu lassen, wenn es für die Zukunft und den Sieg des deutschen Volkes unerläßlich ist. Eine solche Hand-

lung wird auch vor dem Gericht der Weltgeschichte bestehen können. Die Tötung aber auch nur eines einzigen Menschen, ohne daß diese von einer höheren Notwendigkeit geboten wird, ist ein Mord, und solche Handlungen sind allemal von der Geschichte verurteilt worden, und die Täter wurden von der Weltgeschichte mit dem Furchtbarsten bestraft, mit dem Mißerfolg!

Zu der aus Beschränktheit und Veranlagung geborenen Taktik der Brutalität tritt noch meist ein völliges Mißverstehen politischer und weltanschaulicher Ideen. Es kann wohl als der Gipfelpunkt der Verblendung bezeichnet werden, wenn Leute glauben, während des Krieges bereits die grundsätzlichen für unsere Politik im Osten nach dem Krieg maßgeblichen Gesichtspunkte ohne Rücksicht auf ihre psychologischen Auswirkungen vertreten zu müssen. Eine derartig starre, dogmatische Haltung beweist, wie ungeeignet derartige Menschen sind, Fremdvölker zu führen; denn eine solche Aufgabe verlangt bei einer unerbittlichen Härte in den letzten und höchsten Fragen weitgehendste Elastizität und Geschmeidigkeit sowie Anpassungsvermögen in Fragen der Taktik, von denen die Strategie der Ostpolitik in keiner Weise berührt zu werden braucht. Während eines Krieges, der mit so ungeheuren Opfern geführt wird und bei dem es um die letzten Entscheidungen geht, darf es nur einen Gesichtspunkt geben:

Welche Handlungen sind notwendig, um zur siegreichen Beendigung des Krieges beizutragen.

Es zeigt, wie sehr die nach außen Brutalität und Herrenmenschentum zur Schau tragenden Personen innerlich Spießbürger ohne Format sind, wenn sie die Gesichtspunkte der bürgerlichen Moral auf die Probleme der Weltgeschichte anwenden und erklären, daß schon heute grundsätzliche Fragen so behandelt werden müssen, wie es unseren späteren Absichten in der Behandlung und Verwaltung der Ostländer entspricht, weil wir doch nicht in einigen Jahren eine andere Haltung einnehmen können wie heute. Gerade das Gegenteil ist zutreffend. Wenn ich vor der Wahl stehe, eine mit meiner Politik übereinstimmende Handlung zu begehen, die geeignet ist, bei den beherrschten Völkern Erbitterung und Feindseligkeit auszulösen, oder ich habe die Möglichkeit, statt dessen eine propagandistische wirksame Handlung zu setzen, die nicht völlig auf der Linie einer zukünftigen Politik liegt, so besteht doch wohl keinen Augenblick ein Zweifel, daß es richtig ist, die der politischen Linie nicht ganz entsprechende, aber für den Kriegsverlauf erfolgversprechende Handlung zu begehen.

Wenn das deutsche Volk den Krieg gewonnen hat, wird niemand es daran hindern können, seine Maßnahmen im einzelnen sowie seine Politik im ganzen jeder beliebigen Revision zu unterziehen, und die Weltgeschichte wie die deutsche Geschichte sind reich an Beispielen, in denen im Nachhinein völkerrechtliche und juristische Formulierungen gefunden wurden, oder in denen den Vertragspartnern ein widriges Verhalten nachgewiesen werden konnte, wodurch es möglich war, seinerzeitige Zusagen oder Abmachungen aufzuheben oder der neuen Lage entsprechend abzuändern.

Es war unzweifelhaft richtig, in den ersten Monaten des Ostfeldzuges, in denen man sich der Illusion hingab, daß nach den vorangegangenen vier Feldzügen ein fünfter Blitzfeldzug folgen würde, die Politik der Rücksichtslosigkeit und Brutalität zu vertreten, da diese zweifellos geeignet ist, in kurzen Zeiträumen ein Maximum an Leistungen herauszuholen.

Als sich dann zeigte, daß die Vorgänge im Osten für uns eine ununterbrochene Kette von Überraschungen waren, wäre es notwendig gewesen, die Elastizität zu zeigen und auch den Mut zu finden, der geänderten Kampflage und der grundsätzlich geänderten militärischen Situation auch eine grundlegende Änderung in der Art der Verwaltung des Landes folgen zu lassen. Wenn sich dabei ergibt, daß die Personen, denen man eine Politik der Rücksichtslosigkeit und kraftvollen Auswertung für den Fall eines Blitzkrieges anvertraut hat, nicht die Anpassungsfähigkeit und Wendigkeit besitzen, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, wäre es notwendig gewesen, durch einen entsprechenden Personenwechsel auch den nötigen Kurswechsel herbeizuführen.

Selbst wenn in den besetzten Ostgebieten, vor allem aber in der Ukraine, die Politik der Rücksichtslosigkeit *grundsätzlich* richtig wäre, wäre sie nicht nur propagandistisch und damit im Hinblick auf den Kriegsverlauf falsch, sondern sie wäre auch *taktisch* falsch, weil die Hoheitsverwaltung niemals über die notwendigen Exekutivmittel verfügt, um eine solche Politik mit der notwendigen Konsequenz und Härte vertreten zu können.

Die Bevölkerung dieses Raumes aber war durch den Bolschewismus auf dem Gebiet der brutalen Gewalt abgehärtet und kaum etwas anderes gewohnt, und es war zu bedenken, daß es außerordentlich gefährlich ist, dem Bolschewismus auf dem Gebiet der Gewalt und des Terrors, auf dem er Meister ist, zu folgen und dadurch unwillkürlich Ver-

gleiche seitens der einheimischen Bevölkerung herauszufordern, die zu unseren Ungunsten ausgehen mußten und damit zu einer Verminderung unseres Ansehens und des Respektes vor uns führen mußten.

Zu all den grundsätzlichen Irrtümern, die hier begangen wurden, gesellt sich noch der Umstand einer gänzlich uneinheitlichen Behandlung der entscheidendsten und wichtigsten Fragen.

Es konnte auch der an sich nicht unintelligenten Bevölkerung, die durch die Zeit der Sowjetherrschaft – wie alle unterdrückten Völker – sehr hellhörig dem sie beherrschenden deutschen Volke gegenüber geworden war, nicht lange verborgen bleiben, daß zwischen Hoheitsverwaltung und Wehrmacht sowie innerhalb der Hoheitsverwaltung Unstimmigkeiten in den grundsätzlichsten Fragen bestanden, die nicht nur den Angehörigen der einzelnen Verwaltungen außerordentlich zu schaffen machten und ihre Arbeitskraft lähmten, sondern bis in die letzten Verästelungen der Verwaltung ausstrahlten und damit auch in sichtbarster Weise der Bevölkerung gegenüber zutage traten.

Ich möchte diese allgemeinen und grundsätzlichen Feststellungen in nachfolgendem ergänzen durch eine Reihe von konkreten Beispielen, die auch dem nicht mit dem Gegenstand Vertrauten zeigen müssen, in welcher unverantwortlichen und leichtsinnigen Weise die schwer erkämpften militärischen Erfolge aufs Spiel gesetzt worden sind.

1) Als Offizier an der Ostfront tätig, war ich Augenzeuge der ersten Verleihung von Sturmabzeichen an die russischen und ukrainischen Angehörigen landeseigener Verbände. Wenige Wochen später unternahm Reichskommissar Koch im Sonderzug mit den neu ernannten Generalkommissaren eine Informationsfahrt nach Rowno und Kiew, und bei dieser Gelegenheit gab er als letzte Weisheit der durch ihn vertretenen Politik im Reichskommissariat Ukraine den Satz von sich:

„Wenn ich einen Ukrainer finde, der wert ist, mit mir an einem Tisch zu sitzen, muß ich ihn erschießen lassen."

Wenn derartige Gedankengänge bloß gedacht – aus Gründen, die ich noch anführen werde – verhängnisvoll sein können, so erscheint es eine unverständliche Verblendung, wenn man diese und ähnliche Dinge bei jeder Gelegenheit ausspricht und andere sie . . . wie er sich räuspert und wie er spuckt . . . bei den nachgeordneten Dienststellen nachplappern, weil es so forsch und herrisch klingt, daß jedem Inspektor und Sekretär das Herz höher schlägt; spricht er es so aus, so können diese Aperçus den Einheimischen nicht lange verborgen bleiben! Da aber schließlich jeder Hund einen Sinn dafür hat, zu

erkennen, ob man ihm wohl oder übel will, darf es nicht wundernehmen, daß auch der Ukrainer es bemerkt und seine Einstellung danach richtet.

2) Die Wehrmacht bemühte sich, in den von ihr verwalteten Gebieten das Schulwesen aufzubauen. Zumindest 8–10klassige Schulen und darüber hinaus höhere Fach- und Spezialschulen wieder zu eröffnen oder neu ins Leben zu rufen, wobei sie – wie in anderen Fällen auch – zweifellos zu weit ging und des Guten zu viel tat, insbesondere weil sie immer wieder in sehr großzügiger Weise Dinge versprach, die bei bestem Willen nicht zu halten waren. Die der Wehrmacht zeitlich und räumlich nachfolgende Zivilverwaltung hatte den strengen Befehl, die von der Wehrmacht geschaffenen Schulen und Schulklassen bis auf vierklassige Elementarschulen wieder aufzulösen, und auch diese Schulen waren nur unter Verhältnissen gestattet, die praktisch in kaum einem einzigen Fall gegeben waren, so daß ein Generalkommissar, der die vom Reichskommissar erteilten Schulerlässe weisungsgemäß durchgeführt hätte, in seinem Gebiet das gesamte Schulwesen zerstören mußte.

Dies war vom grundsätzlichen Standpunkt aus gesehen völlig falsch. Denn einmal setzte diese Schulpolitik die Zivilverwaltung in einen krassen Gegensatz zur Militärverwaltung, forderte gleichzeitig die Kritik der Bevölkerung in der Richtung heraus, daß die Leute mit der grauen Uniform und dem Vogel an der rechten Seite ihnen freundlich gesinnt und wohlwollend seien, während die mit den braunen Uniformen und dem Vogel am Arm ihnen feindselig gegenüberstehen. Daß gerade in diesem Fall nicht nur zwischen Wehrmacht und Hoheitsverwaltung, sondern auch innerhalb derselben tiefgehende Gegensätze bestanden, die bis zu der gegenseitigen Aufhebung und Außerkraftsetzung von Erlässen führten, blieb auch den nachgeordneten Dienststellen nicht verborgen, auf deren Rücken der Streit ausgetragen wurde.

Dabei ereignete sich, daß der RKU[3] einen außerordentlich maßvollen und vernünftigen, allgemein begrüßten erlaß des RMO[4] aufhob. Wohl ein Novum einziger Art in der Geschichte der deutschen Verwaltung, daß eine nachgeordnete Dienststelle einen Erlaß der vorgesetzten Dienststelle aufhebt:

---

[3] Reichskommissar für die Ukraine = Erich Koch.

[4] Reichsminister f. d. besetzten Ostgebiete = Alfred Rosenberg.

Der Ukrainer, insbesondere die Frauen, sind außerordentlich lerneifrig, und man konnte aus ihrem Munde hören:

„Bei den Bolschewiken haben wir gehungert, aber wir konnten wenigstens etwas lernen. Bei Euch können wir nicht einmal lernen. Das zeigt, daß Ihr unsere Feinde seid, obwohl wir Euch als Freunde und Befreier empfangen haben und mit und für Euch zu arbeiten bereit waren."

In anderen Fällen argumentierte man wieder:

„Daß man uns, den Kolchosniken, die letzte Kuh aus den Stallungen nimmt, daß man uns Auflagen hinsichtlich der Getreideablieferung macht, die größer sind als die von den Sowjets geforderten, das mag mit der Härte des Kampfes und dem Umstand, daß Krieg ist, zu erklären sein, und es mag das gelten, was Eure Propaganda sagt. Daß Ihr aber unsere Schulen zusperrt, ist ein Beweis, daß Ihr uns verdummen wollt und daß Ihr unsere Feinde seid, Ihr könnt daher nicht von uns erwarten, daß wir für Euch Opfer bringen."

Selbst wenn es grundsätzlich richtig wäre, das Schulwesen der Ukraine weitgehendst einzuschränken, wäre es nicht notwendig gewesen, dies auf derart plumpe Weise zu machen. Das Argument, auch in Deutschland würden die Schulen für Erntearbeiten und anderes mehr geschlossen, und es ginge nicht an, daß der besiegte Feind bessere Schulverhältnisse habe als Deutschland, ist eine hohle Leitartikel- und Versammlungsphrase. Denn wenn es tatsächlich gerechtfertigt wäre, eine derartige Schulpolitik zu betreiben, wäre dies auf kaltem Weg viel einfacher und richtiger zu machen gewesen. Man hätte Schulen errichten können, noch und noch, und man hätte dann zu den verschiedensten Arbeiten, wie Feldbestellung, Baumwollpflücken, Getreide- und Obsternte usw. die Schulen immer wieder wochenlang sperren und Schüler und Lehrer zum Einsatz bringen können. Der Effekt wäre derselbe wie im anderen Fall gewesen, die propagandistische Auswirkung aber wäre ungleich günstiger und positiver gewesen.

Außerdem aber ist diese Schulpolitik grundsätzlich falsch. Deutschland ist außerstande, wie sich schon während des Krieges gezeigt hat, von seinen Akademikern oder schulisch gebildeten Fachleuten auch nur einen Bruchteil der benötigten Zahlen an die besetzten Gebiete abzugeben, da in Deutschland selbst Not an entsprechend fachlich gebildeten Kräften herrscht.

Es ist aber wieder nur eine demagogische Phrase, zu sagen: Der Ukrainer braucht keine Ärzte, wenn eine Seuche ausbricht, werden

eben Tausende oder Zehntausende krepieren. Denn erstens pflegen derartige Seuchen nicht an eine bestimmte Sprache oder Volkszugehörigkeit gebunden zu sein und würden dann vor den Angehörigen der deutschen Besatzungstruppen und der Hoheitsverwaltung nicht haltmachen, sondern sie genauso befallen, und außerdem würde bei einer weiteren Verminderung der Menschen in dem ohnedies schon bevölkerungsarmen Land die Nutzleistung weiter zurückgegangen sein, was sich für uns als höchst nachteilig erwiesen hätte. Auch besteht wohl für den Kenner des Ostens kein Zweifel, daß die einheimische Bevölkerung Seuchen und Epidemien besser durchgestanden hätte, als die deutschen Truppen und Verwaltungsbeamten, und daß sie auch Menschenausfälle rascher durch ihre Geburtenzahl auszugleichen vermocht hätte als wir.

Bei anderen Berufen liegen die Dinge noch viel krasser. Wenn ein Mangel an Veterinären die Viehbestände verschlechtert oder vermindert, würde der Schaden für uns zumindest ebenso groß sein wie für die einheimische Bevölkerung. Ein Mangel an fachlich geschulten landwirtschaftlichen Kräften würde die Leistungen und damit die Erträge der Landwirtschaft zu unserem Schaden vermindert haben.

Durch den Traktor und die komplizierten landwirtschaftlichen Maschinen, durch Windmotor und Bewässerungsanlagen sind in diesem Lande Technik und Landwirtschaft so stark verfilzt, daß auch der Techniker, Mechaniker, Schmied usw. von größter praktischer Bedeutung ist.

Es gehört schon ein ausgiebiges Maß von Torheit und Kurzsichtigkeit dazu, wenn man glaubt, ein besetztes Gebiet am besten ausbeuten zu können, wenn man die Bevölkerung verblöden und verrecken läßt. Die Geschichte aller Kolonialstaaten lehrt, daß Kolonien nicht Dorados sind, aus denen man mühelos Gewinne schöpfen kann, sondern ungeheuer viel Geld und Arbeit kosten, daß sie allerdings dann investierte Werte und aufgewandte Arbeit in einer Weise verzinsen, die um ein Vielfaches über dem liegt, was das Mutterland bieten kann.

3) Ähnlich verhält es sich mit dem Verbot kultureller Einrichtungen. Wiederholt erging der Befehl seitens des Reichskommissars, Theater und andere Vergnügungsorte und -stätten zu sperren. Die Wehrmacht ihrerseits hatte sich bemüht, wo immer es möglich war, derartige Kulturstätten offenzuhalten, teils um sie ihren Soldaten zugänglich zu machen, teils um sie der Bevölkerung zur Verfügung zu stellen.

Es wäre zweifellos richtig, wenn man durch Krieg und seine Härte

gezwungen ist, zahlreiche unpopuläre und die Bevölkerung bedrükkende Maßnahmen zu ergreifen, daß man zum Ausgleich dafür das harmlose Ventil der Vergnügungsveranstaltungen wählt, um den Menschen wenigstens etwas zu bieten, insbesondere, wenn es sich um ein derartig unverbildetes und naives Volk handelt wie die Ukrainer, die für Spiel und Tanz sogar bereit sind, Hunger auf sich zu nehmen. So zum Beispiel hat es sich vorzüglich bewährt, der Landbevölkerung bei den großen Arbeitseinsätzen der Herbst- und Frühjahrsbestellung und Ernte als Abschluß ein Fest zu versprechen mit Tanz, Gesang und den unerläßlichen leiblichen Genüssen, was zur Folge hatte, daß erstaunliche Leistungssteigerungen erzielt wurden.

Ich fühle mich besonders berechtigt, über diese Dinge zu urteilen, weil ich nicht nur theoretische Kenntnisse auf diesem Gebiet besitze, sondern weil jederzeit Landesbauernführer Körner und seine Mitarbeiter bezeugen können, daß gerade im taurischen[5] Teil des Generalbezirks auf landwirtschaftlichem Gebiet Höchstleistungen erreicht worden sind und bei einer hundertprozentigen Feldbestellung, deren Güte von allen Fachleuten begeistert gelobt wurde, Überschüsse erzielt wurden, die ein Vielfaches über dem Anteil liegen, der meinem Generalbezirk nach Fläche und Bevölkerungszahl im Reichskommissariat Ukraine zugekommen wäre.

Ich habe diese Leistungen erzielt, weil ich nach dem (eigentlich selbstverständlichen) Grundsatz handelte, daß Leute, die anständig arbeiten, auch anständig behandelt werden sollen, und weil ich mit Erfolg allen meinen Mitarbeitern immer wieder einschärfte, daß der Grundsatz des Bauern, der seine Pferde und Zugochsen und seine Milchkühe im eigenen Interesse anständig behandelt, damit er Höchstleistungen aus ihnen herausholen kann, auch für unser Verhalten dem Ukrainer und Russen gegenüber maßgebend sein muß, wenn es keine anderen Gründe für ein solches Verhalten geben sollte.

Die Bewohner des Ostens haben in ihrer Erdverbundenheit und Naturnähe die Instinktsicherheit des primitiven Naturmenschen und empfinden, auch ohne daß man viel Worte macht, ob ihnen jemand wohlwollend gegenübersteht, oder ob er gegen sie nur Verachtung empfindet. Aus diesen Imponderabilien setzt sich dann die Stimmung eines Gebietes zusammen und beeinflußt die Haltung der Leute und

---

[5] Gemeint ist die Landschaft um Melitopol in den heutigen ukrainischen Oblasti Saporoshje und Cherson.

ihre Arbeitsleistungen. Dies alles liest sich selbstverständlich und einleuchtend. Tatsächlich aber ist es so, daß ein Eintreten für diese Grundsätze seitens des RKU[6] mit Gehässigkeiten aller Art beantwortet wurde.

Wenn ich in Taurien durch über ein Jahr meiner Tätigkeit, obwohl die Sowjets immer wieder Abteilungen von Fallschirmspringern als Saboteure und Aufwiegler absetzten, aus den Kreisen der Bevölkerung heraus *nicht einen einzigen Fall* von Sabotage oder einer Verwundung oder gar Ermordung eines Deutschen aufzuweisen hatte, liegt das nicht etwa daran – wie man wieder einmal in Unkenntnis der Verhältnisse behauptete –, weil zur Partisanenbildung Wald und Sumpf notwendig seien, die beide in der Steppe fehlten, sondern es liegt vielmehr an der grundsätzlich anderen Behandlung, die ich der Bevölkerung zuteil werden ließ.

Nach der russischen Revolution 1917 war gerade die Nogaische Steppe und die Südukraine der Raum, aus dem eine Reihe der bekanntesten Bandenführer hervorgegangen sind, womit derartige Behauptungen, es läge am Land und an den Leuten und nicht an der Behandlung durch die deutschen Behörden, widerlegt sein dürften.

4) Zu welchen paradoxen Situationen immer wieder das Fehlen einer einheitlichen Ausrichtung der Wehrmachts- und Hoheitsverwaltungspolitik führte, möge folgendes Beispiel, das anstelle vieler anderer gesetzt wird, zeigen:

Die Wehrmacht tolerierte es nicht nur, sondern begrüßte es im Interesse der Stimmung der Wehrmacht, wenn die Soldaten zur Bevölkerung ein gutes Verhältnis fanden, das in vielen Fällen auch in den intimen Beziehungen zu den Frauen des Landes zum Ausdruck kam.

Im Gegensatz dazu wurde seitens des Reichskommissars[7] für alle nicht der Wehrmacht angehörigen deutschen Staatsangehörigen ein strenges Verbot erlassen, Beziehungen zu Einheimischen zu unterhalten und für den Fall der Übertretung dieses Befehls die Einleitung eines Parteigerichtsverfahrens befohlen, das den Ausschluß aus der Partei und damit die Unwürdigkeit für den Osteinsatz nach sich ziehen mußte. Sollten dafür wieder Vergleiche mit der englischen Kolonialpolitik maßgebend gewesen sein, so ist dem zweierlei entgegenzuhalten, einmal daß der Engländer in den Kolonien unter ganz anderen

---

[6] Reichskommissar f. d. Ukraine = Erich Koch.
[7] für die Ukraine = Erich Koch.

Verhältnissen lebte wie die Deutschen in der Ukraine, zweitens daß der – etwa vermutete – Grund, man wolle das Ansehen nicht mindern und keine Willkür der Polsterkatzen züchten, hinfällig ist, da man das Verhältnis mit den Volksdeutschen duldete, die vielfach ihre Position mehr mißbrauchten, als die Russen oder Ukrainer. Denn wenn sich diese Maßnahmen vielleicht theoretisch ganz schön und richtig anhörten, ergab sich praktisch folgender, anderer Sachverhalt:

Auf der einen Seite Millionen von Wehrmachtsangehörigen, für die genau das Gegenteil von dem gilt, was für die etwa 4000 Angehörigen der Zivilverwaltung angeordnet wurde. Schon allein aus diesem zahlenmäßigen Mißverhältnis ergibt sich, daß hier weder von einem verpflichtenden Beispiel der zivilen Reichsdeutschen die Rede sein kann, noch von irgendwelchen praktischen Auswirkungen, durch die diese Weisung letzten Ende gerechtfertigt erscheinen könnte.

Andererseits ergibt sich aber in der Praxis folgendes: Ein Stützpunktleiter, das heißt irgendein kleiner Landwirt oder Gutsbesitzer aus Deutschland, der als Sonderführer zur Wehrmacht eingezogen wurde, muß im Osten ein Gebiet von Zehntausenden Hektar als einziger Deutscher unter Zehntausenden von Einheimischen verwalten. Die nächste militärische oder zivile Dienststelle oder der nächste Gendarmerieposten ist, da dem Landwirtschaftsführer nur Reitpferd und Pferdewagen zur Verfügung stehen, oft eine Tagesreise weit entfernt. Hatte der Betreffende nun, wie es meist in der Praxis der Fall war, eine russische oder ukrainische Studentin zur Dolmetscherin, so unterhielt er auch meist intime Beziehungen zu ihr, was ihm seitens der Wehrmacht in keiner Weise verübelt wurde und auch bis zur Stunde nicht verübelt wird. Geht nun das Gebiet in die Hoheitsverwaltung über, so ändert sich für diesen Mann praktisch nichts, nur daß der Vorgesetzte, den er in großen Abständen zu sehen bekommt, keine graue, sondern eine braune Uniform trägt. Er selbst behält seine Uniform an, weil nicht genügend Uniformen vorhanden sind, um die La.-Führer[8] neu einzukleiden. Auch seine Arbeit geht weiter wie bisher. Nur eines hat sich geändert, wenn der Mann nach der Überleitung der Verwaltung des Landes in die Zivilverwaltung seine Beziehungen zu der Ukrainerin nicht sofort abbricht, wird er vor ein Parteigericht gestellt, aus der Partei ausgeschlossen und für ostunwürdig erklärt und ihm auch in der Heimat dadurch großer Nachteil bereitet. Er wird dem

---

[8] = Landwirtschaftsführer.

um so verständnisloser gegenüberstehen, als sich wahrscheinlich zur selben Zeit, da seine Existenz aus obigen Gründen vernichtet wird, ein Unteroffizier oder Feldwebel einer im Ort stationierten Wehrmachtseinheit dasselbe Mädel zur Freundin nehmen wird, ohne daß irgend jemand das geringste daran findet.

Noch unverständlicher für den einfachen Verstand eines La.-Führers wird die Sache aber, wenn man bedenkt, daß sein Nachbar, der sich eine Volksdeutsche zur Dolmetscherin genommen hat, die oft (um nicht „meist" zu sagen) rassisch schlechter aussieht als eine Ukrainerin, und deren deutsche Sprachkenntnisse, wie die Praxis lehrte, vielfach schlechter waren als die einer ukrainischen Studentin, in keiner Weise behelligt wird.

Wenn das nationalsozialistische Deutschland nicht die Autorität besitzt, Fragen, die es für grundsätzlich hält, der Wehrmacht gegenüber durchzusetzen, dann dürfte es wohl richtig sein, zumindest auf Kriegsdauer, darauf zu verzichten, bei 4000 Leuten das zu erzwingen, was bei Millionen anderer Deutscher zur selben Zeit am selben Ort in keiner Weise Anwendung findet.

Für Erklärungen auf dem Gebiet der Rassenlehre wird ein solcher in Mitleidenschaft gezogener Stützpunktleiter kein Verständnis aufbringen. Die einheimische Bevölkerung aber, die für derartige Vorgänge, die ihr nicht verborgen bleiben, sehr empfänglich ist, fühlt sich gekränkt und beleidigt durch diese Verächtlichmachung ihres Wertes als Menschen wie als Volk.

Wenn daher diese Maßnahmen richtig sind, – dann haben sie doch nur Wert, wenn sie auch auf die Millionenzahl der Wehrmachtsangehörigen Anwendung finden. Wenn das aber nicht geschieht, bleibt es gegenüber der Hoheitsverwaltung nur eine Schikane von übelsten Auswirkungen.

Wenn wir auch hier den wohl einzig richtigen Grundsatz anwenden, daß während des Krieges Maßnahmen nicht von theoretischen Erwägungen getragen sein sollen, sondern lediglich von der Frage, was ist praktisch durchführbar, was ist propagandistisch wirksam, was erhält die Stimmung, was hilft, den Krieg siegreich beenden, so müssen derartige Vorgänge wohl als paradox bezeichnet werden.

5) Da sich an den Dienstorten der Hoheitsverwaltung immer auch Wehrmachtsdienststellen befinden, ergaben sich für die Hoheitsverwaltung außerordentlich nachteilige Vergleichsmöglichkeiten für die einheimische Bevölkerung. Während es den Trägern der Hoheitsver-

waltung verboten war, irgendwelchen privaten oder gar gesellschaftlichen Umgang mit Einheimischen zu pflegen – mag es sich auch um Gelehrte von Ruf, Künstler oder um verdiente Mitarbeiter gehandelt haben (siehe Kochs grundsätzlichen Ausspruch) –, während sogar in dienstlichem Verkehr vermieden werden sollte, den Leuten auch nur die Hand zu geben, wurden seitens der Wehrmacht – auch von hohen und höchsten Stäben – Einheimische, die sich bewährt hatten und einen gewissen Bildungsgrad besaßen, als durchaus gleichwertig behandelt. Sie wurden bei Empfängen der kommandierenden Generäle zugezogen, saßen mit bei Tisch. Ukrainische Rayonchefs und Bürgermeister, Leiter wissenschaftlicher Stationen usw. waren Gäste und wurden mit Gebiets- oder Generalkommissaren zusammen seitens der Generäle eingeladen. Den Hoheitsträgern aber war von dem Reichskommissar verboten worden, mit Einheimischen am gleichen Tisch zu sitzen. Der Hoheitsträger mußte nun entweder das Verbot des Reichskommissars übertreten, oder er mußte solchen Veranstaltungen fernbleiben, was weder seinem Verhältnis zur Wehrmacht, noch seinem Verhältnis zur Bevölkerung dienlich war. Vor allem aber fiel es der Bevölkerung natürlich auf, daß der General sie als gleichwertig betrachtete, der Hoheitsträger aber nicht.

Es entstand zum Beispiel folgende groteske Situation:

Der Landwirt, der mit seinem Chefagronom im Pferdewagen Seite an Seite stundenlang, tagaus, tagein durch die Steppe fuhr und die Landbestellungsarbeiten kontrollierte, mußte bei den Mahlzeiten allein essen, denn es war ihm verboten, mit Einheimischen gemeinsam eine Mahlzeit einzunehmen. Der so geschmähte Chefagronom aber sollte seine Kräfte bis zum letzten anspannen, um für die ihn täglich beleidigenden Deutschen Außerordentliches zu leisten. Außerdem sah es so aus, als wäre der allein essende Deutsche der Ausgestoßene und nicht die gemeinsam essenden Einheimischen.

Wer tatsächlich so wenig Führungs- und Herrenmensch ist, daß er seinem Ansehen Abbruch tut, wenn er mit seinen einheimischen Mitarbeitern bei Tisch sitzt oder ihnen die Hand zur Begrüßung gibt, der ist auch völlig ungeeignet, wenn er sich noch so weit distanziert – im übrigen vermochte man es nicht zu verhindern, daß gerade jene Leute, die aus dem Bereich der Vertreter dieses „Herrenstandpunktes" kamen, sich regelmäßig besoffen –, was sie keineswegs unter Ausschluß der Öffentlichkeit taten.

Wie derartige Vorgänge in den Augen der Einheimischen beurteilt

und kritisiert wurden und wie sie sich auf die Stimmung auswirkten, braucht wohl nicht besonders ausgeführt zu werden. Denn es handelt sich hier nicht etwa um theoretische Weisungen, sondern um Dinge, die auch in der Praxis durchgeführt wurden, und um die es viel Diskussion, viel Streit und viele, die Arbeit und Tatkraft lähmende Auseinandersetzungen gab.

6) Man muß sich vor Augen halten, daß, durch die Kriegszeit bedingt, die Angehörigen der Hoheitsverwaltung weder der Zahl noch den Leistungen nach so ausgewählt und zur Verfügung gestellt werden konnten, daß dadurch die für eine derartige Kolonisationstätigkeit notwendige Auslese der Besten stattgefunden hätte. Wenn nun außerdem diesen vierten und fünften Garnituren von Beamten keine einheitlichen Weisungen gegeben werden, sondern bis zum letzten Stützpunktleiter jeder davon unterrichtet ist, daß in den grundsätzlichen Fragen zwischen Wehrmacht und Zivilverwaltung tiefgehende Gegensätze bestehen, so muß dies auf die Arbeitskraft dieser Leute lähmend wirken. Wenn dann noch ein Generalkommissar auch seine eigene Meinung hatte und große Industrie- oder Wirtschaftsdienststellen in Rowno oder Berlin ihre Weisungen direkt bezogen, ergab sich ein vollkommenes Chaos, in dem jeder tat, was ihm behagte, oder was ihm von Fall zu Fall die Dienststelle mit der meisten Initiative aufzwang.

Man möge mir nicht entgegenhalten, daß dessenungeachtet aus der Ukraine so und so große Mengen von Getreide, Ölfrüchten, Schlachtvieh usw. nach Deutschland geliefert wurden. Absolute Zahlen besagen hier gar nichts, und es ist, wenn überhaupt solche Betrachtungen ins Treffen geführt werden, notwendig, daß man sich gleichzeitig die Frage vorlegt, um wieviel größer wären die Ablieferungsmengen gewesen, wenn man mit richtigen Methoden und unter einheitlicher Ausrichtung an diese Aufgaben herangegangen wäre. Das Jonglieren mit Zahlen vermag den mit dem Gegenstand Vertrauten darüber nicht hinwegzutäuschen, daß Überschüsse von 3 bis 3,5 Millionen Tonnen aus einem von 17 Millionen Menschen bewohnten Gebiet, das die Hälfte von Deutschlands Flächenausmaß umfaßt (womit der unter Hoheitsverwaltung stehende Teil der Ukraine gemeint ist)[9], bei dem niederen Lebensstandard seiner Bewohner derartig gering ist, daß sie für die Gesamternährung Europas kaum in die Waagschale fallen. Wenn der Gesamtverbrauch des Kontinents an Getreide und Kartof-

[9] andere, frontnahe Teile der Ukraine unterstanden der Militärverwaltung.

feln auf Weizen umgerechnet über 130 Millionen Tonnen beträgt, dann ist ein Beitrag von knapp 2,5 vom Hundert aus der sogenannten Kornkammer Europas, deren Eigenbedarf überdies infolge der niederen Bevölkerungsdichte außerordentlich gering ist und auf das unterste Maß heruntergepreßt wurde, wohl der beste Beweis dafür, daß die absolute Zahl von 3 bis 3,5 Millionen Tonnen Überschuß nicht für, sondern gegen die Art der Verwaltung des Landes spricht.

Bezeichnend ist, daß man zur Rechtfertigung hier auf einmal die sonst so verpönten Vergleiche mit der Produktion der Sowjetunion nicht scheut, die überdies falsch gewertet und angesetzt werden.

Das Grundübel bei diesen ganzen Vorgängen scheint mir zu sein, daß man mit einer erstaunlichen Sicherheit immer zuerst diejenigen Maßnahmen herausfand, durch die eine Angelegenheit am ungeschicktesten und verkehrtesten angefangen werden konnte. Die – auch nur hier und da auftretende – Bereitschaft, wenn man dann den Schaden besehen hatte, den man angerichtet hatte, durch eine Abänderung der ergriffenen Maßnahmen in vernünftige Bahnen zu lenken, bleibt völlig wirkungslos. Ganz gleich, was man im politischen Leben betrachtet, man wird immer wieder den Eindruck gewinnen müssen: Entscheidend ist, wie man eine Sache begonnen hat.

7) Da waren zum Beispiel die Werbungen für den Arbeitseinsatz in Deutschland. Sie wurden in einer Weise vorgenommen, daß sich der Bevölkerung der naheliegende Vergleich mit den bolschewistischen Verschickungen nach Sibirien aufdrängte. Da die Verschleppung nach Sibirien gleichbedeutend mit jahrelanger, qualvoller Sklavenarbeit und bei den Zurückgebliebenen gleichbedeutend mit dem Verschwinden der Angehörigen für immer war, versetzten die Aushebungen für den Einsatz nach Deutschland die Leute, die von uns Befreiung vom Bolschewismus und Neuordnung ihrer Verhältnisse erhofft hatten, geradezu in Verzweiflung. Auch die Methoden, die man dabei anwandte, und die in der Lektüre exotischer Romane für die reifere Jugend ihre Quelle gehabt haben dürften, wurden diese Eindrücke nur noch verstärkt. Vom Drahtverhau umgebene Lager, vom vergitterten Transportwagen bis zur überfallartigen Umstellung und Durchkämmung von Dörfern und zur nächtlichen Aushebung, bei der man nach GPU-Art die Leute aus den Betten holte, wurde das ganze Register des arabischen Sklavenfanges unter den Negern Afrikas in früheren Jahrhunderten in Anwendung gebracht.

Ausheben der Besucher von Kinos oder Theatervorstellungen, von

Marktbesuchern waren dabei ebenso beliebt wie das Zusammentreiben der „freiwilligen" Arbeitskräfte mit Kolbenstößen und Gewehr im Anschlag. Oft hob man die Leute aus und transportierte sie ab, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, sich von den Angehörigen zu verabschieden oder ihr nötigstes Gepäck mitzunehmen. Dazu kamen noch die in der Heimat gegenüber den „freiwilligen Arbeitskräften" in Anwendung gebrachten Methoden, daß die Leute unter keinen Umständen mit dem Arbeitgeber an einem Tisch essen durften, daß man zeitweise für sie ein Verbot des Kino- und Theaterbesuches, ein Verbot, öffentliche Verkehrsmittel zu benützen und auf Märkten einzukaufen, erließ, während man gleichzeitig dem Arbeitgeber verbot, sie allein in den Wohnungen zu lassen, alles Dinge, die ebenso sinnlos wie undurchführbar waren. Dazu kam die als schmachvoll und dem Judenfleck gleich empfundene Verpflichtung, die Bezeichnung „Ost" am Kleid aufgenäht zu tragen[10]. (Ein Abzeichen hätte hier wohl denselben Dienst getan.) Da andererseits die Kräfte und die Organisationen fehlten, um die Korrespondenz der im Arbeitseinsatz Befindlichen mit ihrer Heimat entsprechend zu kontrollieren, wurden alle diese Dinge mit der den Naturvölkern eigenen Geschwindigkeit durch die mysteriöse Steppenpost sofort in der ganzen Ukraine verbreitet.

Als man nachher daranging, diese dilettantischen und verrückten Maßnahmen abzubauen, war es bereits zu spät! Die Verschreckung der Bevölkerung war so gründlich und ging so weit, daß auch mit einer mühevollen Propaganda, mit positiven Briefen, mit Lichtbildern und mit Rednern, die aus Deutschland kamen und ihre Erlebnisse als Ostarbeiter schilderten, nicht mehr gutzumachen war, was man anfangs verdorben hatte. Da man aber weiterhin Arbeitskräfte brauchte, mußte man nunmehr tatsächlich alle die aufgezählten Gewaltmethoden anwenden, um der Menschen habhaft zu werden. Hierzu kamen dann Organisationsfehler wie unzureichende oder tagelang fehlende Verpflegung, das Fehlen von Öfen während der Fahrt im Winter in den Transportzügen, mangelhafte ärztliche Untersuchungen, Roheitsakte gegen Schwangere und Kranke, umzureichende Entlausung vor Dienstantritt in Deutschland und anderes mehr.

Auch hier hatte es – wie überall – mit Abtransporten begonnen, die

---

[10] In Deutschland tätige Arbeiter aus der Sowjetunion mußten 1941–1945 einen rautenförmigen, 5 cm großen Leinenfleck mit violettem „Ost" auf gelbem Grund tragen. 1944 abgeschafft.

den Charakter von Volksfesten trugen und bei denen musiziert und getanzt wurde, und endete bei Gefangenentransporten mit Fußtritten, Kolbenstößen und Schießereien.

Ich besitze eine Sammlung meiner Korrespondenz, Depeschen und Fernschreiben, die ich in der Frage der Arbeiterwerbung und der Einbringung der Baumwollernte mit den einzelnen Hauptabteilungen des Reichskommissars in Rowno[11] führte, die wohl das erschütterndste Dokument einer völlig zerspellten und desorganisierten Verwaltung ist, bei der keiner weiß, was der andere macht und niemand den Ernst aufbringt und den Mut hat, verantwortliche Entscheidungen zu fällen.

8) Als der Führer die Tapferkeits- und Verdienstauszeichnung für Ostvölker schuf, verging über ein dreiviertel Jahr, bis es endlich so weit war, daß an die Verleihung geschritten werden konnte.

Als ich dem Herrn Reichsminister[12] persönlich berichtete, daß ich trotz zahlreicher Mahnungen nicht einmal Bänder für vorläufige Verleihung bekommen konnte, war er äußerst erstaunt, da er bereits vor Monaten angeordnet hatte, daß von der vom Führer genehmigten Ostmedaillenverleihung großzügigst Gebrauch zu machen ist, eine Weisung, die in keinerlei Weise befolgt wurde. Aber als es dann endlich so weit war, tritt auch hier wieder eine Unsicherheit und ein Schwanken in der Haltung auf, das den Effekt einer solchen Auszeichnung nicht nur abschwächte, sondern oft in das Gegenteil verkehrte. Wenn prominente Personen derartige Verleihungen vornehmen und es dann in der Weise tun, daß sie nach einigen nichtssagenden Worten den Leuten die Medaillen in die Hand drücken und sich dann, ohne ihnen die Hand zu reichen oder Gelegenheit zu bieten, sich zu bedanken, abwenden und fortgehen, dann empfindet auch der Ukrainer ein derartiges Vorgehen nicht als Auszeichnung, sondern als eine Beleidigung. Naturmenschen haben ein außerordentlich feines Empfinden dafür, ob seitens eines anderen, insbesondere wenn er sich als der Höherstehende gebärdet, tatsächlich eine natürliche Überlegenheit besteht und der Betreffende sich zwanglos als der Herr fühlt, oder ob hier kleine Leute Herrenmenschen markieren und durch betont barsches und herrisches Auftreten nur ihre innere Unsicherheit verbergen und durch Brutalität ihre Minderwertigkeitskomplexe abreagieren wollen.

9) Genau so töricht, wie man in der Angelegenheit der Arbeiter-

---

[11] Der Dienstsitz Erich Kochs in der Westukraine.

[12] A. Rosenberg.

werbung verfuhr und seine Methoden erst änderte, als mit dem besten Willen diese verfahrene Sache nicht mehr in rechte Bahnen gelenkt werden konnte, verhielt es sich mit der Eigentumsdeklaration. Hier hätte man das Beispiel Lenins vor Augen haben sollen, der im Jahre 1917 die russische Front in Auflösung brachte, als er die Leute aufforderte, sofort heimzugehen, da die zu spät Kommenden Gefahr laufen, bei der Verteilung von Grund und Boden zu kurz zu kommen. Statt die eminente und für diese Gebiete geradezu einzigartige propagandistische Wirkung der Verteilung von Grund und Boden zu erkennen und rasch zu handeln, verwischte man durch das zögernde Vorgehen und das Zerstückeln dieser Maßnahme in Teilaktionen den erhofften Eindruck vollständig. Es besteht kein Zweifel, daß die etwaigen Überleitungsschäden bei einer schlagartigen Einführung des Privatbesitzes bei Grund und Boden unbedeutend gewesen wären gemessen an einer Wirkung, die keineswegs auf das besetzte Gebiet beschränkt geblieben wäre, sondern sich tief ins Feindesland auflokkernd und zersetzend ausgewirkt hätte. Das einzige, scheinbar stichhaltige Argument, das man gegen die Bodenverteilung ins Treffen führen konnte, war die Befürchtung, daß eine solche Umstellung mitten im Krieg und bei unzureichender Vorbereitung und Fehlen deutschen Personals eine zumindest vorübergehende, aber dessenungeachtet sehr bedenkliche Produktionsverminderung auslösen würde. Dieser Einwand ist widerlegt durch die praktische Erfahrung, die man bei der endlich durchgeführten Schaffung der Landbaugenossenschaften machte, wobei vielfach nicht nur keine vorübergehende Ertragsminderung, sondern sogar sofort eine beträchtliche Steigerung festgestellt werden mußte. Dies aber hatten alle Kenner des Landes und der Psyche seiner Bevölkerung vorhergesagt. Die Sowjets hatten Zeit, in einer mehr als einjährigen Propaganda die ganze deutsche Agrarpolitik lächerlich zu machen, zu verspotten, sie völlig zu zerpflücken und die Menschen gegen die Maßnahmen mißtrauisch zu machen und dazu beizutragen, daß der propagandistische Effekt völlig verpuffte.

Noch während der Schaffung der Landbaugenossenschaften machte der Reichskommissar in Rowno demagogische Einwürfe, um die Verteilung von Grund und Boden zu hintertreiben, wie zum Beispiel „man könne der russischen Bevölkerung nicht Grund und Boden geben, weil der an der Front kämpfende Soldat erbittert darüber wäre, daß man statt ihm im Osten Grund und Boden zu geben, diesen an die feindliche Bevölkerung des Landes verteilte".

Ich habe in Kenntnis dieser Argumentierung in zahlreichen Fällen der Stimmung des Frontsoldaten nachgeforscht und mußte festsellen, daß man gerade seitens des Frontsoldaten mit dem Ausdruck der Erleichterung feststellte, daß *endlich* eine Maßnahme ergriffen worden sei, deren Druchführung aus Gründen der positiven Beeinflussung der Stimmung der einheimischen Bevölkerung schon längst gewünscht worden war. Ich traf niemanden, der sich betrogen oder benachteiligt fühlte, schon deshalb nicht, weil unter den Frontsoldaten, die den Ostraum unter wenig erfreulichen Verhältnissen kennengelernt haben, wenig Leute sind, die geneigt scheinen, nach dem Krieg als Kolonisten in diesen Räumen tätig zu sein. Wie demagogisch solche Argumente sind, geht nicht zuletzt daraus hervor, daß in diesem Lande 20 % des Grund und Bodens – in der Krim sogar über 25 % – auf die Staatsgüter entfallen, daß also hier ein Reservoir an Land vorhanden war, für das es unzweifelhaft an Abnehmern im deutschen Volk fehlen würde, ganz abgesehen davon, daß uns nach einem siegreich beendeten Krieg kaum jemand daran hindern könnte, derartige Maßnahmen aufzuheben oder abzuändern, falls sie uns nicht mehr richtig erscheinen sollten!

Wenn man weiß, wie groß die Sehnsucht des Landbewohners im Osten nach Privatbesitz und nach eigenem Grund und Boden ist, kann man erst ganz ermessen, welcher propagandistischen und stimmungsmäßigen Möglichkeiten wir uns durch eine jahrelang schwankende und zögernde Haltung begeben haben, die wiederum ihre Hauptursache in der Haltung des Reichskommissars für die Ukraine hatte. Als man im Sommer 1943 endlich daranging, die Übergabe von Grund und Boden an die ehemaligen Kolchosniken durchzuführen, waren die Leute bereits vielfach so mißtrauisch geworden, daß es zwar dort, wo La.-Führer und Hoheitsträger[13] guten Kontakt hatten und psychologisch geschickt arbeiteten, zu Freudenkundgebungen kam, man konnte aber an anderen Stellen feststellen, daß die geschickte Sowjetpropaganda, die die Landbaugenossenschaften als „deutsche Kolchosen" bezeichnete, die Leute so verwirrt hatte, daß sie freudlos und mißtrauisch dem Wandel gegenüberstanden.

Dies wurde auch dadurch ausgelöst, daß man den Leuten fortwährend Versprechungen machte, die nicht gehalten worden sind. Ich möchte hier *nur einen Fall* herausgreifen. Man hatte den Leuten 1942

---

[13] gemeint sind Funktionäre der NSDAP bzw. der deutschen Zivilverwaltung.

Hofland bis zur Größe eines Hektars (also etwa 4 Morgen oder 2 Joch) zur Bewirtschaftung in Pacht und später Eigentum gegeben und gleichzeitig erklärt, daß der Ertrag des Hoflandes ihr Privateigentum ist und ihnen zur Verfügung steht.

Als sich bei der Aufnahme der Ernte dann herausstellte, daß die Ernteschätzungen infolge des überall verbreiteten Byzantinismus, der den vorgesetzten Dienststellen nach dem Munde redet, höher gewesen waren als die Erträge, ging man kurzerhand dazu *über, entgegen den Zusagen den Landbewohnern 80% des Hoflandertrages gewaltsam* abzunehmen. Die dadurch enfallenden Mengen standen in keinem Verhältnis zu den ungeheuren Schäden, die stimmungsgemäß angerichtet wurden.

Das in allen Ländern mißtrauische Bauernvolk fand bei den Deutschen nur verstärkt, was es schon bei den Sowjets in zweieinhalb Jahrzehnten erfahren hatte: Daß man einem gegebenen Versprechen nicht glauben darf, daß ein gegebenes Wort immer wieder gebrochen wurde, und sie gebrauchten für deutsche Zusagen von nun an dasselbe Wort, das bei ihnen schon zur Zeit des Bolschewismus zu einem Schimpfwort geworden war, durch das sie ihre Ungläubigkeit und ihre Verachtung ausdrückten, sie bezeichneten unsere Maßnahmen als: *Propaganda.*

10) Wie völlig in Unkenntnis der tatsächlichen Lage die verschiedenen Dienststellen waren, ist aus folgendem zu ersehen: Der Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe gab, HGrAv. Kleist v. 17. 2. 1943, als Teile der Zivilverwaltungsgebiete wiederum Operationsgebiete wurden, einen langen Befehl heraus, der sich las wie eine Lesebuchgeschichte für Elementarschulen, so sehr strotzte er von wohlmeinenden Forderungen und Weisungen. – So hieß es unter anderem, daß es verboten sei, dem Kochosniken die letzte Kuh wegzunehmen, ferner daß von den Erträgen der handwerklichen und gewerblichen Erzeugung zumindest 20 von Hundert der einheimischen Bevölkerung zugute kommen müßten, und ähnliches mehr.

Zur gleichen Zeit war bereits einem Drittel der Kolchosniken die letzte Kuh genommen worden, und von den militärischen Verwaltungsstellen waren den Gebietskommissaren derart hohe Auflagen hinsichtlich der Ablieferung von Vieh gemacht worden, daß die Bestände an Kolchosniken-Kühen weiterhin gesenkt werden mußten. Was die Erträge der anlaufenden gewerblichen Betriebe verschiedener Art anlangte, so waren diese kaum imstande, einen Bruchteil der

Wehrmachtsanforderungen zu erfüllen, und eine Versorgung der Zivilbevölkerung war praktisch undurchführbar.

Vielfach ging die Wehrmacht eben mit ihren Versprechungen weit über das Maß des Möglichen hinaus, so daß sich nach einem kurzen Stimmungsaufstieg ein Rückschlag ergeben mußte!

Man kann eben im Osten nicht mit vielleicht gut gemeinten, aber durchaus dilettantischen Redensarten und Erlässen bzw. Befehlen arbeiten, sondern muß über die Verhältnisse des Landes Bescheid wissen. Wie sollte dies aber möglich sein, wenn, wie schon an anderer Stelle erwähnt, dem Hoheitsträger unter Androhung der Abberufung und der weiteren Verfolgung der persönliche und gesellschaftliche Umgang mit seinen Mitarbeitern der landeseigenen unteren Verwaltung streng verboten war.

Dazu kamen noch folgende vollständig unverständliche Weisungen:

11) Die Hoheitsträger, insbesondere Gebietskommissare, erhielten den Befehl, möglichst rasch Ukrainisch bzw. Russisch zu lernen, eine Weisung, die kaum befolgt wurde, da es sich, wie bekannt, um eine schwer erlernbare Sprache handelt und der Deutsche geringes Sprachtalent besitzt. Seine Bemühungen, sich verständlich zu machen in den Landessprachen, hatten daher vielfach die gegenteilige Wirkung zur Folge, als die gewünschte. Denn die einheimische Bevölkerung bemerkte sehr bald, daß sie viel rascher in der Lage war, Deutsch zu lernen, als es dem Deutschen möglich war, Russisch zu lernen.

Nicht genug damit wurde aber verboten, die Einheimischen Deutsch zu lehren. Hier vergaß man plötzlich das so oft zitierte englische Beispiel, daß der Engländer seine Muttersprache nicht zuletzt dadurch zur Weltsprache machte, daß er überall, wohin er kam, sich seiner Muttersprache bediente und mit größter Selbstverständlichkeit erwartete, daß man seine Sprache verstände, und damit die Welt zwang, sie zu lernen.

Die Gründe, warum die Ukrainer und Russen nicht Deutsch lernen sollten, konnte ich nie erfahren. Denn ich kann unmöglich annehmen, daß es tatsächlich so ist, wie man mir erzählte, daß die Befürchtung bestünde, das Fremdvolk könne

„in den Geist des deutschen Wesens eindringen und seine Seele belauschen!"

Ich möchte in diesem Zusammenhang erneut auf die kolonisatorischen Leistungen der Deutschen Österreichs hinweisen. Die böhmischen Köchinnen, die kroatischen und slowakischen Dienstboten,

die hanakischen Ammen, die zu meiner Jugendzeit die einstige Metropole des Kontinents und heute noch zweitgrößte Stadt Deutschlands bevölkerten,[14] ebenso die tschechischen Hausbesorger, italienischen Bergarbeiter und Scherenschleifer, die fezgeschmückten bosniakischen und dalmatinischen Soldaten der k.u.k. Armee, sie alle lernten das Deutsch radebrechen, und ihre Kinder sprachen es bereits als ihre Muttersprache, und es erwies sich, daß insbesondere die Bergbewohner der Karpaten, des Karstes und Balkans nicht nur assimilationsfähig waren, sondern sogar rassisch ein absolut vollwertiges Element für die Stärkung des Deutschtums darstellten. Trotzdem um die Jahrhundertwende der Prozentsatz Fremdvölkischer in Wien weit über dem Prozentsatz lag, den die Fremdarbeiter heute in Deutschland ausmachten, fiel es niemandem ein, ihnen irgendwelche sie beleidiggende oder schmähende Abzeichen aufzuzwingen und sie, wenn sie ordentlich arbeiteten, von der Teilnahme an primitiven Vergnügungen oder an der Benützung von Verkehrsmittel auszuschließen. Diese elastischen Methoden führten rasch und sicher zu einem starken Vertrauensverhältnis und zu einer raschen Assimilation.

Wenn man sieht, in welcher Weise man sich im Warthegau und im Gau Danzig-Westpreußen bemüht, Polaken und Kaschuben, die in Rasse und Lebensstandard wohl das letzte sind, was Europa aufzuweisen hat, einzudeutschen, dann könnte man sich die Haare raufen, wenn man die von jeder Sachkenntnis ungetrübten Urteile über die Bevölkerung der Ukraine hört, die insbesondere im Süden und auf der Krim rassisch sehr positiv beurteilt werden muß!

Zweifellos hat der Bolschewismus es zuwege gebracht, durch eine Aurottung aller jener Elemente, die ihm zu widerstehen versuchten – und dies waren rassisch die besten – den Volkscharakter ebenso zu ändern, wie dies durch Hunger, Not und Verschleppungen geschehen ist. Aber auch hier vollzog sich ein Ausleseprozeß, wohl nicht nach der Richtung der hochwertigen und edelsten Elemente, sondern es blieben die vielleicht weniger ansprechenden, dafür aber zähesten und widerstandsfähigsten Geschöpfe übrig.

In dem nördlichen Teil von Leningrad bis in die Höhe von Moskau erscheint die Bevölkerung rassisch schlechter als in der Südukraine und Krim. Außerdem erscheint sie uns in ihren Rasseelemeten fremder.

Hingegen macht sich in der Ukraine und der Krim der europäische

[14] Wien.

Einschlag außerordentlich stark bemerkbar. Dies dürfte nicht zuletzt seinen Grund darin haben, daß neben dem indogermanischen Volk der Skyten die germansichen Stämme der Skiren, Bastarner und durch Jahrhunderte Griechen, Genueser, vor allem aber die Goten in diesen Räumen lebten und daß vor etwa 120 Jahren ein machtvoller Einstrom deutscher Bauern stattfand, wobei zu erwähnen ist, daß das Schwarzerdedeutschtum an Zahl, Leistung und Bedeutung weit über den in Deutschland fast ausschließlich bekannt gewesenen Wolgadeutschen liegt. Alles dies hat zur Folge, daß man dort eine vielfach echt blonde und blauäugige sowie brünette Bevölkerung findet, deren Assimilationsfähigkeit zweifellos erwünschter und vorteilhafter sein müßte als vieles, was wir im Laufe unserer Geschichte absorbiert haben oder uns gerade aufzusaugen bemühen.

Es wäre daher angezeigt gewesen, anstelle einer unsachlichen Verächtlichmachung eine Dienstbarmachung der Bewohner der Südukraine für deutsche Interessen über das Maß der bloßen Ausplünderung des Landes hinaus anzubahnen.

Es wurde in der Bevölkerung sehr rasch bekannt, daß Beziehungen zwischen Deutschen und Ukrainerinnen als strafbare Handlungen betrachtet wurden und verboten waren, und es ist erstaunlich, wie stark dadurch das nationale Gefühl der Bevölkerung beleidigt wurde und wie stark sie sich dadurch zurückgestoßen fühlte. Dabei handelt es sich, wie schon erwähnt, wiederum um eine Maßnahme, die jede praktische Wirkung vermissen ließ, denn hier und da wurde einer geahndet, während man Abertausende laufen ließ. Es ist aber eine Binsenweisheit, daß nichts so sehr eine Autorität erschüttert wie Befehle, die undurchführbar sind und um deren Bachtung sich niemand kümmert und deren Einhaltung nicht kontolliert und deren Übertretung nicht geahndet werden kann.

12) Die erschreckende Unfähigkeit zur Bewältigung der Aufgaben, die der Ostraum uns stellte, wäre an weiteren hundert Beispielen nachzuweisen. Aber es dürfte genügen, wenn ich daran erinnere, daß der RKU[15] ein von ihm gezeichnetes Flugblatt in Zehntausenden Exemplaren verbreitete, in dem er sich nicht damit begnügte, die Ukrainer oder Russen zu beschimpfen, sondern in dem er gleich *alle Slawen* summarisch als minderwertiges Untermenschentum hinstellte. Man denke, welche Freude solche amtlichen Erklärungen bei den ver-

[15] Reichskommissar f. d. Ukraine.

bündeten Slowaken, Kroaten, Bulgaren, Albanern, aber auch im Protektorat auslösen müssen, von der Wirkung in den besetzten Ostgebieten ganz zu schweigen. Eine Einziehung des Flugblattes, die vom RMO[16] befohlen wurde, fand erst statt, als es bereits bis zu den La.-Führern verteilt war, und auch hier versuchte der RKU, diese Maßnahme abzubiegen.

13) Noch zwei Jahre nach Einführung der Hoheitsverwaltung wurden in der Frauensammelstelle Ladeburg[17] Einführungsvorträge über den Osten gehalten von Leuten, die den Osten nicht kannten, ja, die nicht einmal „Zeit gefunden hatten", während der Zeit der Besetzung auch nur für einige Tage dorthin zu fahren. Ich erhielt noch in den letzten Augusttagen 1943 eine größere Anzahl von weiblichen Angestellten, die das erste Mal in den Osteinsatz kamen und deren schlechte Stimmung und vollständige Verschüchterung allgemein auffiel gegenüber der guten Haltung und guten Stimmung der bereits seit einem Jahr bei meiner Dienststelle tätigen Frauen. Nach Tagen erfuhren wir dann, daß den Frauen bei den Einführungsvorträgen in Ladeburg derartige Schauermärchen über die Gefahren, die den Frauen bei den im Osten, nicht zuletzt durch ihre männlichen Kollegen, drohten, erzählt worden waren, daß sie sich etwa in der gleichen Situation vorkamen, wir vor 300 Jahren Christenmädchen, die den Sarazenen in die Hände gefallen waren und der unbestimmten Zukunft der Sklaverei und des Haremslebens entgegengingen. Als sich diese Mißverständnisse aufklärten, ergab sich, daß es sich teilweise um durchaus brauchbare Frauen handelte, die lediglich durch die Borniertheit der Vortragenden ein gänzlich falsches Bild vom Osteinsatz erhalten hatten und völlig verschüchtert und verschreckt waren.

14) Ein Fall, der besondere Beachtung verdient, ist der geradezu tragische Verlauf, den das sogenannte „Wlassow-Unternehmen"[18] und die damit verbundene Schaffung einer Nationalarmee unter russischer Führung nahm.

---

[16] Reichsministerium f. d. besetzten Ostgebiete.

[17] Sammellager der Organisation der NSDAP (Frauenschaft NS-Volkswohlfahrt) für weibliche Hilfskräfte, die als Angestellte in die Ukraine dienstverpflichtet wurden.

[18] Wlassow, ein russischer, in deutsche Gefangenschaft geratener General, war bereit, mit mehreren hunderttausend Soldaten gegen Stalin zu kämpfen. Der von der Wehrmacht stark propagierte Einsatz wurde bis zum Herbst 1944 von Hitler und Himmler verhindert.

Auch hier war es wichtig und von entscheidender Bedeutung, daß irgendetwas *ganz* geschah – was aber hier getan wurde, war verderblich, gleichgültig, ob es grundsätzlich richtig oder falsch war, denn es bestand aus einer Kette von einander widersprechenden und sich daher aufhebenden Halbheiten.

An sich war der Gedanke naheliegend, aus landeseigenen Verbänden, Überläufern und sich freiwillig meldenden Gefangenen eine ukrainische und eine russische „Freiheitsarmee" zu bilden, ebenso wie man derartige Verbände aus den Angehörigen der Randvölker der UdSSR bereits geschaffen hatte.

Die außerordentlich starke propagandistische Wirkung einer solchen Schöpfung wäre nicht allein auf die besetzten Ostgebiete beschränkt geblieben. Ich erlebte es in Rumänien, daß in den Monaten, da über die Wlassow-Armee in der Auslandspresse berichtet wurde, diese Angelegenheit so sehr im Vordergrund des allgemeinen Interesses stand, daß meist die erste Frage, die man mir stellte, lautete:

„Was ist mit der Wlassow-Armee – ist es wahr, daß sie schon hunderttausende Angehörige hat – wann kommt sie zum Einsatz?" – usw.

Insbesondere die Balkanslawen, vor allem Bulgarien, blickten gespannt nach dieser neuen, sich stark bewegenden Aktion, und es war zu bedenken, daß die vom Bolschewismus entfachte panslawistische Propaganda, die tief in die Reihen der mit uns verbündeten Slawen eingebrochen ist (ich erlebte dies an der slowakischen Division in anschaulichster Weise), dadurch abgefangen hätte werden können.

Die Vernehmungsoffiziere aller Wehrmachtsteile wissen zu berichten, daß viele Überläufer nur kamen, um in der „Wlassow-Armee", für die man bei Flugblattabwürfen geworben hatte, gegen die Sowjets zu kämpfen, und insbesondere gefangene Offiziere fragten immer wieder nach dem Ausmaß dieser Bewegung und berichteten, daß man im Offizierskorps der Sowjet-Armee dieser Angelegenheit größte Beachtung schenkte. Es ist selbstverständlich, daß diesen propagandistischen überaus bedeutsamen Möglichkeiten Nachteile gegenüberstanden, und daß man vor allem, wenn man eine solche Gründung vornahm, nicht dabei haltmachen konnte. Der nächste Schritt wäre als politische Ergänzung die Schaffung irgendeines National-Komitees oder Ausschusses gewesen.

Es war klar, daß die Vertreter einer „Holzhammerpolitik" völlig aus dem Häuschen gerieten, wenn sie diese Möglichkeiten bedachten,

und um diese Gefahr zu bannen, wurde die Wlassow-Armee schärfstens angegriffen.

Daß sich einige Male Zwischenfälle ereigneten, die die landeseigenen Verbände als unzuverlässig erscheinen ließen, war ein willkommener Anlaß für diese Kreise, diese ganzen Maßnahmen an höchster Stelle zu mißdreditieren. Es muß aber festgestellt werden, daß die Schuld an diesen Zwischenfällen nicht so sehr, auf keinen Fall aber *nur* bei den Ukrainern und Russen zu suchen war, sondern vielmehr ihre Ursache nicht zuletzt in der zwiespältigen und unklaren Haltung der deutschen Dienststellen und in der immer wieder psychologisch völlig falschen Behandlung der Einheimischen hatten.

Was nunmehr aber eintrat, war das übelste, was überhaupt geschehen konnte. Es entstand ein kläglicher Zwitterstand, der die übelsten Folgen nach sich zog.

Die Flugblattpropaganda ging weiter. Russen liefen über. Flieger kamen mit ihren Maschinen übergeflogen und baten, unter Wlassow kämpfen zu dürfen. Wir nahmen ihnen die Maschinen ab, steckten die Leute in Gefangenenlager, ließen sie Wochen und Monate untätig warten – sie fühlten sich betrogen, versuchten zu fliehen und wurden erschossen. Die Balkanslawen horchten ebenso wie viele Offiziere in der Sowjetarmee gespannt auf alle Nachrichten, die über die „Wlassow-Armee“ kamen und mußten aufgrund des tatsächlichen Sachverhalts, der sehr rasch bekannt wurde, erkennen, daß die Sowjetpropaganda, die sofort mit Nachdruck einsetzte, recht hatte, wenn sie das ganze Unternehmen als einen Propagandabluff von zweifelhaftem Wert bezeichnete.

Für die Bevölkerung der besetzten Ostgebiete war aber wiederum ein gravierender Beweis mehr erbracht, daß man es mit ihr nicht aufrichtig meinte, und das deutsche Ansehen litt ebenso darunter wie die Glaubwürdigkeit unserer Zusagen und Versprechungen. Es überschreitet meinen Gesichtskreis und steht mir auch nicht zu, zu beurteilen, ob es richtig war, die „Wlassow-Armee“ zu gründen, oder ob man es besser unterlassen hätte. Eines aber vermag ich von meinem Gesichtspunkt aus sehr gut zu beurteilen: Man durfte die „Wlassow-Armee“ entweder gar nicht schaffen, oder, rief man sie ins Leben, durfte man sie nicht nach kurzer Zeit zu einem – überdies mißglückten – Propaganadatrick herabwürdigen. Man hätte dann alle notwendigen Konsequenzen ziehen müssen und sie als einen Faktor in die Ostpolitik einkalkulieren müssen, dessen Bedeutung für den Balkan

ebenso wenig unterschätzt werden durfte wie die Möglichkeit, in der Sowjetunion zersetzend zu wirken.

Die immer stärkere Betonung des Nationalismus durch das Sowjetregime, die damit verbundene panslawistische Propaganda in den verbündeten und besetzten slawischen Ost- und Südostländern durften nicht unbeachtet bleiben und wären zweifellos durch Gegengründung wie die „Wlassow-Armee" geschickt abzufangen gewesen. Die Angelegenheit war bedeutsam genug, daß man dafür auch eine oder die andere Unannehmlichkeit hätte in Kauf nehmen müssen.

Was man aber tatsächlich machte, war nunmehr weder die Fortsetzung des „Holzhammerkurses", noch die Umstellung auf eine politisch aufgeschlossene elastische Methode – es war vielmehr eine Politik des Kompromisses zwischen beiden Kursen mit allen sich daraus ergebenden Halbheiten und Unzulänglichkeiten, und es war daher das Verderblichste, was man tun konnte.

15) Zu allen diesen Vorgängen, die in ihrer Summe ein Zerrbild dessen ergaben, was man sich unter der Verwaltung eines besetzten Gebietes vorzustellen hat, kam noch die den Reichsinteressen zuwiderlaufende eigenbrötlerische Politik des Reichskommissars für die Ukraine in Rowno. Er betrachtete das Reichskommissariat als eine Kolonie des Gaues Ostpreußen, was ihn nicht hinderte, Angehörige anderer deutscher Stämme grundlos der separatistischen Gesinnung zu verdächtigen.

Da er hinsichtlich der Verwaltung des Landes einem Weisungs- und Aufsichtrecht des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete unterstand, ging er daran, diese Hoheitsverwaltung weitgehend auszuhöhlen und das Schwergewicht auf die Wirtschaft zu verlagern. Es wurden 13 Gesellschaften mit beschränkter Haftung geschaffen, die aus der Zentralhandelsgesellschaft Ost hervorgingen und in den wichtigsten wirtschaftlichen Zweigen Monopolstellungen einnahmen. Die Gegenbewegung gegen diesen bald durchschauten Versuch, das Land von der Wirtschaft her vollständig in die persönliche Abhängigkeit des Reichskommissars zu bringen, wurden von den Zentralstellen in Berlin durch vertikale Durchorganisierung auf allen Wirschafts-, Industrie- und Handelssparten geschaffen. Das aber führte dazu, daß Parallelorganisationen entstanden und der Apparat derartig plump wurde, daß zum Beispiel für die Abberufung eines untragbar gewordenen Außenstellenleiters der ZO[19] bei einem Ge-

---

[19] Zentralhandelsgesellschaft Ost.

bietskommissar der rein postalische Weg ohne Bearbeitungszeit 10–12 Wochen in Anspruch nahm!

Die Zentralstellen in Berlin mengten sich solcherart ebenso in alle örtlichen Einzelheiten, wie es seitens der großen Monopolgesellschaften in Rowno geschah, die berufene, örtliche Dienststelle aber, die einzig und allein in der Lage war, die Dinge richtig zu beurteilen, wurde gänzlich ausgeschaltet. Statt daß man die Hoheitsträger im Osten gegenüber sämtlichen Dienststellen abgeschirmt hätte, um ihnen eine rasche und ungestörte Arbeit zu gewährleiten, waren bei jeder Gelegenheit ein Dutzend Dienststellen[20] da, die alle mitbestimmten!

Weit entfernt von der immer wiederum als Ideal gepredigten Einheit der Verwaltung, wie sie das Reichsinnenministerium erstrebte, setzte eine immer weitergehende und tiefergreifende Aufspaltung ein.

Die Reichsbahn, die Reichspost gingen ihre eigenen Wege, die OT[21] riß alle Fragen der Technik an sich, von der Energiewirtschaft bis zum Hoch- und Straßenbau, die Landwirtschaft ging mit Selbständigkeitsbestrebungen voran, Handel und Industrie folgten, auch die Wehrmacht bewahrte natürlich weitgehendste Selbständigkeit. Auf dem Gebiete der Polizei war die Lage so verschwommen, daß es überhaupt nur mit Hilfe des persönlichen Taktes und der größten Toleranz auf beiden Seiten zu einer Zusammenarbeit kam, die ständig von ober her bedroht wurde. Wissenschaftliche Forschungsinstitute befehdeten einander und fügten sich nicht ein. Über die Frage der Betreuung der Volksdeutschen konnte keine Einigung erzielt werden. – Dies war keine Kolonialverwaltung und kein Beispiel einer Betreuung besetzter Gebiete, sondern eine chaotische Verwirrung.

Bei der Weiträumigkeit der besetzten Osträume, ihren erbärmlichen, mit europäischen Verhältnissen nicht zu vergleichenden Verkehrsverhältnissen und den mindestens ebenso schlechten Nachrichtenübermittlungen und bei den nach Landschaft und Klima stark schwankenden örtlichen Verhältnissen gab es nur eine einzige Möglichkeit, zu einer arbeitsfähigen, ihre Aufgaben gut erfüllenden Organisation zu gelangen, und die bestand darin, den Generalkommissaren entsprechende Vollmachten zu erteilen, sie – durch das

---

[20] d. h. Reichsministerien und Sonderverwaltungen wie der Beauftragte f. d. Vierjahresplan usw.

[21] Organisation Todt, eine reichseigene Hoch- und Tiefbauorganisation von paramilitärischem Aufbau.

Land als Inspekteure bereisende Fachleute – beraten und ihnen Anregungen geben zu lassen, und die Zwischenstellen als gänzlich überflüssig einzusparen.

Man kolonisiert nicht, indem man sich zuerst alte, gewiegte Parteiführer, Politiker mit Verwaltungspraxis holt, um ihnen dann in Rowno eine Unmasse von Referenten und Abteilungsleitern vor die Nase zu setzen und ihnen von allen diesen Hunderten Personen laufend kiloweise bedrucktes Papier zu senden, wobei es sich in vielen Fällen bei diesen Referenten nicht einmal um Fachleute handelte, und außerdem der lange Dienstweg vom Ministerium über den Reichskommissar zum Generalkommissar und von da zum Gebietskommissar zur Folge hatte, daß viele Weisungen erst eintrafen, als sie längst überholt waren oder als man aus den praktischen Notwendigkeiten heraus Maßnahmen ergriff, die nun entweder umgestoßen werden mußten, was große Arbeit und Verwirrung nach sich zog, oder das inzwischen Veranlaßte durch die Erlasse bestätigt wurde, wodurch diese wiederum eine überflüssige Arbeit darstellten.

Wer die so oft zitierte Kolonisationspolitik der Engländer, aber auch die überaus erfolgreichen Arbeiten der Franzosen in Algier und Tunis, vor allem aber in Marokko kennt, weiß, daß der einzige Weg der ist, vertrauenswürdigen Personen weitgehende Vollmachten zu erteilen, ihnen von Zeit zu Zeit grundsätzliche Weisungen zu geben und sie durch Fachleute beraten zu lassen, die durch das ständige Bereisen größerer Räume die Möglichkeit haben, zu erfahren, in welcher Weise an anderen Stellen gearbeitet wird.

Mit welcher Verblendung und mit welchem Dilettantismus seitens der Reichskommissars die Ostprobleme behandelt wurden, geht aus dem folgenden hervor:

16) Seine Absicht war, die gesamte Wirtschaft der Ukraine verkehrstechnisch nach Ostpreußen auszurichten, also bis in die Südukraine Verkehrswege quer durch den Kontinent an Deutschland vorbei anzulegen und die Ostseehäfen zu den Umschlagplätzen der Waren zu machen, die an Strömen gewonnen wurden, die alle ihren Weg nach dem Schwarzen Meer nahmen. Eine solche Politik wäre vielleicht für das Reichskommissariat Ostland denkbar gewesen, für das Reichskommissariat Ukraine kann sie nur als unsinnig bezeichnet werden, und für die Südukraine und die Krim wirkten diese manisch anmutenden Versuche, den Gau Ostpreußen zum Nabel des Kontinents zu machen, geradezu grotesk.

Der Reichskommissar vertrat allen Ernstes die Auffassung, daß diese neuen Wirtschaftswege in erster Linie durch anzulegende Systeme von schiffbaren Kanälen geschaffen werden müßten. Jedem halbwegs mit dem Gegenstand Vertrauten war klar, daß einerseits der Wassermangel der Ukraine, andererseits der Umstand, daß Wasserwege in diesem Lande 4–5 Monate zugefroren sind, die Kanalschiffahrt als vollständig ungeeignet erscheinen lassen mußten. Außerdem wären bei kürzester Bauzeit bis zu 10 Jahre vergangen, ehe diese Kanäle fertig gewesen wären! Überdies hätte man dazu den Lauf der großen Ströme verkehren müssen, denn Dnjestr, Bug, Dnjepr, Don und durch einen längst projektierten Kanaldurchstich von geringem Ausmaß auch die Wolga gehören zum Einzugsgebiet des Schwarzen Meeres. Aber dem Hern Reichskommissar war ja nicht bekannt, daß schon vor 2500 Jahren der Weg von der Krim und Südukraine ins Mittelmeer der natürliche Wirtschaftsweg war, daß das Bosporansche Reich schon damals die hellenischen Stadtstaaten, vor allem Athen, in Hungerzeiten mit Getreide versorgte, daß im Mittelalter die Genuesen die Produkte des Landes durch den Bosporus ins Mittelmeer und von da nach Mitteleuropa beförderten, daß zu Beginn des 18. Jahrhunderts Feldmarschall Münnich, im Dienste der russischen Zaren, selbst und durch General Lacy die Krim verwüsten ließ, „um die Versorgung von Stambul mit Getreide zu gefährden", und daß zur Zeit der Sowjetunion die Weine der Krim ihren Weg nach England und Frankreich nahmen, und die große Fleischkonservenfabrik von Melitopol mit einer Tagesleistung von 1200 Rindern und 300 Schweinen, die dort verarbeitet wurden, die englischen Garnisonen auf Malta und Gibraltar mit Konserven versorgte. Ja selbst um den Kontinent herum bis Hamburg ist der Seeweg billiger – und für die nächsten Jahre, wenn nicht Jahrzehnte auch rascher als der Landweg quer durch den Kontinent.

Daß der Herr Reichskommissar persönlich beleidigt und erzürnt war, wenn jemand außer auf den Mittelmeerweg auf das Vorhandensein des zweiten großen Wasserweges in diesem Raum – die Donau – hinwies, erscheint durchaus verständlich. Denn wenn man im Landweg die Produkte des Landes nach Königsberg schaffen will, würde es sich in erster Linie empfehlen, die Dardanellen sowie die Donau zuzuschütten, deren Vorhandensein der Herr Reichskommissar als eine ihm persönlich angetane Tücke der Natur betrachtete. Tatsächlich aber bietet sich hier neben dem Seeweg, der über das Mittelmeer in die Adria und in die Nordsee weist, ein weiterer

Handelsweg, der von der Natur besonders günstig angelegt ist, so daß man ohne Übertreibung sagen kann: Südukraine und Krim liegen an der Donau!

Nur ein Beispiel: Der Zement, mit dem das Stauwerk Saporoshje[22] ausgebessert wurde, kam über die Donau hinab durch das Schwarze Meer den Dnjepr aufwärts mit Schiffen der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft!!

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß es durchaus notwendig erscheint, auf gewissen Gebieten, wie es insbesondere die Montanindustrie, die Erdölgewinnung usw. sind, Großgesellschaften mit Monopolstellung zu schaffen. Wenn aber dieser Grundsatz ausgedehnt wird bis auf die Anlage von Windschutzstreifen und die Gewinnung des Fettes der Zieselmäuse, dann liegt darin lediglich *eine phantasielose Nachahmung der bolschewistischen Wirtschaftsgrundsätze,* und es war beschämend, feststellen zu müssen, daß die ukrainische und russische Bevölkerung sehr bald erfaßt hatten, was vielen Deutschen heute noch nicht klar ist, daß die Schaffung der Wirtschaftsorganisationen, wie sie durch den RKU vorgenommen wurden, nichts anderes darstellte, wie eine Umbenennung der vordem vorhandenen bolschewistischen Einrichtungen, ein Umstand, der dazu führte, daß man auf Seiten der Russen den Eindruck gewann, daß wir auf wirtschaftlichem Gebiet weder Phantasie noch ein eigenes Programm besäßen und uns in keiner Weise von dem verhaßten Bolschewismus unterscheiden. –

Es soll hier keineswegs der Versuch gemacht werden, die sich ergebenden Schwierigkeiten und sich zeigenden Mängel zu Gänze abzuwälzen auf die verschiedenen genannten Dienststellen und Personen. Es soll lediglich aufgezeigt werden, wie eine an sich schwere, aber schöne und auch zu lösende Aufgabe durch die mangelnden Sachkenntnisse, aber auch durch den mangelnden Ernst und die überhebliche Unbelehrbarkeit gewisser Personen binnen kürzester Zeit zu einem unlösbaren, uns und unsere Kriegsführung schwer belastenden Problem gemacht wurde.

Wenn der weitere Kriegsverlauf und die siegreiche Beendigung des Krieges uns diese Räume wieder zur Betreuung übergeben werden,

---

22 Der Staudamm von Saporoshje war 1941 von der zurückgehenden sowjetischen Armee ebenso gesprengt worden wie 1943 von den weichenden Deutschen.

muß ein grundsätzlicher Wandel in der Beurteilung der Bevölkerung in ihrer Behandlung, aber ein ebenso grundsätzlicher Wandel im Aufbau der Organisation der Hoheitsverwaltung nicht weniger als der Wirtschaft vorgenommen werden, wenn hier nicht schwerste Nachteile für Deutschland auftreten sollen.

gez. Frauenfeld
(Gauleiter A. E. Frauenfeld)

Wien 1945: Zu späte Einsicht

Ich war, als ich meinen Generalbezirk räumen mußte, wieder nach Wien zurückgekehrt, wollte mich aber mit der Abwicklung meines Stabes nicht weiter befassen, das konnten auch meine Mitarbeiter machen.

Ich ging zu Reichsminister Rosenberg und bat ihn, mich für die Wehrmacht freizugeben, und bin freiwillig eingerückt.

Dann ging ich, da ich zum Auswärtigen Amt nicht zurückkehren wollte, zum Chef der Propagandatruppen, General von Wedel, der die Abteilung des Oberkommandos der Wehrmacht, Wehrmachtpropaganda, OKW/WPR, leitete. Er nahm mich mit offenen Armen auf. Durch meine frühere Tätigkeit als Generalkonsul hatte er schon öfter mit mir zu tun gehabt. Da er Hemmungen hatte, die Front zu bereisen, er war im ersten Weltkrieg der jüngste Leutnant gewesen und im zweiten Weltkrieg der dickste General, bat er mich, in seiner Vertretung die verschiedenen Fronten aufzusuchen um die Propagandakompanien und Prop-Staffeln zu inspizieren und gleichzeitig den Kontakt mit den OB's zu pflegen und die Wünsche der Wehrmachtsbefehlshaber entgegenzunehemen.

Fast ein Jahr später mußte ich mich in Baden, bei Wien, ins Lazarett begeben, weil meine Kriegsverletzungen mir Schmerzen und Beschwerden machten. Da kam dann Anfang 1945 der Anruf meines Bruders aus Wien, es wäre ein Bevollmächtigter der obersten Dienststelle der Reichsparteileitung in Wien, der mich dringend sprechen wollte.

Meine Reaktion war: tut mir leid, ich bin ein kranker Major, wenn er was will, muß er zu mir ins Lazarett kommen.

Tatsächlich tauchte er mit einem Holzgaswagen, den ihm das Propagandaamt zur Verfügung gestellt hatte, wenige Stunden später bei mir auf und teilte mir folgendes mit:

„Parteigenosse Frauenfeld, Ihre Stellungnahme zu den Vorgängen in den besetzten Ostgebieten, insbesondere Ihre beiden Denkschriften (von denen nur eine erhalten geblieben ist)

haben in der Parteiführung Furore ausgelöst, wir haben durch sie erst vieles erfahren, was sich im Osten an unerfreulichen Dingen abgespielt und ereignet hat.

Es war im Gespräch, Sie zum Reichskommissar für Belgien zu ernennen, aber man erklärte dann, das wäre unzulässig, Sie dürften im Osten nicht abgezogen werden, weil das einen Sieg für Koch bedeuten würde und wir mit immer wachsendem Mißtrauen seine Tätigkeit verfolgten und Ihre Einstellung bei uns geteilt wurde." Und nun kommt etwas, was heute bei mir noch, ich möchte fast sagen, eine Gänsehaut erzeugt: Er sagte: „Ich bin jetzt hier im Auftrag der Parteikanzlei, um Ihnen mitzuteilen, daß in Hinkunft die besetzten Ostgebiete von Ihnen, nach Ihren Ideen, mit Männern Ihrer Wahl verwaltet werden sollen, und als erstes bringe ich Ihnen hier eine Anzahl von wichtigen Akten diese Materie betreffend mit!"

Ich war sprachlos, denn in den mir übertragenen Ostgebieten sah es so aus: die Russen standen zu dieser Zeit bereits in Budapest! Ich glaube, ich bin damals vollständig verstört nach Hause gekommen, ich konnte auf die Frage meiner Frau, was denn passiert sei, nur antworten – „Da ist ein merkwürdiger Mensch, anscheinend von einem anderen Stern zur Erde gefallen, um mir zu verkünden, ich bin der künftige Verwalter und Chef der besetzten Ostgebiete, die sich leider nunmehr seit bald einem Jahr in den Händen der Sowjetrussen befinden!"

FALLEN IST KEINE SCHANDE

Dachau

Nach dem Zusammenbruch 1945 dauerte meine Odyssee durch die Lager, in denen ich unfreiwillig amerikanische Gastfreundschaft genoß, rund 1000 Tage. Sie begann im Lager Aldringen bei Stuttgart und führte dann über das Lager 79 ein Kriegsverbrecherlager ebenfalls in Würthemberg nach Dachau. Dort vollzog sich dann, unter dem sogenannten Freilager und dem geschlossenen Lager, in dem man Kriegsverbrechen-Verdächtige aufbewahrt hatte, ein Hin und Her, das unterbrochen war von einem Aufenthalt im Lazarett. Nach einer mutwilligen Leistenbruchoperation ging es dann nach Nürnberg, wo die großen Kriegsverbrecherprozesse stattfanden, in den sogenannten offenen Zeugenflügel, und dann – ich werde das noch im einzelnen schildern – wurde ich Weihnachten 1947 vorübergehend beurlaubt, um, wieder nach Nürnberg zurückgekehrt, dann in einem sogenannten Zeugenhaus des amerikanischen Anklägers mich einige Zeit aufzuhalten, wo ich mich aber frei bewegen konnte, um dann nach Hause entlassen zu werden.

Wenn man von dieser Zeit erzählt, dann sind es Anekdoten, die oft recht amüsant sind, und man würde, wenn man sich darauf beschränkte, einen völlig falschen Eindruck von der Lage, in der man sich damals befand, gewinnen. Aber es ist dasselbe wie nach den Kriegen, wo die Männer, wenn sie beisammen sitzen, nur komische, fröhliche, und seltener dramatische Abenteuer zu erzählen wissen – nur die Angeber, die

geben dann schaurige Schilderungen dessen, was sie sich an Tapferkeit erlaubt haben und was sie erlebt haben. Es ist dies hier ebenso wie im übrigen Leben, der Mensch verdrängt das Unangenehme, zurück bleiben die angenehmen, die fröhlichen Erinnerungen, von denen man dann rückblickend gerne zu erzählen pflegt. In Wirklichkeit sah das natürlich ganz anders aus – ich darf zur Illustration nur eins erwähnen.

Wir hatten in Dachau eine Baracke, in der alles konzentriert war, was sich mit irgendwelchen Veranstaltungen, die regelmäßig abends stattfanden, befaßte. Es gab einen ganz vorzüglichen Chor, natürlich ein reiner Männerchor, es gab eine Theatergruppe, es gab schließlich eine Reihe von Personen, die Vorträge veranstalteten und die hier gemeinsam untergebracht waren. Die Zeit verging mit Gesangs- und Bühnenproben, mit dem Anfertigen von Konzepten für Vorträge die geplant waren – es konnte dann aber dazwischendurch geschehen, daß plötzlich einer in die Baracke stürzte und rief: wir müssen für heute Abend umbesetzen der X. ist soeben zum Tode verurteilt worden, oder ein andermal, er hat lebenslänglich bekommen, wo ist der Ersatzmann für ihn?

Die Amerikaner hatten nämlich in Dachau Tausende von Deutschen nach Eisenhowers Devise („Ich habe die ganze deutsche Intelligenz hinter Stacheldraht") sozusagen auf Vorrat gelegt, und dann wurden Bühnenschauen, wie es genannt wurde, veranstaltet, das heißt in einem großen Saal saßen im Parkett eine ganze Menge von alten KZlern und anderen Verbrechern, und auf der Bühne führte dann ein CIC-Offizier – zu sagen ein jüdischer CIC-Offizier wäre ein Pleonasmus, denn dieser CIC bestand ausschließlich aus jüdischen amerikanischen Sonderführern – das Kommando. Diese führten nun gewisse Leute vor, und die im Parkett sitzenden KZler mußten ihr Urteil abgeben, ob sie die Leute kannten und, wenn ja, welche Verbrechen man ihnen zur Last legte. Da diese sogenannten Zeugen der Anklage ein gutes Leben führten, sie bekamen Taggeld, waren vorzüglich verpflegt, bekamen ein hohes Zigarettenkontingent, waren sie natürlich auch verpflichtet, da und dort einmal irgend-

jemand zu belasten, und so kam es immer wieder dazu, daß nicht nur Leute, gegen die tatsächlich etwas vorzubringen war, sondern auch harmlose und unschuldige Leute verdächtigt, beschuldigt und auch verurteilt wurden. Wenn es nicht gerade ein Todesurteil war, war dies insofern nicht so furchtbar, weil die Amerkaner, wie sich nachher herausstellte, nach einigen Jahren diese Leute dann doch wieder frei ließen und sich nicht mehr um das seinerzeitige Urteil kümmerten. Freilich dort, wo man ein Todesurteil fällte und es auch vollstreckte, konnte auch eine nachmalige Rehabilitierung keinen mehr ins Leben zurückrufen.

Die große Lüge

Zu Dachau wäre zu sagen, daß dieser Name ein Begriff geworden ist, der mit der angeblichen Tötung von tausend und abertausend armen KZ-Häftlingen belastet ist – in Wirklichkeit verhielt es sich hier ganz anders.

Das Dachauer Krematorium wurde erst während der Zeit, in der ich mich dort befand, gebrauchsfertig gemacht: Es wurden die Füchse, wie man die Rauchabzüge nennt, erst gemauert, um wenigstens Besuchern, die einiges von den Dingen verstanden, nicht hier einen derartigen Türken vorzuzaubern. Empörte Insassen des Lagers berichteten dann, daß man sie genötigt hatte, in diese sogenannten Verbrennungsöfen hineinzukriechen und mit den Beinen zu zappeln, und daß sie dabei fotografiert bzw. gefilmt wurden. Es waren nicht nur Nationalsozialisten, die diese Dinge entlarvten. Auch katholische Geistliche sind als Zeugen aufgetreten und haben an Eidesstatt erklärt, daß in Dachau zur Zeit des Dritten Reiches niemals Verbrennungsöfen bestanden und daher auch dort niemand weder lebendig noch als Leiche dem Feuer übergeben wurde.

Zur Schauermär der Vergasungen der Leute nur eine Illustration: Eines Tages tauchten Insassen bei mir auf und hielten

mir entrüstet eine Ausgabe von „Stars und Stripes", der amerikanischen Militärzeitung, hin, wo auf der ersten Seite das Krematorium Dachau abgebildet war, es war nichts anderes als das große Badehaus, wo man regelmäßig zum Duschen geführt wurde, an dem die große Küche angebaut war. Da es aber das repräsentativste Gebäude unter den Objekten Dachaus war, war es natürlich naheliegend, daß man es als das riesige Krematorium, in dem Tausende und Abertausende verbrannt wurden, bezeichnete. Ja, man hatte sogar jahrelang eine Tafel angebracht, wo eine fünfstellige Zahl der dort ins Jenseits beförderten angegeben war. Erst als dann die Proteste zu laut wurden, sah man sich zu einer Korrektur genötigt.

Auch konnte ich es erleben, daß alte KZler, die im Dritten Reich in Dachau saßen und die dann von den Amerikanern gleich einbehalten wurden und weiter dort verblieben, wiederholt uns und auch bei Vernehmungen den Amerikanern erklärten, daß sie sich in deutschen KZ zehnmal wohler gefühlt hätten als unter den Verhältnissen, unter denen sie jetzt leben mußten.

Ich hatte sehr enge Verbindung aufgrund meiner verschiedenen Vorträge, die ich auch im Revier und Lazarett hielt, mit unseren Ärzten und freundete mich mit dem Röntgenarzt Dr. Besuden aus Leer in Ostfriesland an, der SS-Arzt war und daher auch ohne einen besonderen Grund interniert gewesen ist, und der dann noch einige Zeit, als das amerikanische KZ aufgelöst wurde, und man dort Flüchtlinge unterbrachte, erzählte, wie er immer wieder von Flüchtlingen angesprochen wurde, wo denn eigentlich das Konzentrationslager wäre? Worauf er ihnen, auf der großen Lagerstraße stehend, erklärte, es befände sich hier, wo sie sich ebenfalls aufhalten, und die Leute baß erstaunt waren, daß sie sich hier auf einer breiten Straße von dem Umfang des Berliner Kurfürstendamms, bepflanzt mit Pappeln und vor den Baracken, die mit der Stirnseite zur Straße standen, mit Rabatten befanden. Die Baracken selbst waren massiv gebaut und waren geräumig, hatten in der Mitte einen großen Waschraum mit Toiletten und zu beiden

Seiten Räume, die zur Zeit der Amerikaner dreistöckig mit Betten vollgestopft waren, während sie zur Zeit des Dritten Reiches in der einen Hälfte Betten hatten und in der anderen Hälfte waren Aufenthaltsräume für die Insassen vorgesehen.

Das weitaus Mieseste aber, was es in ganz Dachau gab, so grotesk das klingen mag, waren jene alten, zugigen Holzbaracken, in denen die SS-Bewachungsmannschaften untergebracht waren. Ich habe beides genossen, denn man hatte neben dem sogenannten offenen Lager und neben dem Lager für Kriegsverbrechen-Verdächtige, die Insassen zusammen waren zeitweise 5000 und mehr Menschen, noch ein sogenanntes Generalslager, wie es bei uns genannt wurde, gemacht. Das waren eben die Holzbaracken der ehemaligen SS-Bewachungsmannschaft, wo man Personen, die man heute als VIP, als very important person, bezeichnen würde, hineinstopfte. Da waren also Parteifunktionäre, hohe Regierungs- und Landesbeamte, da waren Diplomaten und da waren natürlich hohe Offiziere, daher der Name „SS-Lager". Als man eines Tages entdeckte, daß ich mich in Dachau in dem Kriegsverbrechen-Verdächtigen Lager befand, stellte man fest, daß mir das eigentlich gar nicht gebühre, sondern daß ich aufgrund meiner verschiedenen Ränge ins Generalslager gehöre, und steckte mich dort hinein. Daher kann ich beide Lager wohl beurteilen und sagen, wie unterschiedlich die Behandlung und auch die Unterbringung war, einerseits in den gemauerten, winterfesten und geräumigen Baracken des Konzentrationslagers und andererseits in den zugigen alten Holzbaracken, in denen die Bewachungsmannschaft untergebracht war.

Ich weiß nicht, was die Lagerleitung zu derartigen Maßnahmen bewogen hatte, ich kann nur diese Tatsache feststellen.

Episoden

Für meine 272 Vorträge (wie ich wiederholt erwähnte, ein Rekord in diesen Tagen) kam mir sehr zu gute, daß das Konzentrationslager Dachau eine Bibliothek hatte, die inhaltsreicher und besser bestückt war als manche städtische Bibliothek einer deutschen Kleinstadt. Hier konnte man in Ruhe in Klausur sozusagen Studien über die verschiedensten Dinge machen.

Ich suchte natürlich verzweifelt nach neutralen Themen. Andere wurden ja, die Amerikaner kontrollierten das, nicht genehmigt, und so hielt ich auch einmal einen erdgeschichtlichen Vortrag, bei dem ich unter anderem die seinerzeit heftig angegriffene, aber heute längst von der exakten Wissenschaft anerkannte Kontinent-Drift-Theorie des Professors Alfred Wegener vortrug.

Nachher kam der Gauleiter und Reichsstatthalter von der Steiermark, Uiberreiter, und sagte: „Es war wieder einmal recht interessant und besonders herzlich danke ich dir, daß du so nette Worte für meinen Schwiegervater gefunden hast." Meine erstaunte Frage: „Wieso, ist Alfred Wegener dein Schwiegervater?" Darauf bekam ich zur Antwort: „Natürlich, er war ja eigentlich Meteorologe, hatte eine Berufung an die Grazer Universität, bis er dann bei seiner letzten Grönlandreise erfroren ist. Ich bin mit seiner Tochter verheiratet, und wir haben drei Kinder. Die Dänen haben meiner Frau angeboten, sie mit den Kindern unterzubringen. Ich habe es aber abgelehnt. Ich möchte nicht, daß meine Familie aus dem deutschen Lebensraum, zu dem natürlich auch Österreich gehört, herauskommt."

Da war z.B. der Innsbrucker Kreisleiter Dr. Priems, ein Arzt, der außerdem über einen kultivierten Bariton und ein Repertoire von Liedern verfügte, so daß ich ihn zur Umrahmung meiner Vorträge des öfteren bat, mitzuwirken. Wir hatten ja auch ein Orchester, in dem sich z.B. der bekannte

Stehgeiger des Café Luitpold in München befand, und das dirigiert wurde von einem Kapellmeister, der auch bis zum heutigen Tag noch des öfteren im Rundfunk zu hören ist.

Eines Tages fiel mir das etwas verstörte Verhalten von Dr. Priems auf. Auf meine Frage sagte er: „Ach, es ist eine peinliche Geschichte." Er hatte wiederholt amerikanische Soldaten, die nicht ihre Ärzte aufsuchen wollten, weil sie sich sonst für ihre diskrete Erkrankungen, Strafen zugezogen hätten, behandelt, und aus Dankbarkeit dafür hatten sie ihn aus dem Lager herausgeschmuggelt auf Ehrenwort und einen zehntägigen Urlaub gegeben, worauf ich sagte: „Na und, das ist doch sehr erfreulich." Er sagte: „Eben nicht. Es darf ja niemand wissen, daß ich heraußen war, und meine Frau, die selber Ärztin ist, bekommt nun wieder ein Kind, und du kannst dir vorstellen, welchen Tratsch und welchen Verleumdungen sie da ausgesetzt sein wird, wenn ich nicht in Bälde herauskomme." Aber das hat er dann auch, wenn auch nicht ganz legal, rechtzeitig geschafft, um die Kompromittierung seiner Gattin zu vermeiden.

Ein interessantes Phänomen war, daß die in einer Baracke zusammengefaßten Kriegsbeschädigten, die also Beine oder Arme amputiert hatten, eine ganz besonders große Lebendigkeit entwickelten, überall dabeigewesen sind und großes Interesse an Vorträgen zeigten. Als nun in Japan die beiden Atombomben hochgegangen waren, kam man und fragte mich, ob ich nicht auch über dieses Phänomen einiges erklären könnte. Ich kramte in meinen grauen Zellen und dann auch in der wohlassortierten Dachauer Bibliothek und dann beging ich das Wagnis, zwei Vorträge über Elemente der Atomphysik zu halten. Nachher kam ein Mitgefangener zu mir und sagte: „Was Sie hier vorgetragen haben, ist durchaus richtig und für unverbildete Laien auch verständlich gewesen." Auf meine erstaunte Frage: „Wieso können Sie das behaupten?", flüsterte er mir zu: „Ich bin Atomphysiker." „Oh", sagte ich, „das ist aber eigentlich eine Gemeinheit von Ihnen, sich ins Publikum zu setzen und sich von einem Laien hier über ihre Materie

etwas erzählen zu lassen, statt selbst die Vorträge zu halten." Darauf sagte er abwehrend: „Aber nein, so ist das nicht. Sie sind eben ein liebender Laie, der in diesem Zusammenhang für die Amerikaner uninteressant ist, aber sie brauchen nicht zu erfahren, daß ich auf diesem Gebiet ein Fachmann bin, denn ich möchte mich nicht von ihnen – wie es anderen geschehen ist – nach den USA verschleppen lassen, um meine Kenntnisse zu ihren Zwecken hier verwenden. Aber wenn Sie wollen, können wir uns noch über einiges natürlich unterhalten, damit es Ihnen erleichtert wird, diese Vorträge so wie bisher sachlich richtig zu halten."

So war es denn möglich, über eine große Spannweite an Themen zu verfügen, weil man überall Leute fand, die fachlich auf diesen Gebieten Kenntnisse hatten, die geschult waren, es war aber aus den verschiedensten, oft sehr einleuchtenden Gründen wie in diesem Fall des Atomphysikers, das Fachleute ablehnten, sich irgendwie bemerkbar zu machen.

Ich wäre wahrscheinlich nicht in das viel unangenehmere sogenannte Generalslager versetzt worden, wenn ich nicht im ganzen Lager mit dem Spitznamen „der Professor" behaftet und bekannt gewesen wäre und außerdem, um die Bibliothek zu benutzen und um meine Vorträge zu halten, mich zwischen den einzelnen Lagerteilen frei bewegen konnte, währenddem die längste Zeit die einzelnen Baracken mit Stacheldraht eingezäunt waren, und nur, wer zu Vernehmungen geführt wurde, aus diesem Bereich herauskam.

Vor dem Haupteingang des Dachauer Lagers, dort wo sich die Verwaltungsgebäude befanden, war ein großer Appellplatz, dort waren immer wieder ganze Kolonnen angetreten, die zum Teil auf Arbeit geführt wurden, zum Teil aber auch aus verschiedenen Revieren den Ärzten zur weiteren Behandlung in die Lazarettbaracken abgestellt wurden.

Wegen meiner Kriegsverletzungen, eine Kompressionsfraktur des vierten, fünften Brustwirbels und eines Schädelbruches, die ich mir in Frankreich zugezogen hatte, ging ich in ambulante Behandlung ein-, zweimal die Woche in das Lazarett-

lager hinüber, hier wurde nun ein ausgiebiger Schmuggel getrieben vor allem mit Lebensmitteln, weil in Lazaretten die Leute zum Teil besser versorgt waren, zum Teil aber auch nicht in der Lage waren, aufgrund ihres Gesundheitszustandes, was ihnen zugeteilt wurde, selbst zu verzehren.

So konnte es geschehen, daß mir z.B. aus einer Baracke ein älterer Herr winkte, wie sich herausstellte, ein General, und mir sagte, kommen Sie, Sie haben mir mit Ihren Vorträgen soviel Freude bereitet, ich sah Sie schon das letztemal, ich habe Ihnen hier von meiner Ration Suppe oder anderes Eßbares aufgehoben. Durchs Fenster rasch in den Raum hinein und dann diese Sonderration verzehrt.

Das anderemal wieder kam einer vorbei, steckte einem einige Stück Zwieback oder Keks zu, und da ich Nichtraucher war, bestand außerdem die Möglichkeit, einen schwunghaften Handel zu treiben und sich Lebensmittel bei ländlichen Internierten, die aus dem Salzburgischen, Tirolischen, Bayerischen kamen, hier im Tauschweg Rauchfleisch oder Wurst zu verschaffen.

Die Amerikaner in ihrer oft geradezu widersinnigen und unvorstellbaren Bürokratie hatten verfügt, daß im Monat jeder Internierte von einem Angehörigen nur ein Paket bekommen darf, aber es durften verschiedene Anghörige je ein Paket an ihn senden. Und eines Tages, als ich über die Lagerstraße ging, traf ich einen älteren Ortsgruppenleiter, der Verwünschungen murmelnd und sich die Haare raufend allein herumirrte. Mich kannten die Leute von meinen Vorträgen, hatte ich doch zu meinen zwölf Rängen und Titeln, die ich im Laufe der Zeit erworben hatte, als dreizehnten die honoris causa-Bezeichnung „Professor“ bekommen. So hielt ich ihn an und fragte ihn, was denn los wäre. Daraufhin sagte er: „Oh dieses blöde Weib.“ „Ja was ist denn?“ „Jetzt schreibe ich meiner Frau, du darfst mir nur ein Paket schicken, aber du kannst dem Onkel Alois sagen, er könnte mir auch eins schicken, und auch meiner Mutter kannst du es sagen.“ „Na und?“ „Jetzt bekomme ich einen Brief von dieser blöden Ziege. Sie schreibt, lieber Mann, bist du denn geistig vollständig verwirrt. Deine Mutter ist doch

schon vor zehn Jahren gestorben, und der Onkel Alois ist ausgewandert, und wir haben seither nichts mehr von ihm gehört." Es war nicht ganz leicht, diesen Mann über die Torheit seines Eheweibs zu trösten.

Als ich einmal im Lazarett einen Vortrag hielt, traf ich einen Mann, der im Revier lag und über starke Schmerzen klagte, er hatte einen Narbenriß von einer Blinddarmoperation. „Wie kommst du denn dazu?" „Ach", sagte er, „das war, wie ich gehängt wurde." „Was heißt, wie du gehängt wurdest?" „Nun, wie die Amerikaner hier am Vormarsch waren und uns gefangen nahmen, da machten sie sich den Spaß, uns von ihren Autos aus mit Schlingen um den Hals hochzuziehen und wenn wir dann so richtig zappelten, dann ließen sie uns wieder runter, manchmal einen zu spät, der hatte mittlerweilen das Genick gebrochen, bei mir aber hatten diese konvulsivischen Zuckungen, die ich als Halbgehenkter hier vollführte, zu den Narbenrissen geführt, die mir jetzt Beschwerden machen."

Derlei barbarische Handlungen sind in zahlloser Weise erlebt, teils von Augenzeugen überliefert worden. Daß man zum Beispiel bei Lagern die Bewachungsmannschaften wahllos zusammentrieb und dann mit Maschinenpistolen über den Haufen schoß, daß man die vielfach Volksdeutschen, die zur SS eingezogen waren und die man dann auf den Türmen als Bewachungsleute vor die Lager setzte, niedermetzelte, obwohl sie weder mit KZ-Insassen jemals Berührung hatten noch sonst mit den Lagern irgendetwas zu tun hatten, gehört eben so dazu, wie die argen Mißhandlungen, denen bei Einvernahmen vielfach die Inhaftierten ausgesetzt waren.

Wer zu Vernehmung geführt wurde, der mußte oft stundenlang warten, bis der drankam. Da standen nun die Leute in irgendwelchen Korridoren mit dem Gesicht zur Wand, mit den Armen an die Wand gestützt, mit den Beinen etwa einen Meter Abstand und wenn sie untereinander sich etwas zuflüsterten, oder sich aber umwendeten dann erhielten sie von den patrouillierenden Posten Schläge mit Holzknüppeln auf Schulter und Kopf. Wenn sie dann solchermaßen vorbereitet zu dem Ver-

nehmer kamen, wurden sie zuerst wüst angebrüllt. Jede Frage, die ihnen gestellt wurde, mußte mit ja oder nein beantwortet werden, wollte man irgendeine Erklärung abgeben oder eine Erläuterung, dann gab es wieder erneutes Gebrüll. Keiner natürlich ahnte, daß es sich hier nur um Komödien handelte, denn diese sogenannten Protokolle, die hier aufgenommen wurden, verschwanden meist spurlos; wenn man sich später, bei weiteren Vernehmungen drauf berief, dann blätterte der Vernehmer in den Akten, und stellte fest, daß hier überhaupt nichts vorhanden gewesen ist.

Aber es gab natürlich Leute, die diese nervliche Belastung nicht durchgehalten haben, ich kann mich zum Beispiel an den Polizeipräsidenten von Karlsruhe erinnern, es war noch im Lager 79, wo der Barackenälteste morgens kam und sagte, geht nicht in die Waschräume rüber, da hängt der Mann. Die Ursache war, daß er am Tag vorher vernommen worden war und gleichzeitig die Nachricht bekam, daß seine Frau mit einem Amerikaner durchgebrannt ist. Das war zuviel für den Mann, und es rief ihn auch nichts ins Leben zurück, daß sich der Vernehmer nachher äußerte: er sei vielleicht etwas zu hart mit ihm umgesprungen.

Am Ende des Lagers sah man rauchgeschwärzte Baracken, die zum Teil ausgebrannt waren. Dort waren die Russen interniert, die sich unter Führung des General Wlassow in den Dienst des Kampfes gegen den Bolschewismus gestellt hatten. In den Zeitungen haben die Amerikaner mit heuchlerischen Veröffentlichungen mitgeteilt, daß dieser Personenkreis seine Auslieferung an die Sowjetunion gefordert hätte. Jedem, der mit der Materie vertraut war, war klar, daß es sich hier um eine Lüge handelte, und hier hatten wir auch den Beweis vor uns, denn als die Russen Nachricht bekamen, daß sie ausgeliefert würden, hatten sie sich in den Baracken verschanzt, und die Amerikaner mußten sie ausräuchern, indem sie Brand an die Baracken legten, um ihrer habhaft zu werden. Viele begingen dann sofort Selbstmord, und die anderen wurden, kaum in Händen der Sowjets, von diesen hingerichtet. Eine Paralelle dazu ist die Auslieferung der Kosaken in Kärnten an die Sowjets durch die Engländer.

Otto Skorzeny

Ich hörte draußen am Korridor schlurfende Schritte, die langsam näher kamen, die Tür flog auf, und vor mir stand ein seltsames Gespann. Ein Riese in den üblichen Häftlingskleidern, der an einem mehr als einen Kopf kleineren Amerikaner hing, den Arm um seine Schulter gelegt, der seine Maschinenpistole schußbereit in Händen hielt.

Es war Otto Skorzeny mit seinem „ständigen Begleiter". Dieses Wort hat in den letzten Jahrzehnten eine andere Bedeutung bekommen. Damals aber haben die Amerikaner Gefangenen, denen sie besondere Bedeutung beimaßen, eine besondere Ehrung zuteil werden lassen, indem sie ihnen eine ständige Leibwache beigaben. In den ersten Tagen meiner Internierung, als ich in der Wohnung einer Siedlung bei Augsburg in einem Zimmer lag, saß auch ein solcher Posten Tag und Nacht an meinem Bett mit der Maschinenpistole im Anschlag, was deswegen nicht ganz angenehm war, weil diese Burschen ständig mit ihren Waffen herumspielten und ich wiederholt erlebte, daß mal ein Schuß losging. Man konnte von Glück sagen, wenn man nicht gerade den Lauf auf sich gerichtet hatte. Dann ist man davongekommen, was meine Person belangt. Skorzeny aber hat man, solang er interniert war, ständig Tag und Nacht einen solchen Posten beigegeben. Auch jetzt, da er noch geschwächt von einer Gallenblasenoperation sich nur mühselig aufrechterhalten konnte, und daher der schwächliche Ami fast unter seiner Last zusammenbrach. Der Bewacher ließ sich auf ein leeres Bett fallen, schob sich den Stahlhelm über die Augen und entschlummerte sanft, während Otto sich auf den Bettrand zu mir setzte und wir nun eine eingehende Konversation mit Rück- und Ausblick begannen. Wir waren zwar beide engere Landsleute, kannten uns aber von früher her nur flüchtig und holten nunmehr vieles nach. Ich war dann auch in der Lage, als ich später in Hamburg berufstätig wurde, und er nach Deutschland nur inkognito kommen

durfte, ihn bei der Unterbringung seines ersten Buches „Geheimkommando Skorzeny" sowie bei Übersetzungen Hilfestellung zu geben. Keiner von uns konnte damals ahnen, wie die Dinge sich entwickeln würden. Jedenfalls wurden laufend gegen ihn lügenhafte Anschuldigungen erhoben, die zwar immer wiederum widerlegt wurden, aber zur Folge hatten, daß er noch durch einige Jahre auf der Fahndungsliste stand, bis auch hier allmählich Vernunft einkehrte und ich ihm dann schreiben konnte: „So ändern sich die Zeiten, mein Lieber. Als Du voriges Jahr hier warst, standest Du noch auf der Fahndungsliste, heute stehst Du unter Gesellschaftsnachrichten, abgestiegen im Hotel Vier Jahreszeiten, in der Zeitung!"

Auch Skorzeny kam vor eines der Dachauer Militärgerichte, aber er wurde freigesprochen. Wie das zusammenhängt, kann jeder in seinen autobiographischen Schriften nachlesen. Jedenfalls wurde er von mehreren tausend jubelnden Internierten auf den Schultern durchs Lager getragen. Er wurde dann auf freien Fuß gesetzt, d.h. lang war er nicht auf freiem Fuß, denn man steckte ihn in ein deutsches Interniertenlager. Dort benahm sich der sogenannte Entnazifizierungsausschuß so albern, daß Skorzeny aus dem Lager verschwand. Es war also scheinbar doch gut, daß man ihm seitens der Amerikaner einen Posten mit MP Tag und Nacht zur Seite gesetzt hatte. Er ließ seinen Adjutanten Dr. Radel zurück, der für ihn die Erklärung abgab, daß er sich von derartigen miesen Subjekten nicht in alberner Weise behandeln lasse und sich daher abgesetzt habe. Und als dann Radel seine Erklärung abgegeben hatte, verschwand er ebenfalls aus dem Lager.

Zwischenspiel Oberursel

Ich hatte anscheinend von meinem Flugzeugabsturz oder meinen Kriegsverletzungen her einen sehr niedrigen Blutdruck und fror erbärmlich. Die Ärzte rieten mir, mich in das Lazarett zu begeben. Da meine Verletzungen, wie bereits erwähnt, dazu nicht geeignet waren, sagte man mir, ob ich mir nicht den Blinddarm operieren lassen möchte. Das lehnte ich mit der Begründung ab, er hätte mich noch nie geärgert. Einige Jahre später wäre ich dabei fast zum Teufel gegangen, weil er plötzlich vereiterte und durchgebrochen war. Das konnte ich aber damals nicht ahnen, und daher unterzog ich mich einer Leistenbruchoperation, die eigentlich ziemlich überflüssig war. Es war ein Sauerbruchschüler, der das durchführte. Natürlich mit Lokalanästhesie, da man ja für Narkose keinen Anästhesisten zur Verfügung hatte.

Ich war kaum genesen, hatte meine Vorträge wieder aufgenommen, als man mich wieder einmal abtransportierte. Da der Weg aber nach Westen führte, beunruhigte mich dies nicht weiter. Ich kam nach Oberursel bei Frankfurt. Dort hatte die Deutsche Wehrmacht ein Vernehmungslager, in das wir nun gebracht wurden. Wie ich später erfuhr, sind dorthin zahlreiche interessante Leute zu Vernehmungen geholt worden, von deren Aussagen man sich etwas erwartete. Man saß in Einzelzellen. Wenn man zu einer Vernehmung geholt wurde, und es kam irgendwo ein Aufseher mit einem anderen Häftling, gabs ein riesiges Gebrüll. Man mußte sich mit dem Gesicht zur Wand stellen, um nicht zu sehen, wer da vorbeikam. Alles ein alberner Spuk, denn wie ich dann zu dem Vernehmer kam, war der Mann erstaunlich höflich und bat mich, einige Fragen durch ein Exposé, das ich verfertigte, zu beantworten. Zum Beispiel, ob die Ukrainer ein selbständiger Volksstamm wären und wie sie sich von den Großrussen unterschieden, oder welche militärische Bedeutung der Halbinsel Krim zukäme. Wie die volkswirtschaftliche Situation in der Süd-Ukraine und auf der

Krim wäre, und einiges mehr. Da ich keinen Grund sah, mich zu weigern, diese Ausarbeitung zu machen, vertrieb ich mir damit die Zeit. Es verging ein Monat, dann ließ mich der Vernehmer wieder holen, bedankte sich, sprach sein Bedauern aus, daß er für mein künftiges Schicksal nichts tun könne, und dann wurde ich wieder in einen Jeep verladen und wieder nach Dachau zurücktransportiert, wo es dann über die Lagerstraße wie ein Lauffeuer ging: Der „Professor" ist wieder da. Es gibt wieder interessante Vorträge.

Erfahrungen

Die Reihen in der „Künstlerbaracke" hatten sich mittlerweilen gelichtet. Einige waren verurteilt und in Gefängnisse abtransportiert worden. Es kamen noch immer vereinzelt Todesurteile vor, und neue Insassen waren hinzugekommen. Auch diese Zeit nahm ein Ende, und weiter ging es nach Nürnberg, wo die großen, die Öffentlichkeit beschäftigenden Prozesse durchgeführt wurden.

Wenn man in Sälen zusammengepfercht mit hundert Leuten in drei Stockwerken übereinandergebauten Betten haust und einen Querschnitt durch die Bevölkerung vor sich hat, kann man interessante Feststellungen machen. Leute aus kleinen Städten und Dörfern des süddeutschen Raumes sowie aus Bayern und den anschließenden österreichischen Bundesländern Tirol und Salzburg trugen ihr Schicksal mit Gelassenheit. Sie machten sich lediglich Sorgen um daheim, um die Wirtschaft, um die Familie, und wenn sie dann nach den ersten Monaten der Internierung regelmäßig Verbindung hatten, dann war ihre Stimmung und ihr Verhalten abhängig von den Berichten, die von zu Hause kamen. Hier lag die Hauptlast bei den Frauen, die sich großartig benahmen. Aus diesen Reihen

kamen auch nicht die Zerwürfnisse, die zu Scheidungen führten, oder zur Folge hatten, daß Frauen durchbrannten und nach Amerika gingen. Das betraf mehr die gehobene Schicht. Da war der tragikomische Zahnarzt, der im vorgeschrittenen Alter ein junges Mädchen geheiratet hatte und nun bangte, wenn er hier lange zurückgehalten würde, ob denn dann alles noch, wenn er zurückkam in Ordnung wäre, einerseits bei seiner Frau, aber andererseits bei seinem Alter, dann auch noch bei ihm. Da war der Ministerialdirektor aus dem Finanzministerium, der uns unaufgefordert erklärte, er habe mit glühenden Herzen die Amerikaner herbeigesehnt. Als er dann von einer Vernehmung zurückkam, bei der sie ihn grün und blau geprügelt hatten, konnten wir unsere Genugtuung nicht verbergen. Da war die Geschichte mit dem berühmten Fragebogen, den Ernst von Salomon so schön beschrieben hat. Da gab es die Schicksalsgenossen, die andere ständig behelligten, mit den Fragen, wie sie die einzelnen Punkte behandeln sollten. Die Gewissensbisse hatten, wenn sie nicht bis ins Letzte hinein alles genau angegeben hatten. Es gab die Ängstlichen, die Schwierigkeiten fürchteten, falls sie irgend etwas vergessen oder verschwiegen hätten.

Sah man dann zwei spazierengehen auf der Lagerstraße, dann konnte man immer Wortfetzen hören: Zugehörigkeit zur NSV, Winterhilfswerk, Blockstellenleiter und ähnliches. Da machten sich wieder einmal zwei arme Teufel verrückt. Dabei hatten die Amerikaner von den Dingen überhaupt keine Vorstellung. Waren sie doch der Meinung, da bei ihnen bei einem Wechsel zwischen den Parteien bei Wahlen bis zu den Friedensrichtern alles ausgewechselt wurde, daß das auch bei uns so sei. Daß ein Beamter unpolitisch sein konnte, das hat ihnen überhaupt nicht eingeleuchtet, und wer das behauptete, machte sich sehr verdächtig. Andere wieder hatten eine Arbeitswut. Sie hatten sich aus Konservendosen, aus den kleinen Hüllen, in denen die Zigaretten verpackt waren, alle möglichen Dingen zusammengebastelt. Es hämmerte und klopfte an allen Ecken und Enden, und es entstanden die merkwürdigsten Dinge. Ein Lager-

kommandant im Lager 76 war besonders stolz darauf. Er ließ dann eine Ausstellung machen mit dem, was hier gebastelt worden war. Andere saßen und kauten und kauten. Sie machten sich aus gesparter Brotkrume, die sie einspeichelten, Schachfiguren oder Tiere, die sie dann als Spielzeug für ihre Kinder nach Haus nahmen. Andere wieder waren richtige Krämerseelen und konnten das Kunkeln und Handeln auch im Lager nicht lassen. Ich erinnere mich einer Zwiesprache, die ich vorbeigehend hörte, wie der eine zum anderen sagte: „Dafür mußt du mir aber etwas geben." Der andere: „Was soll ich dir denn geben?" Der zweite: „Na, einen Goldzahn oder was!"

Wovor die Amerikaner Angst hatten, war zweierlei, eines waren Epidemien; da wurde ständig geimpft, nur wurde da mit so stumpfen Nadeln gearbeitet, daß man sich, wenn man konnte, dieser schmerzhaften Prozedur nicht unterzog; und das andere war kommunistische Propaganda. Wenn man sie einschüchtern oder ärgern wollte, dann brauchte man nur nachts Hammer und Sichel zu malen, wenn man irgendetwas erreichen wollte.

Da waren Leute, die konnnten zeichnen, das hatte zur Folge, daß dann Amerikaner kamen und von ihnen Bilder ihrer Angehörigen koloriert haben wollten. Ein Uhrmacher war damit beschäftigt, in Uhren, von denen manche vier, fünf auf dem Unterarm aufgefädelt trugen, am Deckel innen Gravuren anzubringen, mit denen sie den Besitz nachzuweisen versuchten, und dann waren natürlich da die verschiedenen Vorträge. Professor Krik, Rektor der Heidelberger Universität, sprach über griechische Philosophen, und ich hatte endlich Gelegenheit, hier eine Bildungslücke auszufüllen. In diesem Vortrag waren wir allerdings nur zehn oder zwölf Leute. Dafür gab es andere, die sich stärkeren Zuspruchs erfreuten. So zum Beispiel brachte man aus der Stadt aus einer ausgebombten Schule einen Vorführungsapparat und bunt zusammengewürfelte Hunderte von Dias, die man mir gab, mit dem Auftrag, daraus einige Vorträge zusammenzustellen. Das war nicht ganz einfach, weil's einmal Tierbilder, einmal Reproduktionen von Gemälden, dann wieder von Kunstgegenständen oder

Möbeln waren und man hier nun versuchen mußte, irgendetwas daraus zu machen. Andererseits hatte man ein sehr dankbares Publikum. Auch musiziert wurde, und dann gaben wir eine Lagerzeitung heraus. Ich glaube im Jahre 1945 war dieses Lagerblatt das einzig regelmäßig erscheinende Presseprodukt, das, gefördert von dem ehrgeizigen US-Lagerleiter, der frühere HJ-Führer Günther Kaufmann redigierte und in dem ich dann, um nicht ständig mit meinem Namen aufzutreten, unter einem halben Dutzend Pseudonymen alle möglichen Abhandlungen schrieb.

Wenn Leute zu mir kamen und fragten, wie sie sich verhalten sollten, dann sagte ich ihnen: „Ihr müßt euch denken, ihr seid hier in Klausur zur Vorbereitung auf eine neue Tätigkeit, wenn ihr wieder draußen seid. Und wenn die Amerikaner euch vernehmen, dann habt ihr gar keine Prestigerücksichten zu nehmen als kleine Pinscher, die ihr gewesen seid, dann lügt sie an, wo ihr könnt. Wenn ihr euch damit Erleichterung verschafft oder früher herauskommen könntet."

In dem ersten Lager, in dem ich mich befand, waren fast 4000 Leute zusammengepfercht. Man hatte uns bei der Einlieferung alles abgenommen. Man hatte es in Tüten hineingetan, bei jeder Verlegung wurde etwas daraus geklaut, besonders wenn es ein Wertgegenstand war, und so gab es die erste Zeit, später änderte sich das, keine Rauchwaren. Im ganzen Lager hatte durch einen Zufall ein Mensch eine Zigarette, ein Nichtraucher, und das war ich, und im ganzen Lager hatte ein Mensch ein Buch, das war der durch seine Rußlandbücher einstmals sehr bekannte Schriftsteller Erwin Dwinger, der hatte von Theodor Fontane den Roman Effi Briest. Und ich wallfahrtete zu Dwinger und sagte: „Ich hab' ne Zigarette und du das Buch. Leih mir's eine Woche, und du bekommst die Zigarette." Das Geschäft war gemacht, aber am Abend erschien Dwinger bei mir in der Baracke mit der Bitte, ob er nicht die halbe Zigarette als Vorschuß haben könnte.

Nürnberg

Ich kam über das sog. Kriegsverbrecherlager Dachau nach Nürnberg in den Zeugenflügel, wo der ehemalige preußische Oberregierungsrat und Halbjude Professor einer amerikanischen Winkeluniversität Kempner sich seinen Privatzoo angelegt hatte.

Er hamsterte hier Leute, vor allem solche, bei denen er verhindern wollte, daß sie als Zeugen von den Verteidigern der in Nürnberg Angeklagten geführt würden. Sie waren unauffindbar, denn man wußte nicht, wo sie deponiert worden waren.

Es war eine Art Deutscher Fürstentag. Und wenn man vor einem der Gefängnishöfe spazierenging oder im Gras lag und einer, der dabei saß, von seinem Vater erzählte – und man wußte, daß dieser Vater der deutsche Kaiser Wilhelm II. war – wurde einem klarer als sonst, in welcher makabren Situation wir uns befanden.

Prinz Auwi, wie er bei uns allgemein genannt wurde, war einer, der sich hier im Zeugenflügel des Nürnberger Gerichts befand. Zwei andere waren Prinzen von Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold, Vettern, die sich erst in der Internierung näher kennenlernten. Der Prinz Philipp von Hessen, Schwiegersohn des Königs von Italien, war ein weiterer „Gast“. Über mir „hauste“der Kujumkhan von Turkestan, einem von den Sowjets besetzten Land, das mehrfach so groß wie Deutschland gewesen ist.

Das sind nur einige „Gäste“ aus der Privatsammlung von Herrn Robert Kempner.

Wie die Einstellung der Menschen zu den Lebensumständen ist, zeigt sich in sehr unterschiedlicher Weise. Manchmal trägt sie groteske Züge. so kam eines Tags ein kleiner Untersturmführer zu mir in die Zelle – im Zeugenflügel waren die Türen nicht verschlossen, sondern wir konnten uns auf dem Korridor frei bewegen – und bat um ein Autogramm. Er machte mir einen bedrückten Eindruck, was mich zu der Frage veranlaßte, was denn mit ihm los sei. Er antwortete, daß er entlassen würde,

wodurch meine Verwunderung über ihn nicht geringer wurde. Auf meine Frage, warum er so wenig darüber erfreut sei, gab er mir zur Antwort: „Ich weiß doch, daß ich in meinem Leben nie mehr in so einer vornehmen Gesellschaft weilen werde."

So kann man es auch sehen.

Ankläger Dr. Kempner

Unterdessen hatten sich die Verhältnisse, nachdem die großen Prozesse beendet waren, etwas gelockert, und es gab vereinzelt im Zeugenflügel Urlaub auf Ehrenwort, und da meine Frau mir wiederholt schrieb, in welcher bedrängten wirtschaftlichen Lage sie sich befand und daß sie nicht einmal die Möglichkeit hatte, das Dach der Baracke, bei dem es an verschiedenen Stellen durchleckte, ausbessern zu lassen, und unsere beiden kleinen Mädchen so unterernährt waren, daß die eine Hungerödöme bekommen hatte und am Kopf mit Geschwüren geschnitten werden mußte, stellte auch ich einen Urlaubsantrag, was zur Folge hatte, daß ich dem Ankläger Kempner vorgeführt wurde. Man hatte zwischen dem Gerichtsgebäude und dem Gefängnistrakt einen Holzkorridor improvisiert. Die Temperatur war schon winterlich, und bei den verschiedenen Türen dieses hölzernen Ganges standen Negersoldaten als Wachen. Neben sich hatten sie große Drahtkörbe, wie man sie zum Heizen von Baustellen benützt, die mit Koks gefüllt waren. Trotzdem klapperten sie mit den Zähnen, und obwohl man nicht gerade in fröhlicher Stimmung war, mußte man lachen, wenn man sah, daß diese Leute, die im Normalleben schwarz waren, vor Kälte aschgrau geworden sind. Man hat sie dann auch bald abgelöst.

Im Kempner-Büro entspann sich nachfolgender Dialog.

K: „Sie wollen Urlaub, ich sehe aber, daß sich Ihre Familie in der Britischen Zone befindet. Das ist daher leider nicht möglich.

Ich könnte Sie zwar beurlauben, aber Sie müssen dann innerhalb der amerikanischen Besatzungszone bleiben."

Ich: „Damit wäre mir allerdings nicht gedient. Meine Familie befindet sich in einer sehr bedrängten Situation und bedürfte dringend meiner Hilfe."

K: „Das kann ich leider nicht machen. Die amerikanische Bürokratie ist außerordentlich schwierig, fast so wie die deutsche Bürokratie ist."

Ich: „Kein Wunder, schließlich ist ja ein Drittel oder Viertel der Bevölkerung deutschblütig."

K unvermittelt: „Übrigens habe ich Ihre Denkschrift gelesen."

Ich: (auf gut bayrisch denkend, jetzt hats geschnackelt) „Welche Denkschrift? Ich habe wiederholt Denkschriften verfaßt, zum Teil das Problem Österreich betreffend und später die besetzten Ostgebiete."

K: „Es ist Ihre Denkschrift über die Mißstände in der Verwaltung der besetzten Ostgebiete. Wir haben hier eine Abschrift, die wir bei den Akten des Innenministeriums gefunden haben. An wen war sie gerichtet?"

Ich: „An Adolf Hitler, und Abschriften gingen an Goebbels, Göring, natürlich dem Ostminister Rosenberg als meinem Vorgesetzten und an Staatssekretär Stuckart."

K: „Ich habe noch nirgends gelesen, daß jemand sich getraut hätte, eine solche Sprache Hitler gegenüber zu führen. Hatten Sie denn keine Unannehmlichkeiten?"

Ich: „Von seiten Hitlers nicht, wohl aber von seiten des Reichskommissars Ukraine Erich Koch, der mir ein Parteigerichtsverfahren anhängte, ein Disziplinarverfahren gegen mich einleitete und der indirekt schuld ist, daß mein Stellvertreter Dipl.-Ing. Pöchlinger gefallen ist."

K kopfschüttelnd nach einer Pause: „Wie ich Ihnen schon sagte, glaube ich nicht, daß ich etwas wegen Ihrer Beurlaubung tun kann."

Damit war ich verabschiedet, ging wieder in meine Zelle unter Eskorte zurück. Es vergingen zwei Tage. Ich saß gerade

und schrieb einen Brief an meine Frau, daß es leider mit meinem Urlaubsgesuch nach nunmehr über 2½ Jahren nichts geworden sei, als die Tür aufging und der amerikanische Sergeant, der „Warden"-Aufseher, hereinkam, und aus seinem Wortschwall verstand ich das Wort Whitnesshouse. Ich wußte, jetzt war es doch passiert, denn es handelte sich hier um das sogenannte Zeugenhaus, wo außer dem von Kempner im Gefängnis gehorteten Personenkreis eine weitere Gruppe war, die man zur Verfügung hielt, ohne sie einzusperren. Eine Stunde später stand ich mit meinem Gepäck auf der Straße und begab mich in das in der Nähe gelegene Zeugenhaus. Am nächsten Tag erschien ich wieder bei Kempner, der mich mit den Worten begrüßte:

„Nun, Herr Frauenfeld, Sie laufen hier so frei herum."

Ich darauf: „Ich glaube, daß das von Ihnen veranlaßt ist."

Kempner: „Ja, wenn jemand sich getraut, eine solche Sprache wie Sie zu führen, dann beurlaube ich ihn erst einmal. Wir haben 4. Dezember. Wann wollen Sie wieder zurück sein? Genügt es Ihnen, wenn Sie sich am 6. Januar wieder hier einfinden? Gehen Sie, holen Sie sich Ihre Marschverpflegung, und hier ist Ihr Ausweis."

Heimkehr

Noch am selben Tag machte ich mich auf den Weg zu meiner Familie ins Oldenburgische, in das Moordorf Dinklage, wohin es meine Familie verschlagen hatte und wo meine Frau mit ihrer Mutter und den beiden kleinen Mädchen am Dorfrand in der bereits erwähnten baufälligen Holzhütte hauste. Viola, die ältere, damals bereits schulpflichtig, behauptete, sie hätte mich erkannt. Das ließ die Kleine, damals drei Jahre alt, nicht ruhen, und sie erklärte, „ich hab dich auch erkannt, weil du so blöd sprichst", denn verständlicherweise war zwischen dem

oldenburgischen Platt, das die Kinder mittlerweilen gelernt hatten, und meiner wienerischen Aussprache ein nicht unbeträchtlicher Unterschied. Die Tage vergingen schnell. Die Weihnachtsfeier war zwar getrübt dadurch, daß ein Huhn, das wir aus diesem Anlaß erstanden haben, in der Nacht von Ratten aufgefressen worden war, aber es war trotzdem ein schönes Fest für alle Beteiligten. Ich hatte während der Zeit der Internierung wiederholt erfahren, welche Tragödien sich abgespielt haben, wenn Männer erfuhren, daß ihre Frauen sich von ihnen getrennt haben, Scheidung eingereicht haben, oder in anderen Fällen mit Amerikanern durchgebrannt sind. Zu den Depressionen, die sich bei einer jahrelangen Internierung ergeben, kamen diese privaten Tragödien, die dann manchmal mit Selbstmord endeten. Umso dankbarer ist man dann, wenn man feststellt, daß eine Frau, die, von der Bühne kommend, sich früher wenig um Hauswirtschaft und Kochen und Nähen gekümmert hat, unter geradezu trostlosen Verhältnissen sich in wunderbarer Weise bewährt hat, und ich gelobte mir damals, wenn ich jemals wieder in die Lage kommen sollte, über entsprechende Mittel zu verfügen, würde ich sie in erster Linie dazu benützen, sie wie ein indisches Götzenbild mit Schmuck zu behängen, falls ihr dies Freude machen sollte. Ich konnte dieses Gelöbnis nur in begrenzter Weise erfüllen. Ich habe es aber liebend gern getan.

In der nächsten Kreisstadt Vechta in Oldenburg meldete ich mich bei der zuständigen Behörde. Der dortige Beamte sagte mir: „Kommen Sie aus einem deutschen Lager, dann muß ich Sie für Straßenarbeiten einteilen." Meine Antwort war: „Nein, ich komme direkt aus dem amerikanischen Gefängnis in Nürnberg." Worauf er achselzuckend sagte: „Dafür habe ich keine Weisungen," und ich darauf: „Sie hätten auch kein Glück, denn ich bin 70% schwerkriegsbeschädigt." Darauf machte er seinen Aktendeckel zu, sah mich scharf an und sagte: „Sagen Sie, lebt Adolf noch?"

Bei der zweiten Meldung teilte er mir mit, daß sein Amtsleiter, ein alter KZler, mich gerne kennengelernt hätte, angeb-

lich weil er auch im Osten im Einsatz gewesen ist. Ich machte ihm das Vergnügen und hatte ein sehr nettes Gespräch mit ihm. Es war das jene Zeit, wo viele Menschen sich demaskierten. So war meine Frau auf ihrer Odyssee von Wien über Innsbruck nach Kirn an der Nahe gekommen, wo ihr Vater Ehrenbürger gewesen ist und wo noch eine alte Tante lebte, die das Sprichwort „Verwandte sind auch Menschen" Lügen strafte. Hingegen fand sie dort einen kommunistischen Ortsgruppenleiter, der ihr behilflich war, ein Öfchen zu beschaffen und etwas Brennmaterial. Es sind eben Gott sei Dank nicht die Gesinnungen und nicht die Parteien, sondern die Menschen, auf die es ankommt.

Am 6. Januar war ich wieder in Nürnberg, und dort wurde ich nun als Zeuge der Anklage freigegeben, aber von einigen Verteidigern österreichischer Funktionäre gebeten, ihnen zur Verfügung zu stehen. Ich bat daher, den Zustand der Internierung so lange aufrecht zu erhalten, bis man mich nicht mehr benötigte, denn in anderen Fällen waren die von den Amerikanern Entlassenen sofort von deutschen Behörden festgenommen und in Lager gebracht worden.

Ich machte meine Aussagen, gab zu Protokoll, was ich sagen konnte, und bin am selben Tag, wo ich meinen Entlassungsschein bekam, auch aus Nürnberg verschwunden zurück zu meiner Familie.

Das zweite persönliche Schicksal ist in einer solchen Zeit wohl reichlich uninteressant. Mit Arbeitslosenunterstützung, der Rente der Schwiegermutter, einigen durch einen alten Mitarbeiter lancierten pseudowissenschaftlichen Artikeln in einer Zeitschrift, die damals „Das Neue Ufer" hieß, bestritten wir unser kümmerliches Leben, bis ich wieder Anschluß von befreundeter Seite her an meinen einst gelernten Beruf fand und nach Herford ging, um dort bei Besatzungsbauten an der Bauleitung mitzuarbeiten. Hier ereignete sich eine Episode, die ich nicht vorenthalten will wegen ihrer Eigenartigkeit. Der Sitz der Gesellschaft war in Essen. Ich hatte unterdessen einen ehemaligen Mitinternierten, der in Chersonnes in der Ukraine

Stadtkommissar war, ebenfalls untergebracht und ich weilte gerade dienstlich bei der Zentrale in Essen, als Walter Rodde erschien, Haltung annahm, den Arm zum deutschen Gruß erhob und sagte: „Herr Generalkommissar, bitte zum Telefon."

„Bist du verrückt geworden?"

Er darauf: „Ich nicht, aber die Polizeidirektion, die am Apparat ist und den Herrn Generalkommissar zu sprechen verlangt."

Ich ging ans Telefon und erhielt dort die Mitteilung, „Herr Generalkommissar mögen sofort nach Hamburg zum englischen Militärgericht kommen." Ich darauf: „Tut mir leid, ich habe kein Geld, ich kann nicht spazieren fahren." Antwort: „Wir werden zurückfragen." Es dauerte eine halbe Stunde, dann erschien Walter Rodde wieder in vorbeschriebener Weise, nahm Haltung an, hob den Arm zum Gruß und meldete: „Herr Generalkommissar, zum Telefon, die Essener Polizeidirektion ist an der Leitung", und dann teilte man mir mit, die Kosten würden von der englischen Militärregierung getragen. Ich möge mich sofort auf den Weg nach Hamburg machen.

In Hamburg wurde ich äußerst liebenswürdig empfangen. Da es aber bereits 16 Uhr war, als ich ankam, wollte dort kein Mensch mehr etwas arbeiten; man hatte mir nur ein Quartier zugewiesen. Am nächsten Tag als ich mich meldete, fragte man mich, wie ich geschlafen, wie ich gefrühstückt hätte, und dann wurde ich zu dem zuständigen Kommandanten geführt, von dem seine Mitarbeiter sagten, er hätte sie schon nervös gemacht durch die ewige Fragerei: „UO sein die Feldfrau." Es stellte sich heraus, daß dieser Mann die Untersuchung gegen Feldmarschall von Manstein zu führen hatte und daß er gedachte, mich in irgendeiner Weise als einen Chef der Zivilverwaltung zu belastenden Aussagen gegen den Feldmarschall zu veranlassen. Er war sichtlich enttäuscht, als es damit nichts war, und ich konnte wieder abreisen. Ich erfuhr dann, daß der Ortsgendarm bei meiner Familie in der Baracke erschienen war, der wahrscheinlich ein Telefongespräch nur verstümmelt aufgenommen hatte, und meiner Frau mitteilte, daß am näch-

sten Tag die englische Militärregierung erscheinen würde, was meine Frau zu der Bemerkung veranlaßte, daß sie kaum ausreichend Platz in der Baracke finden könnte. Auch die Baustelle hatte man mittlerweilen alarmiert gehabt, bis man mich eben dann in Essen auffand. Ein andermal tauchte bei Nacht und Nebel ein bärtiger Journalist auf, der dachte, ich hielte mich hier als Flüchtling verborgen, und außerordentlich enttäuscht gewesen ist, als er abziehen mußte mit der Kenntnis, daß ich mich völlig legal und in Kenntnis der Behörden an diesem Ort befand.

*

Was dann weiter kam, ist uninteressant. Das ist private Sache. Die Rückkehr in den Beruf, den ich fast ein Menschenalter vorher erlernt hatte. Man hat nie etwas umsonst gelernt. Es kam mir alles, was ich an verschiedenen Berufen ausgeübt hatte, zugute, um eine Existenz aufzubauen und bescheiden an jenem Wirtschaftswunder teilzuhaben, das ausgelöst worden ist von denen, die als Flüchtlinge ihre Heimat verloren hatten und nun bemüht waren, unter größter Anstrengung wieder Fuß zu fassen und sich eine Existenz aufzubauen. Das Wirtschaftswunder, das ausgelöst wurde von jenen, die man aus allen Ämtern und Stellungen hinausgefeuert hatte, die man interniert hatte, ohne daß etwas gegen sie vorlag, damit die anderen Zeit hätten, in die verschiedenen Stellungen ein- und aufzurücken, und die nun in der freien Wirtschaft ohne, vielleicht sogar teilweise gegen Bonn, den so bewunderten deutschen Aufstieg auslösten. Wohin man beruflich oder privat kam, man traf in dieser freien Wirtschaft überall alte Bekannte. Ich konnte feststellen; sie alle waren etwas älter geworden und alle keuchten den Berg wieder hinauf, den wir 1945 hinuntergerutscht waren. Für sie alle galt der alte chinesische Spruch „Fallen ist keine Schande, aber liegenbleiben!“ Wer die Zeichen der Zeit richtig deutete, der erkannte „das kleine Glück ist das große Glück“ und fand im Kreise seiner Familie die Erfüllung für einen ruhigen Lebensabend im Sinne eines Wortes Schillers „Der Überlebende hat recht“.

Personenverzeichnis


VERWALTUNGSKARTE
des Generalbezirkes
KRIM
Grenze des Generalbezirkes
Grenzen der Kreisgebiete
" " ehemaligen Rayons
Sitz des Generalkommisars
" der Gebietskommisare
" der Stadtkommisare
SCHWARZES MEER
ASOWSCHES MEER
Cernestajewka
Wesseloje
Melitopol
Nowowassiljewka
Kachowka
Nishnije Szerogezy
Priasowskoje
Akimowka
Zurupinsk
Golaja-Pristan
Tschaplinka
Nowotroizkoje
Sziwaschskoje
Genitschesk
Kolontschak
Skadowsk
Armjansk
Ak-Scheich
Dshurtschi
Dshankoi
Kolaj
Fraisdorf
Kurman-Kemeltschi
Ssemer
Ak-Metschet
Eupatoria
Jlschki-Grammatikow
Bijuk-Onlar
Jslam-Tarek
Semikolodzy
Kertsch
Ssakj
Kerassubasar
Ssimferopol
Starij-Krim
Ssudak
Baschtschissaroj
Aluschta
Ssewastopol
Albat
Jalta
Balaklawa
0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 km